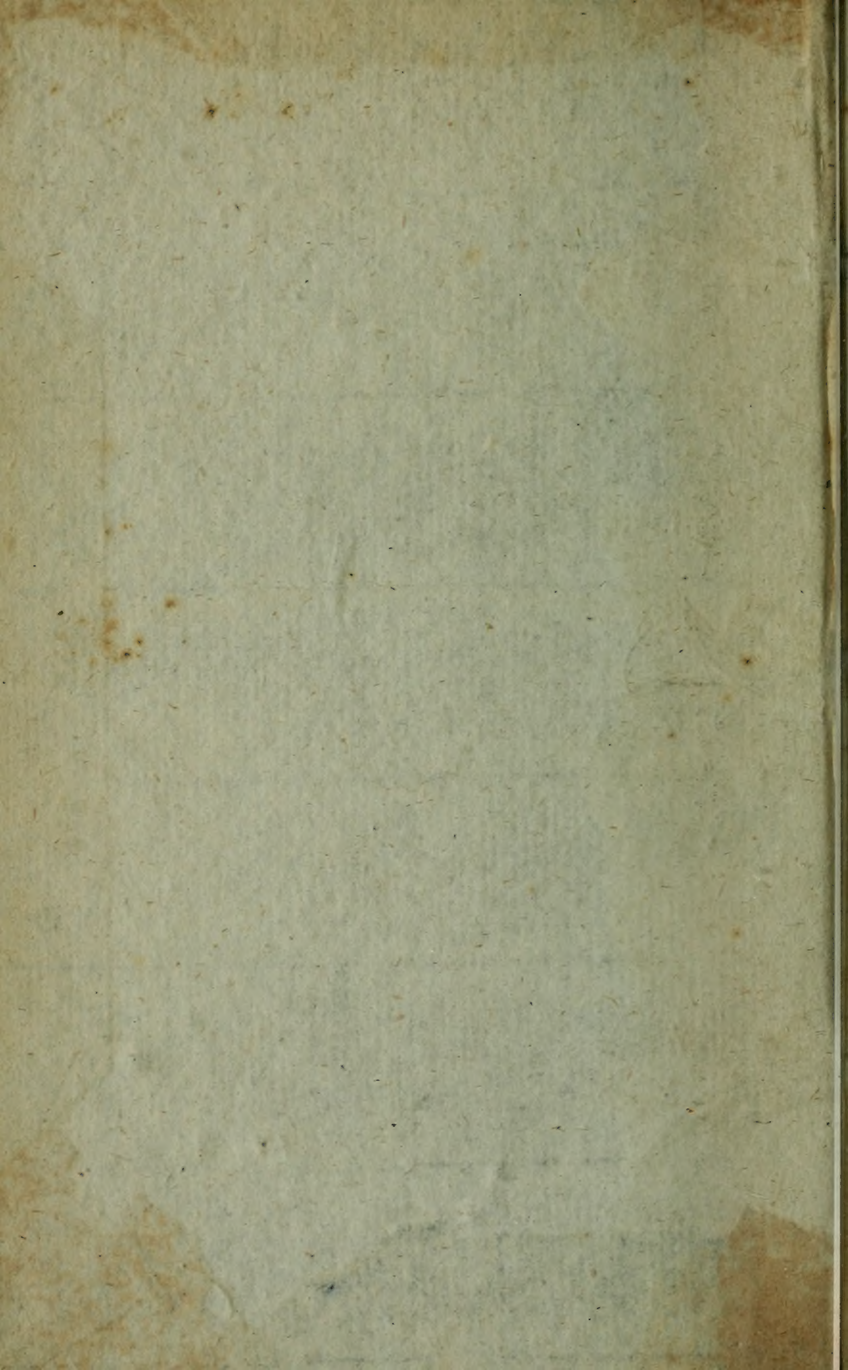
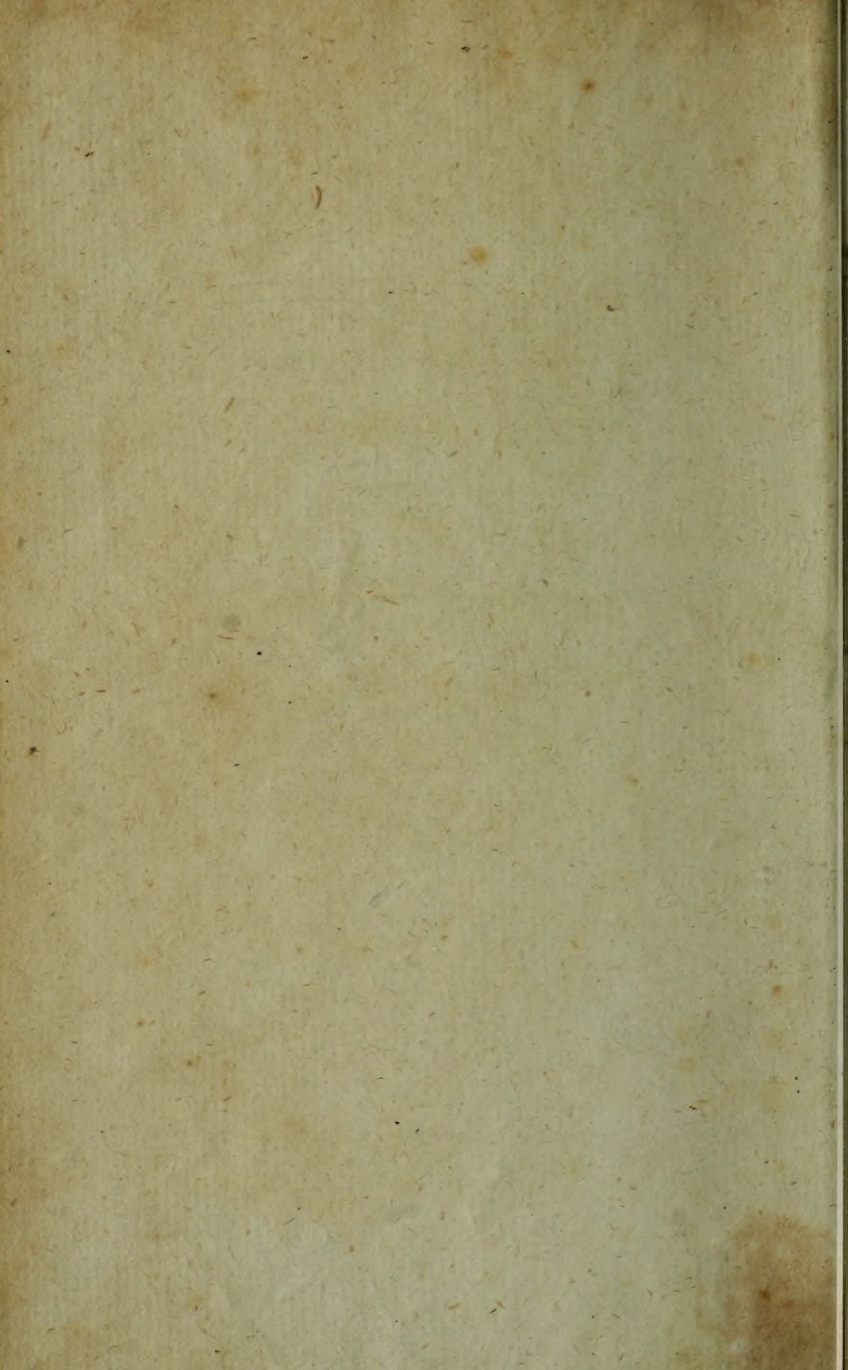








Justus Mösers sämmtliche Werke.

Siebenter Band.

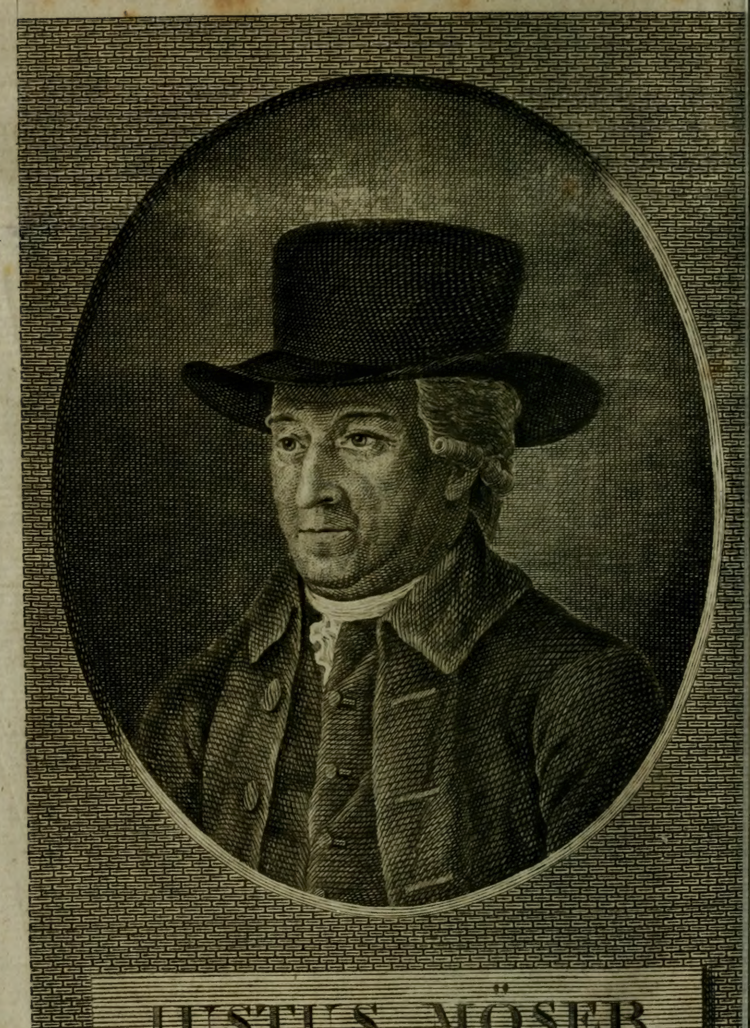
Enthaltend

die vermischten Schriften

Erster Band.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai,
1798.




IUSTUS MÖSER.
geb 1720 14 Dec gest 1794 8 Jan

Vermischte Schriften

von

Justus Möser

Erster Theil

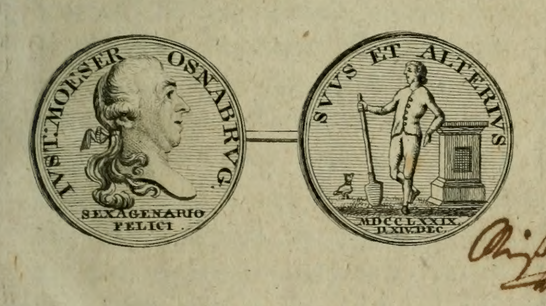
Nebst

dessen Leben.

Herausgegeben

von

Friedrich Nicolai.



Mit Königl. Preußischer Kurbrandenburgischer allergnädigster Freiheit

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai. 1797.

Leben
Justus Mösers.

Der große Mann der auf sein Vaterland und auf sein Zeitalter wirkt, gehöret seinem Zeitalter und der Nachwelt an; der originale Schriftsteller, den Lesern die ihn fassen können; der interessante Gesellschafter, dem geselligen Zirkel dem sein Umgang lehrreich und angenehm ist; der edle Freund, seinen ihm gleichgestimmten Freunden; der gewissenhafte Geschäftsmann seinem Wirkungskreise; der wohlwollende Menschenfreund, denen deren Schicksal er verbesserte, und den Hülfsbedürftigen die er unterstützte; der sorgsame und liebreiche Hausvater, seiner durch herzliche Liebe mit ihm vereinigten Familie. Möser war alles dieses in vorzüglichem Maaße: ich habe ihn in allen diesen Verhältnissen und in den meisten genau gekannt; und doch fühle ich, daß ich seinen Werth weder so lebhaft, noch so anschaulich, noch so innig schildern kann, als ich ihn empfinde. Mösers Leben selbst, seine individuelle Lage, die Beschaffenheit seiner Handlungen, die Entwicklung und die Anwendung seiner Talente, die Wirkung seiner Schriften, machen daß das Unter-

nehmen, dem großen vermischten deutschen Publikum einen Mann in seinem ganzen Verdienste darzustellen, den es nur durch einige Schriften kennt, mit vielen innern Schwierigkeiten verknüpft ist.

Der Mann, dessen loos war, Thaten zu thun die jedermann in die Augen fallen, der Eroberer, welcher länder besiegte, der Staatsmann, welcher großen ländern eine andere Gestalt gab, macht es seinem Biographen leicht, sein Verdienst und Unverdienst in helles licht zu stellen; denn alle allgemein bekannte Handlungen erklären und bestimmen selbst jedem leser die Talente und den Charakter. Aber es giebt auch der Handlungen sehr viele, welche Stärke des Geistes, Größe der Seele, Festigkeit des Charakters, wohlwollende Theilnehmung, feines Empfindniß, und vorzügliche Geisteskräfte so nothwendig erfordern, daß wer während seines lebens ununterbrochen auf diese Art handelte, nothwendig ein großer Mann gewesen seyn muß; nur daß diese Handlungen, ihrer Natur nach oder durch die sie begleitenden Umstände, dem vermischten Publikum, das ganz Deutschland erfüllet, im großen allgemeinen Gemälde oft nicht anschaulich darzustellen sind. Der Frühlingsthau erquickt und befeuchtet das land; wer mag es wagen, sein Bild vor die Augen zu bringen? So war Möser!

Er scheint von sich selbst dergleichen Gedanken gehabt zu haben, eben so sehr aus Bescheidenheit, als aus Beurtheilungskraft. Unter seinen nachgelassenen

Schriften fanden sich zwey unvollendete eigenhändige Aufsätze, worin er auf ganz verschiedene Art versucht hat sein eigenes Leben zu beschreiben. Der erste Aufsatz besteht nur aus folgenden wenigen Worten:

„Sie wollen ich soll Ihnen mein Leben beschreiben, „und zwar auf eine Art die mir Ehre mache. Allein „Sie haben nicht bedacht, daß ein Mann, von dem „man immer sagt: er sitzt und schreibt, wenig erlebt; „und wenn er sich eidlich verpflichtete, alles was ihm „anvertraut werden würde, mit sich ins Grab zu neh„men, noch weniger zu erzählen hat."

Zwar hätte dieser vortrefliche Mann gewiß sehr viel höchst Interessantes von sich erzählen können! Wohl wahr aber ists, daß vieles, was er that, in der Erzählung nicht ganz den Werth haben kann, als in der Wirklichkeit selbst. Er hatte Zeitlebens auf ein ganzes Land den wichtigsten und wohlthätigsten Einfluß; aber auf ein Land, das klein, und dessen innere Verfassung in Deutschland nur Wenigen bekannt ist. Seine Schriften haben einen ganz originalen Charakter, und erheben den Verfasser zu einem der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller; aber wegen der beständigen Beziehung auf das, was ihm am nächsten lag, sind sie in Deutschland bey weitem nicht genug bekannt und gelesen. Er besaß seltene Weltkenntniß, Menschenkenntniß, und gesellige Tugenden, die aber nur in einem eingeschränkten Zirkel, obgleich ganz ausgezeichnet, glänzten.

Der Biograph eines verdienten Mannes in England oder Frankreich darf voraussetzen, daß seine in der Hauptstadt versammelten vorzüglichsten Leser jenen persönlich kannten, oder wenigstens doch von vielem was ihn anging, einen anschauenden Begriff haben. Der Biograph eines deutschen großen Mannes muß sich erinnern, daß der beträchtlichste Theil seiner Leser den Schriftsteller vielleicht nur obenhin, und den Menschen gar nicht kennt. Wenn ich also unternehme, Mösers Verdienste und Charakter zu schildern, so darf ich nicht hoffen, beide vollkommen in das Licht zu setzen, worin ich eigentlich wünschte daß sie erschienen. Ich werde vielleicht denen, welche den großen Mann kannten, zu viel, und denen die ihn nicht kannten, nicht genug sagen. Ich kann nur einzelne Züge sammeln; vielleicht ists nicht bloß meinem Unvermögen zuzuschreiben, wenn sie für das große deutsche Publikum nicht in Einen Punkt zusammenzustellen sind, wodurch das Auge des Lesers den Mann von seltenen Verdiensten in seiner ganzen Größe erblickt.

Mösers Familie stammt aus der Kurmark her. Sein Uraltervater war zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts Rathsverwandter der Stadt Brandenburg an der Havel. Sein Aeltervater war successiv, Konrektor zu Magdeburg, zu Kiel, und zu Hamburg am Johanneum; dessen ältester Sohn Johann, Mösers Großvater, zu Hamburg gebo-

ren, ward 1683 Prediger zu Osnabrück; und dessen Sohn Johann Zacharias war daselbst Kanzleydirektor und Konsistorialpräsident, ein Vater von vier Söhnen, von denen ihn nur unser Möser überlebte. Da dieser keine männliche Erben hinterlassen hat, so geht der Namen aus; es wäre denn daß in der Mark Brandenburg noch Seitenverwandte vorhanden wären.

Im zweyten eigenhändigen Aufsatze Mösers über sein Leben, beschreibt er die Zeit seiner Kindheit und Schuljahre mit der ihm eigenen Laune, und in ganz neuer Einkleidung, indem er einen **Andern** folgendermaßen von sich reden läßt:

„Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß „er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu sei„nem Andenken aufzuschreiben, mittheilen möchte: „so verwies er auf seines Vaters, des um sein Va„terland wohl verdienten Kanzleydirektors und Konsi„storialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große „Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hätte, „daß ihm den 14ten Dec. 1720 ein Söhnlein geboren „worden, welcher in der Taufe den Namen Justus „empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art sei„ner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, „daß er sie so gut und nicht besser als Andere seines „Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene „keinen besondern Ruhm: er hätte vieles geschwin„der als Andere gelernt, und das Wenige was er ge„wußt, glücklicher gebraucht als Andere; übrigens „glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten „Kindheit an, der nachherige Helmstädtsche Professor

„Lodtmann *) und der Superintendent Bert=
„ling **) weit mehrern Fleiß angewandt hätten.
„Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter
„Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obst=
„lese lieber auf einem Baum als hinter einem Buche
„gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in
„seinen jüngern Jahren begegnet wäre, bestände da=
„rin, daß er, als er kaum das funfzehnte Jahr er=
„reicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine
„Kleinigkeit***) entwandt und, als sein Informator

*) Karl Gerhard Wilhelm Lodtmann, war 1720 zu Os=
nabrück geboren, bekannt als Schriftsteller durch die
Monumenta Osnabrugensia. Er kam im Jahr 1751 als
Professor der Philosophie und Rechte nach Helmstädt, und
starb im Jahr 1755. N.

**) Ernst August Bertling, geboren zu Osnabrück im
Jahre 1721. Er studirte mit Mösern zugleich in Jena
anfänglich die Rechte, ging aber bald zur Theologie über.
Er ward im Jahre 1748 als Professor der Gottesgelahrt=
heit nach Helmstädt berufen. Als er daselbst im Jahre
1749 Doktor der Theologie ward, ließ unser Möser als
Glückwunsch an seinen vertrauten Freund die Abhand=
lung de veterum Germanorum et Gallorum Theologia
mystica et populari drucken, wovon jetzt in seinen ver=
mischten Schriften ein deutscher Auszug erscheint.
Bertling ward im Jahre 1750 Generalsuperintendent zu
Helmstädt, 1753 kam er als Rektor und Professor des
Gymnasiums nach Danzig, wo er 1769 starb. — Es ist
beynahe zu schließen, daß Möser diesen angefangenen
Aufsatz über sein Leben schon zwischen den Jahre 1750 und
1753 geschrieben habe, weil er seinen Freund einen Su=
perintendenten nennt. N.

***) Zwölf Groschen. N.

„solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die
„Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thor
„hinaus gemacht, und in Gesellschaft einiger Preu-
„ßischen Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen
„wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier
„wäre er, weil er kein Geld bey sich gehabt, einen
„ganzen Tag die Gassen auf und nieder gegangen.
„Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt,
„und ein Almosen bitten wollen. Allein wenn er den
„Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergan-
„gen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und ge-
„zwungen hätte, eine Bitte zu wagen, worauf ihm
„ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte*). Damit
„wäre er in voller Freude zum Bäcker, und mit dem
„Brote zum Thore, worin er hereingekommen, hin-
„ausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen was er thun
„wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brot
„verzehrt hätte**).“

„So weit ging seine Erzählung von seinen Schul-
„jahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von An-
„dern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalk-

*) Es war ein Domherr. M. hatte noch einen Treffenhut auf, an dem mochte der Domherr merken, daß es nicht ein gemeiner Knabe war; er sagte ihm daher ernstlich, er sollte wieder nach Hause gehen. N.

**) Sein Vater hatte ein Haus in Iburg, dahin ging er, um sich einige Wäsche u. s. w. zu holen; denn er war willens nach Amsterdam, und von da nach Ostindien zu gehen. Die Magd im Hause merkte etwas, gab Nachricht, und so kam seine Mutter ihn abzuholen, ging auch gleich mit ihm in die Kirche, damit niemand die wahren Umstände merken sollte. N.

„haft und wild, jedoch alles mit guter Art, und bey „einem jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule „und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf, und „besonders als ein treflicher Redner bewundert wor„den, der Stoff genug zu finden gewußt, um eine „Deklamation von zwey Stunden zu halten. Hierin „hätte er alle von seinem Alter übertreffen. In seinem „zwölften Jahre hätte er und vorgedachte seine bei„den Freunde mit andern eine gelehrte Gesellschaft „errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen er„fundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser „Sprache ihre besondere Grammatik gemacht. Bert„ling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die „gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalen„der verfertigt, und das Siegel der Gesellschaft ge„stochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit „so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlä„gen nicht davon zurückbringen können."

Von einem Jünglinge, der schon in der Schule mit so viel Fähigkeit, zugleich eben so viel eigenthümliche Laune und von innen herausarbeitende Thätigkeit zeigte, ist zu vermuthen, daß er in seinen Universitätsjahren viel werde gelernt haben: eben weil ihm lernen so leicht ward, und weil sich nachher zeigte daß er so viel wußte; aber es ist auch zu vermuthen, daß er viel früher als andere Jünglinge fähig und geneigt gewesen, nicht bloß zu hören oder nachzuschreiben, sondern durch seinen hellen gesunden Verstand die von seinen Lehrern gehörten Ideen zusammenzustellen, zu vergleichen, zu beurtheilen, und dadurch eigene Gedanken zu erwecken.

Wir Deutschen suchen noch immer lebenslang einen größern Werth, als andere Nationen, in dem was im gemeinen gelehrten leben Studiren heißt, nämlich in dem lernen auf Schulen und Universitäten: denn nicht wenige Deutsche vermeinen noch immer, wenn sie die Anfangsgründe der Wissenschaften sich haben vorsagen lassen, hätten sie die Wissenschaften selbst erlangt. Daher berichten auch die Biographen unserer berühmten Gelehrten oft umständlicher als nöthig wäre, nicht nur auf welchen Universitäten und wie lange der Verstorbene studirt habe, sondern auch welche lehrer ihm mit der Metaphysik, dem ersten Gegenstande deutscher Studentenweisheit, oder mit dem was etwa neue scholastische Mode an die Stelle der ältern Metaphysik setzt, den Kopf so sehr angefüllt haben, daß für nützlichere Wissenschaften weniger Raum blieb, oder welcher steifgelehrte Antecessor und Ordinarius den Schüler durch die Irrgänge der Pandekten ohne herausleitenden Faden geführt, oder dessen gesunden Verstand über die dornichten Wege des kanonischen Rechts nicht ohne einige Verletzung habe stolpern, oder ihn im Kriminalrechte aus Vorliebe zu Kaiser Karls peinlicher Halsgerichtsordnung habe lustwandeln lassen.

Die Methode zu studiren auf den deutschen Universitäten, war in Mösers Jünglingsjahren noch ziemlich auf dem gelehrten Grundsatz gebauet: daß man für die Schule, aber eben nicht fürs menschliche leben lernen müsse; wie denn damals der Glauben

fast allgemein war: der Sitz der Gelehrsamkeit sey ausschließend nur auf hohen Schulen*), so daß man alle Gelehrsamkeit nur allein in Beziehung auf dieselben betrachtete. Die theologischen Doktoren bewahrten damals das System seligmachend zu lehren allein in ihren Fakultätssessionen, und in ihren Hörsälen zogen sie neue theologische Doktoren, die wieder das System bewahrten, und nur allzugelehrte Prediger; unbekümmert ob Layen in der Welt wären, und ob denselben die theologische Systeme und die Gelehrsamkeit der Doktoren etwas nützten. Die Rechtsgelehrten, gleich schwerfällig, wenn sie gelehrt und wenn sie elegant seyn wollten, verachteten den gemeinen Rechtsgebrauch, und wann es viel war, sprach ihre Fakultät Recht wie im alten

*) Ich selbst habe einen sehr gelehrten Mann gekannt, der noch im Jahre 1768 ganz im Ernste behauptete: Es sey zweckwidrig, in Residenzstädten öffentliche Bibliotheken anzulegen, welche, seiner Meinung nach, nur auf Universitäten vorhanden seyn müßten: „Denn, sagte er, auf „Universitäten sind die Lehrer alles menschlichen Wissens „versammelt, welche davon durch ihre Schüler in dem „übrigen Lande so viel ausspenden als nöthig ist. Diese „Lehrer also haben öffentliche Bibliotheken nöthig. Die „wenigen, in Residenzstädten und sonst befindlichen Ge„lehrten und gelehrte Geschäftsleute, können zu den Bü„chern, welche sie etwa nöthig haben, sich das Geld füg„lich vom Kaffee und anderm unnöthigen Luxus absparen." Es scheint, die Theorie dieses gelehrten Mannes stellte sich, vermuthlich a priori, den Luxus der Gelehrten in den Residenzstädten sehr groß vor. N.

Rom; ja selbst ihr deutsches Jus publicum war sehr gelehrt aufs Herkommen und auf die Demonstration gebauet, ohne Rücksicht was etwa im H. Röm. Reiche deutscher Nation, auch nur seit Kaiser Leopolds des Ersten Zeiten, sich zugetragen, oder verändert hätte: denn ein Pütter oder Steck lehrten damals noch nicht! Die Philosophen — wie sie freylich immer zu thun pflegen — disputirten und demonstrirten a priori, als wäre gar keine wirkliche Welt vorhanden, und die Erfahrung nichts werth. Bloß die Aerzte, von Sydenham und Friedrich Hoffmann geführt, suchten wenigstens das kranke wirkliche Leben einigermaßen kennen zu lernen, obgleich damals, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel Menschen an allzugelehrt schiefen theoretischen Sy[illegible]en mögen gestorben seyn, als jetzt an der allzugelehrt schiefen praktischen Beobachtung.

Der steife Lehrerton ward damals für eine unvermeidliche Beylage ächter Gelehrsamkeit gehalten. Zu der Zeit, als Möser im Jahre 1740 zuerst die Universität bezog, war es in ganz Deutschland mit der Art zu studiren beynahe so beschaffen, wie mit der damaligen Art sich zu kleiden. Steif, eingezwängt, unnatürlich waren alle Kleidungsarten; man mußte die Schlafröcke erfinden, um wenigstens zu Hause ungezwungen zu leben. Seitdem ist freylich die Art sich zu kleiden geändert und etwas natürlicher geworden, so wie auch unsere Art auf Universitäten zu studiren. Doch kommt es mir zuweilen vor, als

wäre in der letztern hin und wieder noch manches von theoretischen großen Haarbeuteln, spekulativen langen fein gerade gefalteten Manschetten, und deducirten steifen Schößen, welche dadurch weder bequemer, noch natürlicher, noch zweckmäßiger sitzen wollen, weil sie nach einer neuerfundenen Form zugestutzt sind, die ein anderes Ansehn hat als diejenige, mit welcher im Jahre 1740 unsere Universitäten sich sehr zierlich dünkten.

Möser studirte in den Jahren 1740 und 1741 zu Jena, und im Jahre 1742 zu Göttingen, einer Universität, welche damals schon, sonderlich in der Rechtswissenschaft, unter der Kuratel eines der einsichtsvollesten Geschäftsmänner, vorzüglich bestimmt war, eine hohe Schule auch für die wirkliche Welt zu werden; das war sie aber, wenigstens damals, noch nicht. Wie viel, unmittelbar nach Mösers Zurückkunft von beiden Universitäten, die damals gebräuchliche Schulphilosophie und die darnach modificirten Lehrmethoden in allen Wissenschaften auf seine Art zu denken mögen Einfluß gehabt haben, ist nicht bekannt. Gewiß ists, daß er in reifern Jahren dem absprechenden Lehrertone, welcher sonst auf Universitäten noch allgemeiner wie jetzt herrschte, eben nicht gewogen war. Und so tolerant er über Meinungen urtheilte; so lächelte er dennoch, sonderlich in den letzten Jahren seines Lebens, bey bekannten Veranlassungen über die Anmaßung derjenigen, welche glauben, durch Lehren der Theorie die Praxis der

bürgerlichen Gesellschaft regieren zu können, besonders aber derjenigen, welche jetzt wieder so laut ankündigen, daß sie mit ihren theoretischen formalen Grillen die wirkliche Welt, die sie nicht kennen, sehr kräftig verbessern oder gar umkehren wollen.

Möser wußte übrigens damals schon, daß man auf Universitäten, wenn man da nur hört, eigentlich nicht studirt, sondern daß man alsdann eigentlich zu studiren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verläßt; und daß das menschliche Leben, mit seiner großen Mannichfaltigkeit, ein höchst studirenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offenes Buch ist. Die früheste Bildung im väterlichen Hause muß ihn außerdem schon dürrer Schulweisheit abgeneigt gemacht, und ihn eher auf Weisheit geführt haben, im menschlichen Leben anwendbar. Diese wird weder durch störrige Demonstrationen noch durch steife Deduktionen erlangt, sondern bildet sich nach und nach durch Kenntniß der Neigungen und Charaktere der Menschen, und durch helle Reflexionen darüber.

Sein Vater war ein im Lande sehr angesehener, äußerst thätiger Geschäftsmann. Seine Mutter gehörte zwar zu den guten westphälischen Hausfrauen, welche das Wirthschaftswesen für den ersten Zweck ihres Daseyns halten, und die also ihre Kinder auch hauptsächlich dazu erzog; aber sie liebte doch die französische Sprache, und wies ihre Söhne auch von Jugend auf dazu an. In einem Schreiben

an mich *) berichtet er selbst, „daß er seine ersten „Schulübungen nach Marivaux gemacht, und „damals seinen St. Evremont mehr als zehnmal „durchgelesen habe." Wenn man die Schreibart und die Weltkenntniß dieser beiden französischen Schriftsteller gegen die rohe Schulgelehrsamkeit hält, welche damals in Deutschland nur allein für Gelehrsamkeit galt, so ist leicht einzusehen, daß ein Jüngling, der schon in seinen frühen Jahren ihnen so viel Geschmack abgewann, daß er sie mehrmals durchlas, hellere Ideen über Schulweisheit und wirkliches menschliches Leben von der Universität zurück brachte, oder doch bald nachher sich erwarb, als mancher von seinen grundgelehrten Lehrern je erlangt hat. Ueberdieß ist zu bedenken, daß Möser in seiner frühern Jugend sich nicht etwa nach Marivaux spitzfindigen dramatischen Stücken bildete, sondern nach dessen beiden Romanen, wie aus seinem obigen Schreiben erhellet. Diese sind aber in ihren höchst interessanten Situationen, in ihren so sehr wahren und so fein nüancirten Charakteren, voll treffender Menschenkenntniß und biegsamer Philosophie des Lebens, welche die Menschen nimmt und beurtheilt wie sie sind und seyn können, worauf die störrische erfahrungslose Schulweisheit gewöhnlich gar nicht achtet. Dem Jünglinge, der schon jene zu fühlen und zu schätzen fähig war, konnte diese wohl eben nicht sehr, wenigstens nicht lange behagen.

*) S. im gedruckten Briefwechsel Nr. 36.

Im Jahre 1746 heurathete er. Seine Gattinn, eine geborne Brouning*), war eine seltene Frau, an Geist und Herz und Kenntnissen, eines Mösers würdig. Auch der Umgang mit ihr setzte die Bildung seines Geistes auf dem angefangenen Wege fort, denn auch sie war eine Freundinn und Kennerinn der französischen Sprache und Litteratur. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte der Domherr von Bar, der durch drey Bände *Epitres diverses* in französischer Sprache bekannt ist, denen man zwar Härte in Absicht auf die Französische Sprache und Versifikation nicht ohne Grund vorwerfen kann, in welchen man aber den scharfsichtigen Menschenkenner und den wohlwollenden Menschenfreund auf jedem Blatte findet. Derselbe hatte eine Tochter**), eine der vollkommensten Personen ihres Geschlechts, von Mösern außerordentlich verehrt, und die, wie er bekannte, zu seiner Bildung viel beygetragen hat. Hier sind Spuren genug, wie sich Mösers Geist und Charakter sehr früh in einer Stadt in Westphalen sehr vorzüglich bilden konnte, zu einer Zeit, da noch in ganz Deutschland zur Bildung so wenig Gelegenheit war.

*) Ihr Vater war geheimer Sekretär des damaligen protestantischen Bischofs von Osnabrück, Herzogs Ernst August von York.

**) Man sehe ein Schreiben von ihr an Möser in Abbts Briefwechsel Nro. 16. S. 65.

Indeß würde Möser durch eine bloß französische Bildung, wenigstens als Gelehrter und Schriftsteller, schwerlich der Mann geworden seyn, der er nachher ward. Man sieht dieß aus seinen ersten Schriften, welche in diese Zeit fallen: aus dem **Versuch einiger Gemälde von den Sitten**, aus seinen Beyträgen zu der **deutschen Zuschauerinn**, aus dem **Trauerspiele Arminius**; welche Schriften alle zwischen Gottsched und Marivaux schwanken. Seine nachher herausgegebenen Werke sind durchaus von einer ganz andern Art. Ein ganz anderer Geist wehet darin; von seiner frühern Bildung nach französischen Schriftstellern ist darin fast keine Spur.

Mösers Einsichten und Talenten einen mannichfaltigern Schwung zu geben, trug besonders ein anderer, sowohl mit ihm als mit dem Domherrn von Bar innigstvertrauter Freund bey, Herr J. F. **von dem Bussche**, dessen Andenken Möser hernach eine eigene, im Jahre 1756 zuerst gedruckte Schrift: der **Werth wohlgewogener Neigungen** betitelt, widmete. Derselbe hat zwar nie ein öffentliches Amt bekleidet, oder etwas zum Drucke geschrieben, hatte aber seinen Geist durch das Studium mehrerer Wissenschaften, und durch Reisen in Italien, Frankreich und England sehr ausgebildet. Möser erwarb sich die Kenntniß der Sprachen dieser Länder, und die Lektur der besten engländischen und italiänischen Schriftsteller gab seinen Einsichten und

Talenten auf mancherley Weise eine veränderte Richtung.

Dazu trug auch zugleich selbst der Kreis seines Geschäftslebens bey, welcher ihn nothwendig auf Landeskenntniß brachte, wozu Diplomatik und Geschichtsforschung — Studien, worin er sich nachher so groß zeigte — unumgänglich nöthig waren. Doch würde er vielleicht nur ein vorzüglicher Geschäftsmann, nicht ein so sehr vorzüglicher Schriftsteller geworden seyn, wenn nicht die thätigste Zeit seines Geschäftslebens, und zugleich sein Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren — das Alter, wo gewöhnlich die Bildung eines Schriftstellers Festigkeit zu bekommen pflegt — in die Zeit des siebenjährigen Krieges gefallen wäre. Man muß sich die ganz individuelle Verfassung von Mösers Vaterlande, und die Lage der Sachen während und bald nach dem Kriege recht deutlich vorstellen, um einzusehen, welche wichtige Wirkung dieses alles auf seine Geistesfähigkeiten und Weltkenntniß, auf seinen Charakter als Geschäftsmann und als Schriftsteller gehabt hat.

Die Erschütterungen des siebenjährigen Krieges hatten, wie die Kriege überhaupt, den zufälligen Nutzen, daß viele Charaktere sich auf eine Art entwickelten, wie sonst nicht leicht. Dieser Krieg war für ganz Deutschland kritisch, noch mehr für den kleinen Staat Osnabrück.

Klein, und im Kriege, sagt schon genug für einen solchen Staat. Feinde durchziehen ihn, wel-

che durchaus ohne Bedenken alles nützen und nehmen, was der Kriegsgebrauch erfordert, den man des Wohllauts wegen Recht nennt; selbst wenn ihn Freunde durchziehen, vergessen sie nicht, auch zu nützen und zu nehmen, und wissen dieß allenfalls, dem Weltlaufe gemäß, auf irgend eine Art freundschaftlich zu benennen.

Dieser kleine Staat ist ein geistlicher Staat. Wer einen geistlichen Staat nennt, nennt eine Aristokratie, und von ganz besonderer Art, worin eine Menge Rücksichten Kombinationen und Unterhandlungen, wie in einen Brennpunkt, zusammenlaufen. Nur wenige, nämlich die Domherren, sind der Regierung, wo nicht in der That, doch dem Rechte nach, fähig, wenigstens zur Wahl des Regenten berechtigt. Jeder, der hierzu gehört, hat seine Absichten und seine Partey. Früh gewöhnt, jene und oft auch diese geheim zu halten, weil natürlich die Absichten Vieler müssen vereinigt werden, um die Absicht eines Einzigen zu erreichen, beobachtet jeder den andern beständig, sucht ihm unvermerkt zu Gefallen zu leben oder zuwider zu seyn, nachdem es die Umstände erfordern, seinen Zweck immer im Sinn behaltend und die Mittel dazu von weitem vorbereitend.

In einem solchen geistlichen Staate ist die Wahlfähigkeit im aktiven und passiven Sinne zwar in sofern angeerbt, daß die Ahnenprobe eine unnachlaßliche Bedingung ist. Aber es bleibt immer

ein grosses Problem der Klugheit, im Voraus zu sehen, wie viele von der nächsten wirklichen Regierung ausgeschlossen seyn werden, wie Wenigen es möglich ist gewählt zu werden, und wie wenig oder viel Wahrscheinlichkeit dazu bey jedem von diesen Wenigen Statt finde, um darnach sein Benehmen schon seit langer Zeit einzurichten. Zwar kann ein protestantischer Domherr in Osnabrück gar nicht Bischof werden, und seit länger als zweyhundert Jahren ist kein katholischer Domherr aus dem Kapitel, sondern immer ein Fürst oder Fürstensohn gewählt worden. Dieß ist aber nur eine zufällige Folge auswärtiger Politik. Das Recht, den Bischof und Landesherrn zu wählen, und dazu gewählet zu werden, bleibt immer den Domherren; der Fall, daß das letztere wirklich ausgeübt werde, kann durch einen Zusammenfluß unvorgesehener Umstände täglich wieder kommen, und bey jeder Wahl, selbst wenn sie schon vorher auf einen auswärtigen Prinzen bestimmt wäre, wird nicht leicht ein Domherr seyn, der nicht eine Partie zu machen oder zu verstärken, Forderungen und Absichten zu erhalten oder zu hindern hätte: ungerechnet noch die Autorität, und die Absichten und das Wirken jedes Domherrn, welche in allen geistlichen Staaten Statt finden, wenn während einer Sedisvakanz das Regiment von dem Domkapitel geführt wird.

Die Lage wird in Osnabrück noch verwickelter dadurch, daß neben dem regierungsfähigen Domkapitel, bestehend aus alten Edelleuten, die

Ritterschaft oder die Eigenthümer der Burgsitze, welche die Landtagsfähigkeit im ritterschaftlichem Kollegium haben, landtagsfähig sind, an Geburt und Ahnen den Domherren gleich, an Interesse oft von ihnen abgesondert, den unmittelbarsten Einfluß auf die Landesgeschäfte haben; und in Osnabrück ist noch dazu der größte Theil der landtagsfähigen Ritterschaft protestantisch, hingegen das Domkapitel größtentheils katholisch *). Dieß setzt eine Menge Menschen, die noch dazu sehr nahe nebeneinander leben, in eine sonderbare Thätigkeit, wovon man in einem großen monarchischen Staate kaum einen Begriff hat; und wenn dieses beständige mannichfaltige Bestreben auch nicht immer eine Schule der Menschenliebe seyn sollte, so ist es gewiß eine sehr lehrreiche Schule der Menschenkenntniß, in die besonders der unregierungsfähige Beamte des Staats geführt wird. Ist er ein Biedermann, so muß er zwar innere Güte und Festigkeit des Charakters haben, aber früh lernen, sich mit Klugheit und Vorsicht nach allen Seiten zu schmiegen, wenn er sich selbst erhalten will, um dem Staate dienen zu können.

Osnabrück ist ferner ein geistlicher Staat von ganz besonderer Art, nicht nur aus katholischen und protestantischen Domherren und Staatsbeamten zusammengesetzt, sondern auch die Rit-

*) Die Anzahl der Domherrn ist 25, worunter drey lutherisch seyn müssen, weil im Normaljahre 1624 diese Anzahl vorhanden war.

tergutobesitzer sind meist protestantisch; und das Land ist einem Landesherrn und Bischofe aus beiden Religionen wechselsweise unterworfen. Hier stoßen die sonderbarsten Kombinationen im höchsten Maaße zusammen, indem der Geist des Protestantismus sich an den Geist des Katholicismus anschmiegen soll und muß. Die Regierungsform eines geistlichen Staats ist von jedem weltlichen Staate, er habe eine Form welche er wolle, wesentlich unterschieden; denn er ist ursprünglich katholisch, gegründet auf die nach Kirchengesetzen der finstersten Jahrhunderte über alles Weltliche weit hinaus reichen sollende geistliche Gewalt, welche der katholische größere Theil der Domherren, Priester oder nicht, durch den Cölibat, von jedem Layenstaate abgesondert, im strengsten Sinne behaupten muß. Dem Geiste des Protestantismus, welcher keine geistliche Gewalt erkennet die von der weltlichen allein rechtmäßigen Gewalt abgesondert, oder gar über dieselbe erhaben wäre, sind zwar die Begriffe einer geistlichen unabhängigen Hierarchie ganz zuwider; aber die wenigen Protestanten im Domkapitel und die Beamten, welche dieser Religion zugethan sind, müssen in Absicht ihrer öffentlichen Geschäfte schon die katholischen Grundsätze gewissermaßen annehmen: denn der Staat kann einmal nicht anders als nach denselben regiert werden, und das erste Erforderniß eines praktischen Staatsmannes ist doch, daß er helfe den Staat nach denjenigen Prinzipien regieren, auf die

er gegründet ist, mögen sie sonst auch beschaffen seyn wie sie wollen, weil jener sonst nicht bestehen kann. So wird in Osnabrück, wie in sehr vielen Staaten von allerley Beschaffenheit, Wahrheit auf Irrthum gegründet, und die Folgen finden sich auch nach dem praktischen Verhältnisse des Irrthums und der Wahrheit.

Endlich veranlasset auch die dem kleinen Osnabrückschen Staate ganz eigene Verfassung, welche sich bey keinem andern findet, daß nämlich dessen Landesherr wechselsweise ein Katholik oder ein Protestant ist, wechselsweise zum Cölibat gezwungen oder verheurathet, wechselsweise ein deutscher katholischer Edelmann, welcher sechszehn Ahnen aufzuweisen hat, oder ein Prinz aus einem deutschen Kurhause, welches aber seit Menschengedenken nicht eigentlich deutsch ist, ganz eigenthümliche und verwickelte Verhältnisse. So lange ein Bischof lebt, hängt es von ihm allein ab, wem er die Besorgung der Regierungsgeschäfte auftragen will. Ist also der Bischof katholisch, so haben die Katholischen die nächste Aussicht dazu; ist er protestantisch, die Protestanten; und es bleibt natürlich, daß die Religion zu welcher sich der Landesherr bekennet, seinen Religionsverwandten immer zu irgend einigem Vortheile gereicht. Die Lage eines Staats, zumal eines kleinen, der aus Katholischen und Protestanten gemischt ist, verursacht auch ganz natürlich mehr oder minder die Aufmerksamkeit beider Theile auf einander. Die katholischen

Geistlichen, Priester oder nicht, betrachten im Herzen die Protestanten immer als Usurpatoren, welche sie noch einmal zu ihrer Kirche, sey es mit Gewalt oder mit sanftern oder sanfterscheinenden Mitteln zurückzubringen hoffen, bis dahin aber durch Mittel beiderley Art, sobald sie nur können, möglichst einzuschränken, und ihre eigene Gewalt auszudehnen suchen: und dieß können und dürfen sie vermöge ihrer größern Macht und der konsequentern Einrichtung ihrer Hierarchie wagen, und wagen es gern. Hingegen die Protestanten, ob sie gleich die Nothwendigkeit zu ihrer Vertheidigung immer wachsam zu bleiben wohl einsehen, sind dennoch allenthalben minder mächtig, in ihrer inneren Verfassung weniger konsequent, vielleicht oft auch weniger schlau. Sie geben katholischen Grundsätzen und Ueberlegungen leichter nach, als die Katholischen protestantischen, und merken sehr oft die Folgen ihrer Nachgiebigkeit eher nicht, als bis es zu spät ist. Wenn auch gleich Klugheit, Patriotismus, Achtung für Verfassung und verträgliche Gesinnungen, und Nachgiebigkeit, welche oft durch politische Rücksichten mehr, als durch eigentliche Aufklärung, der man sie zuschreibt, bewirkt werden, dergestalt das Gleichgewicht halten, daß der Staat in äußerlicher und innerlicher Ruhe bleibt; so gehen doch in den Gemüthern und in kleinen Zirkeln beider Parteyen Bewegungen vor, wovon man in einem bloß protestantischen Staate kaum einen Begriff hat. In dem Osnabrückschen Staate

macht daher die jedesmalige Veränderung des Landesherrn, die allenthalben höchst wichtig ist, eine sehr vervielfachte Bewegung in den Gemüthern. Ich kann sie mir um desto lebhafter vorstellen, da mein Freund Möser mir über manche dahin gehörige Gegenstände oft mündlich so vieles darüber erzählte. Es ist zum Beyspiele natürlich, daß zur Zeit, wenn die Lebenszeit und Regierung eines protestantischen Landesherrn und Bischofs zu Ende zu gehen scheint, die Katholischen aufmerksam werden, welchem der benachbarten katholischen geistlichen Fürsten das Bisthum Osnabrück wohl zu Theile werden möchte, und daß besonders die Domherren, welchen anscheinend die Wahl zusteht, die Augen nach allen Seiten richten, damit jeder von seinem Antheile am Wahlrechte, theils in Absicht der Wahl selbst, theils in seiner nachherigen Lage die möglichsten Vortheile ziehe. Eben so natürlich ist es, daß wenn die Regierung eines katholischen Bischofs zu Ende gehet, beyde Theile, Protestanten sowohl als Katholische, ihre Augen auf das Kurhaus Braunschweig-Lüneburg richten, und die Umstände berechnen, welche jedem nach seiner Lage und Absichten zuträglich oder hinderlich werden können.

Zu Mösers Zeiten, da der Eröffnungsfall des Bischofthums gerade in die Zeit des siebenjährigen Krieges traf, ereigneten sich ganz besondre Vorfälle. Der Kurfürst von Kölln Klemens August, ein geborner Prinz von Baiern, war seit 1729 auch Bi-

schof von Osnabrück. Da aber, nach Aufhebung der Konvention von Kloster-Seven, die alliirte Armee ins Stift rückte, so ward durch dieselbe der Bischof, als zur Oestreichschen Partey gehörig, so gut wie entsetzt. Die von demselben zur Regierung verordneten Personen führten dieselbe, gemeinschaftlich mit einigen landständischen Deputirten, nach dem Willen des kommandirenden Generals, bis zum Februar 1761, wo der Kurfürst starb. Nun trat die während der Sedisvakanz gewöhnliche Regierung des Domkapitels ein, welche bis in den Januar 1763, das heißt bis zu Ende des siebenjährigen Krieges, dauerte. Es sendete alsdann der König von England zwey Hannöversche Kommissarien zur Landesregierung, und befahl allen Einwohnern, denselben zu gehorchen. So blieb es bis in den Februar 1764. Da geschah was man vorher nicht gesehen hatte, daß der König seinem nur sieben Monate alten Sohne*) die Osnabrücksche Insul und mit ihr den Osnabrückschen Scepter zuwendete, welches wenigstens für das Land den Erfolg hatte, daß es die alliirte Armee, von der es vorher nicht viel anders als feindlich behandelt ward, nunmehr in einer ganz entgegengesetzten Gestalt sah.

*) Sterne dedicirte Ihm daher zwey Jahre hernach, in seiner gewöhnlichen Laune, ein Buch folgendergestalt:

Dem Hochwürdigsten
in Gott Vater
(nur drey Jahr alt)

Aus Zusammenhaltung aller dieser Umstände läßt sich einigermaßen Mösers Lage ermessen, welche auf seinen Charakter als Geschäftsmann und als Mensch, und auch als Schriftsteller, unstreitig den sichtbarsten Einfluß haben mußte. Er lernte früh sich in Menschen aller Art, auch von den entgegengesetztesten Gesinnungen und von dem entgegengesetztesten Interesse schicken. Daher seine Toleranz gegen menschliche Meinungen und Gesinnungen; daher seine Neigung alle Gegenstände von mehrern Seiten zu betrachten, zuweilen absichtlich von denjenigen, von welchen man sie am seltensten zu betrachten pflegt, durch welche Neigung bey ihm so viel neue Ideen erzeugt wurden. Daher aber freylich auch seine hin und wieder merkliche Neigung zu Paradoxieen und zu skeptischen Sätzen, welche zum Theile auch durch die Rücksicht auf die verschiedenen Personen und Parteyen, welche er zu schonen nöthig hatte, hervorgebracht, allemal aber sowohl durch seinen hellen gesunden Verstand als durch das hohe Wohlwollen, welches wesentliche Bestandtheile seines Charakters waren, nicht nur gemildert und unschädlich, sondern auch nützlich gemacht ward.

Als Möser von der Universität zurück kam, ließ er sich unter die Zahl der Advokaten aufnehmen; und schon im Jahre 1747 ward ihm die ehrenvolle und wichtige Stelle eines Advocatus Patriae

triae *) aufgetragen. Nicht lange darauf erhielt er noch außerdem die Stelle eines Sekretars, und nachher eines Syndikus, der Ritterschaft **). Diese letztern Aemter gaben ihm aber bis zu Anfange des siebenjährigen Krieges wenig Beschäftigung. Bis dahin, und auch noch nachher, bis zum Jahre 1768, da er zum Geheimen Referendar bey der Regierung ernannt ward, machte er sich vorzüglich als Advokat um das Vaterland verdient. Wider den an sich so nöthigen als nützlichen Advokatenstand sind nicht wenige Personen mit Vorurtheilen eingenommen, weil man freylich Beyspiele genug hat, daß er gemißbraucht worden, das Recht zu verdrehen, und hülflose Unterthanen und Mitbürger zu unterdrücken. Möser aber war ein Sachwalter der Unterdrückten im edelsten Sinne des Wortes. Er war unter allen Advokaten im Stifte Osnabrück der Einzige, welcher gegen den damaligen Statthalter und Geheimenrathspräsidenten, den Dompropst von K** †), die Feder führte. Möser selbst und an-

*) In dieser Qualität lag ihm ob die Rechtshändel zu führen, welche der ganze Staat mit Auswärtigen sowohl als mit Einheimischen (z. B. wenn diese Exemtionen von Steuern oder andere Vorzüge und Privilegien verlangten) hatte, und er entwarf alle dazu nöthige gerichtliche und außergerichtliche Handlungen.

**) Die Landstände des Stifts Osnabrück sind in drey verschiedene Korpora eingetheilt, nämlich: 1) das Domkapitel, 2) die Ritterschaft, 3) die Deputirten der Städte. Jedes Korpus hat seinen Syndikus und Sekretar.

†) Er starb kurz vor dem Anfange des siebenjährigen Krieges.

dere glaubwürdige Personen schilderten jenen Mann als einen stolzen, herrschsüchtigen und höchst intoleranten Geistlichen. Möser allein wagte es, so oft sich die Gelegenheit darbot, das Recht der Unterdrückten gegen den sehr mächtigen und höchst despotischen Statthalter vor Gerichte zu vertheidigen. Schon hierdurch erhielt er früh das uneingeschränkte Zutrauen seiner Mitbürger, so daß auch im Lande nicht leicht ein erheblicher Rechtsstreit geführt ward, in welchem Möser nicht von einem Theile wäre um Rath gefragt worden. Daher bekam er auch auf Vermittelung der Landstände, besonders der größtentheils protestantischen Ritterschaft, wie eben gedacht, die Stelle eines Advocatus Patriae.

Es ist ein merkwürdiger Zug an Mösern, daß er von Jugend auf eine Abneigung fühlte ein richterliches Amt zu übernehmen — vielleicht, weil er nicht gern entschied —; und daß er hingegen, wie er selbst oft sagte, mit Leidenschaft Advokat gewesen war: — vielleicht, weil er da mehrere Seiten eines Gegenstandes besser untersuchen, entwickeln, und gegen einander stellen konnte. Diese seine Lieblingsbeschäftigung in seinen besten Jahren hatte gewiß keinen geringen Einfluß auf die in seinen Schriften so auffallende Manier, Gründe und Gegengründe gleichsam einander entgegen aufzuführen, ja wohl gar Gründe für eine Meinung aufzusuchen, welche nicht eigentlich die seinige war. Auch beförderte seine Praxis als Advokat wahrscheinlich bey ihm die

Neigung zu Studien, welche ihn nachher so sehr auszeichneten. Wenn er z. B. in einem Rechtshandel deutlich auseinander setzen sollte, in wie fern einem Stande oder einem Gute die Befreyung von einer Steuer oder einer Gerichtsbarkeit zustehe? welche Rechte der Landesherr, oder der Gutsherr gegen den Bauren, der Verfassung gemäß, habe? ob die Geistlichkeit, nach der ersten Einrichtung, statt der unter der Benennung des Zehenten erhobenen Abgabe nunmehr den zehnten Theil aller Naturprodukte zu fordern habe*)? u. dergl. m.; so mußte er nothwendig die ältere Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes befragen, und dadurch entwickelte sich bey ihm der Keim zu vielen gelehrten Untersuchungen welche nachher in seinen Phantasieen und in seiner Osnabrückschen Geschichte so herrliche praktische Früchte trugen.

Mösers Talente als Advokat, und die Freymütigkeit mit welcher er jederzeit, ohne alle Menschenfurcht, das Recht der Unterdrückten vor Gerichte darstellte und vertheidigte, machten daß die protestantische Parthey im Lande, besonders die Ritterschaft, ihn als ihre vorzüglichste Stütze gegen die damals übermächtige katholische Geistlichkeit ansah. So ward er auch dem Hannöverschen Ministerium be-

*) Man sehe Mösers Briefe an mich No. 22; und den Auszug eines wichtigen Gutachtens über den letzten Gegenstand in den Phantasieen, IV. Th. S. 351.

merklich gemacht, welches während der Regierung eines katholischen Bischofs natürlich immer geneigt ist sich der Protestanten anzunehmen. Der berühmte Premierminister G. A. von Münchhausen ward von Mösers juristischen Kenntnissen und Rechtschaffenheit so sehr überzeugt, daß er ihm in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges sogar die wichtige Stelle eines Oberappellationsraths in Zelle anbot. Möser aber verbat dieselbe, theils wegen seiner Abneigung vor einem richterlichen Amte überhaupt, theils auf das dringende Bitten Osnabrückischer Patrioten, welche damals schon hoften, es würde ihm bey veränderter Regierung ein wichtiger Theil der Landesangelegenheiten aufgetragen werden, welche durch den Krieg schon in so kritischer Lage waren.

Als die Franzosen mit ihrer Armee im Sommer 1757 ins Stift Osnabrück einrückten, nannten sie sich zwar Freunde, aber sie forderten freundschaftlich große Lieferungen und eine Menge Fuhren, und die Winterquartiere zehrten das Land aus. Als diese Truppen darauf, nach der Aufhebung der Konvention von Kloster-Zeven, der alliirten Armee weichen mußten, wurden auch von dieser dem Hochstifte Osnabrück Lieferungen und Kontributionen aller Art aufgelegt *). Hier ward Möser auf Veranlas-

*) Wie stark das Hochstift, sowohl durch die französische, als durch die alliirte Armee mitgenommen worden, zeigt eine mit aktenmäßiger Genauigkeit, und zugleich mit vie-

sung der Stände zu den dahin gehörigen mehrentheils so beschwerlichen als delikaten Geschäften gebraucht. Er mußte deshalb oft der alliirten Armee nachreisen, und hielt sich zuweilen Monate lang im Winterquartiere auf. Die allgemeine Stimme sagt: daß durch die Art seines Betragens gewiß dem Lande einige hunderttausend Thaler und sehr viel Unannehmlichkeiten gespart worden. Denn seine Einsicht, seine Uneigennützigkeit, seine Art die wahre Lage der Sachen ins Licht zu setzen, seine simpeln Plane, Alles so viel möglich zu wechselseitiger Zufriedenheit bald zu endigen, und das Offene und Gerade in seinen Handlungen, machten ihn allenthalben sehr beliebt und erwarben ihm das Zutrauen des Herzogs Ferdinand *) und der vornehmsten Generale.

ler Laune geschriebene kleine, jetzt sehr rare Schrift: Lettre d'un Membre des Etats de l'Evechè d'Osnabruc, du 10 Nov. 1759. 4. Doch ward von England nachher ein Ansehnliches wiederbezahlt; die freundschaftlich einmarschirten Franzosen aber vergütigten nichts.

*) Damals, im Jahre 1760, ward das erste Beyspiel seines Talents zur launigen Schreibart gedruckt: das Schreiben Joseph Patridgen, Generalentreprenneurs der Winterquartierlustbarkeiten bey der hohen Alliirten Armee. (Gedruckt in diesen vermischten Schriften, I. Th. S 61 f.) Möser kam zwei Tage vor dem Geburtstage des Herzogs im Hauptquartiere zu Marburg an, schrieb in wenig Stunden dieß seine Kompliment an den großen Feldherrn, und schickte es noch am Tage seiner Ankunft in die Druckerey. Es ward sehr wohl aufgenommen, und that ihm und dem Lande, bey dem verwickelten Geschäfte das er auf sich hatte, gewiß keinen Schaden.

Mit welcher Menge von Menschen, in höchst-verschiedenen Lagen, ein Mann der in Geschäften dieser Art thätig ist, zu verkehren hat, und welchen reichen Zuwachs von Kenntniß menschlicher Charaktere und menschlicher Gesinnungen aller Art der erhält, welcher mit Mösers feinem und schnellem Beobachtungsgeiste versehen ist, braucht nicht erst weitläuftig auseinander gesetzt zu werden.

Aber es war ihm noch eine vorzüglichere Gelegenheit vorbehalten, Welt und Menschen in noch weiterm Umfange kennen zu lernen, und zugleich seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten. Er ward im Jahr 1763 gegen das Ende des siebenjährigen Krieges von den Ständen, mit Einwilligung der damals regierenden Hannöverschen Kommissarien, nach London geschickt, um mit dem engländischen Kommissariate wegen der Lieferungen des Landes an die von England besoldete alliirte Armee zu liquidiren, und deren Bezahlung zu betreiben. Die Zeitumstände veranlaßten hier, daß seine Anwesenheit in London seinem Vaterlande indirekt noch nützlicher werden konnte.

Als der Bischof und Kurfürst Klemens August 1761 gestorben war (man s. oben S. 29.), und nun, dem westphälischen Frieden gemäß, ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg der Nachfolger werden mußte: verzog sich die Bestimmung desselben doch noch zwey Jahre lang, weil der Hof zu London unschlüssig war, welcher

Prinz zu wählen sey. Man hielt endlich für vortheilhafter, anstatt des Bruders des Königs, der schon bey Jahren war, des Königs zweyten neugebornen Prinzen zum Bischofe zu machen, ob sich gleich dabey verschiedene Schwierigkeiten hervorthaten *). Gerade in diesen kritischen Zeitpunkt traf Mösers Aufenthalt in England. Da er schon vorher dem Ministerium zu Hannover so vortheilhaft bekannt war, so ward es ihm leicht, das Vertrauen des damaligen hannöverschen Ministers in london, Herrn von Behr zu erwerben, der ihn über manche die Regierung von Osnabrück betreffende Gegenstände zu Rathe zog. Die Geschäfte nöthigten ihn, acht Monate dort zu bleiben, und sein Beobachtungsgeist war nie müßig in london, in der kleinen Welt, wo für einen hellen Kopf so viel zu beobachten ist.

Der große Chatham war damals zwar nicht mehr im Ministerium, aber sein Vaterland empfand noch die wohlthätigen Folgen der weisen Verwaltung des Mannes, desgleichen keiner wieder gekommen ist. Großbritannien fand sich nach dem Frieden auf

*) Z. B. der Hof zu London verlangte vom Domkapitel zu Osnabrück, daß es, wenn der Prinz minorenn stürbe, abermals einen Prinzen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg wählen solle, wozu es sich durchaus nicht verstehen wollte. Das Domkapitel wurde überhaupt unter der Hand vom kaiserlichen Hofe unterstützt; welches sich zeigte, sobald die alliirte Armee zurückgetrieben ward, und die französische Armee sich wieder dem Stifte näherte.

einem sehr hohen Punkte der Nationalgröße so wie des Nationalwohlstandes; und obgleich Bestechung, Leichtsinn, Ueppigkeit, Verschwendung und Sittenverderbniß schon damals nur allzusehr begannen an dessen vortreflicher Konstitution unbemerkt zu nagen, so genoß Großbritannien doch die Früchte derselben noch reiner und in viel größerm Maaße als jetzt. Die Einwohner fühlten ihr Glück, und waren damals weit mehr als jetzt, so wie sie ihr Landsmann Goldsmith schildert:

Stern o'er each boſom reaſon holds her ſtate,
With daring aims irregularly great,
Pride in their port, defiance in their eye,
I ſee the lords of humankind paſs by.
Intent on high deſigns, a thoughtfull band,
By forms unfaſhion'd, fresh from nature's hand;
Fierce in their native hardineſs of ſoul,
True to imagin'd right, above controul,
While ev'n the peaſant boaſts theſe rights to ſcan,
And learns to venerate himſelf as man!

Eine solche Nation in ihrer genialischen Kraft, ja selbst

Im Uebermuthe ihres Muthes,

erscheint in unendlich mannichfaltigen Gestalten. Alles strebt mit einander und gegen einander, alles öffnet sich lebendiger Beobachtung. Landesverfassung, Politik, Industrie, Handlung, Litteratur, Schauspiele, Nationalbelustigungen, und vor allem

menschliche Charaktere von der interessantesten und verschiedensten Art, beschäftigten Mösers Aufmerksamkeit. Auch das Geringste entging ihm nicht *). Dieser Zuwachs von Kenntnissen hatte auf ihn als Geschäftsmann und als Schriftsteller einen wichtigen Einfluß. Die Menge der Gegenstände, worauf er nachher in seinen Schriften seine Augen richtete, deutet hierauf, und seine unnachahmliche Laune ward hier hauptsächlich wo nicht erweckt, doch noch mehr entwickelt.

Die Ernennung des jungen Prinzen Friedrich zum Bischofe brachte verschiedene publicistische Fragen in Bewegung. Das Domkapitel meinte der Vormund des minderjährigen Regenten seyn zu müssen, weil er ein Bischof war; und verlangte daher bis zu dessen Volljährigkeit, das heißt, zwanzig Jahre lang, das Land aus eigener Macht und unabhängig zu regieren. Der Vater glaubte der natürliche Vormund zu seyn, weil der neuerwählte Landesherr ein Fürst war, und setzte sich ohne weiteres in Besitz der Oberaufsicht und Anordnung der Regierung. Beide Theile hatten Gründe für sich, welche sie auch in gar gelehrten Deduktionen ausführten. Die

*) In seinen Phantasieen (I. Th. S. 21.) beschreibt er ein Speisehaus für Bettler im Kirchspiele St. Giles in London, wohin ihn der berühmte komische Schauspieler Shutter führte, der zum Behufe seiner Kunst, an solchen Orten die Natur im high life below stairs aufzusuchen pflegte.

Gründe des Königs von England trug Möser mit vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, und mit großem Scharfsinne vor *), sogar aus dem kanonischen Rechte, wodurch das katholische Domkapitel hauptsächlich zu siegen gedacht hatte; und außerdem war auf Seiten des Königs noch die Macht. Beide Theile schlossen endlich einen Vertrag, wobey der mindermächtige so viel erhielt, als der mächtigere ihm füglich lassen konnte. Ferner war ein großer Streit: ob das Domkapitel oder der König den Gesandten beym Reichstage zu Regensburg senden; und ob während der zwanzig Jahre, die Stimme des minderjährigen Bischofs (der doch gewiß ein Protestant war) auf dem Reichstage für eine protestantische oder vielmehr für eine katholische müsse gerechnet werden? welches leztere, nach der sonderbaren Behauptung des Domkapitels, nothwendig seyn sollte. Man fand bald den kurzen Ausweg, daß den Rechten beider Theile unbeschadet, während der zwanzig Jahre die Osnabrücksche Stimme am Reichstage ganz ruhen sollte, wo so manche nicht ruhende Stimme wenig entscheidet. Die Regierung des Landes

*) Die Deduktion ist betitelt: Rechtliche Behauptung der Gründe, worauf die von Sr. K. M. v. Großbritannien in Ansehung der Osnabrückschen Bischofswahl und der Regierungseinrichtung im Stifte — genommenen Maaßregeln gebauet sind. 1767. Fol. In den jezt gesammelten vermischten Schriften Mösers, hat von dieser Deduktion nichts eingerückt werden können, weil die Ausführung eines vergessenen publicistischen Streits allzuwenigen Lesern interessant seyn würde.

aber war wesentlich, konnte nicht ruhen; diese dem Könige von England zu lassen, der sie schon übernommen hatte, mußte das Domkapitel zugeben: und Möser, der eines Theils dieser Angelegenheiten wegen schon in London war zu Rathe gezogen worden, bekam vom Könige insgeheim den ehrenvollen Auftrag, daß nichts zur Ausführung beschlossen werden sollte ehe er sein Gutachten darüber gegeben hätte, die Sachen möchten nun vor den Hannöverschen Minister in London, oder vor die Regierung, oder vor die Landschaft gehören *).

Das heißt: Möser war während der Minderjährigkeit des Bischofs, also an zwanzig Jahre lang, nicht dem Titel und Range nach, aber in der That, der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß in die wichtigsten Regierungsangelegenheiten. Es läßt sich für einen angesehenen Geschäftsmann nicht leicht eine delikatere Lage denken: denn er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen; und

*) S. Mösers Briefwechsel mit mir, den Brief No. 2. vom 26 Jun. 1765. Er sagt daselbst ausdrücklich: „Er sey „vom Könige dem kleinen Bischofe zugeordnet, und „schlechterdings instruirt in allen Sachen sein Gutach„ten vorher abzugeben." Diese eigenhändige Nachricht Mösers ist um desto merkwürdiger, da Personen welchen sonst die Geschichte der letzten Regierungsveränderung wohl bekannt ist, nicht wußten, daß Möser schon von Anfang an einen so entschiedenen Einfluß in alle Regierungsangelegenheiten gehabt habe.

sollte das so oft entgegengesetzte Interesse zugleich beider Parteyen besorgen *). Der Einsichtsvolleste hätte hier scheitern können; und es würde kein Beweis eines wesentlichen Fehlers seyn, wenn ein Geschäftsmann in solcher schwierigen Lage, auch bey der unbescholtensten Aufführung, irgend einer der entgegengesetzten Parteyen hätte mißfallen müssen. Aber es ist ein Beweis der seltensten Geschäftsgaben, verbunden mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit: daß, bey so manchen vorkommenden äusserst verwickelten Fällen, jedermann mit Mösern zufrieden war, auch nachdem der Fürstbischof wirklich zur Regierung kam: eine Epoche wo sich gewöhnlich manche Gesinnungen zu entdecken pflegen, die unter einer vormundschaftlichen Regierung verborgen blieben. Und als damals in vielen Stücken Manches sich änderte, blieb Mösern dennoch fortdauernd das Vertrauen des Bischofs und der Stände.

Im Jahre 1762 war ihm mit Beybehaltung seiner andern Aemter, von dem während der Sedisvakanz regierenden Domkapitel, die mit einem gu=

*) Dieß dauerte viele Jahre lang. In seinem Briefe an mich No. 43, schreibt er bey Gelegenheit seines Amtsjubiläum (s. unten S. 46 die Note): „Ich kann mit Wahr„heit sagen, daß mich in den funfzig Jahren vieles er„freuet, wenig betrübt und nichts gekränkt hat, unge„achtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem „ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die „Beschwerden und für Jene die darauf zu ertheilenden „Resolutionen angebe, et sic vice versa."

ten Gehalte verknüpfte Stelle eines Justitiarius beym Kriminalgerichte*) in Osnabrück verliehen worden. Im Jahre 1768 legte er dieses Amt wieder nieder, als er die wichtige Stelle eines geheimen Referendars bey der Regierung erhielt, in welcher er zum großen Nutzen des Landes bis an sein Ende verblieb.

Im Jahre 1769 bekam er eine Zulage zu der Pension, welche er schon vorher, für die vielen dem Lande während des Krieges geleisteten Dienste, aus der Landeskasse genossen hatte. Es verdient hier wörtlich eingerückt zu werden, was Möser mit der ihm eigenthümlichen Laune über diese unverlangt erhaltene Zulage auf einen Brief des Hannöverschen Ministers eigenhändig geschrieben hat. Es charakterisirte Beider edle Gesinnungen. Möser sagt:

„So wie mir die neue Zulage ohne mein Wissen, „und ich möchte sagen wider mein Verlangen „zugelegt war, indem ich auf mehrmaliges Sondiren „der Regierungsräthe erklärt hatte, wie ich in allem „genug hätte, und doch nicht mehr als einen Pudding „auf den Tisch bringen lassen wollte, wenn ich auch „zehnmal so viel einzunehmen hätte; eben so hatten „sie noch an einen neuen Rang und neuen Titel**) für

*) Vermöge dieser Stelle hatte er die vorfallenden Inquisitionen zu führen, und das dahin gehörige zu besorgen.

**) Möser hatte bis dahin keinen Titel von der Regierung erhalten; der Titel eines Justizraths den er von 1762 bis 1783 führte, ward ihm vom Publikum nur zufällig gegeben, weil nämlich sein Vorfahr in der Stelle eines Justitiarius beym Kriminalgerichte denselben gehabt hatte;

„mich gedacht, wie mir der Regierungsrath v. d.
„Bussche eröffnete: ich schrieb deswegen bey Gelegen-
„heit der Danksagung für die Zulage an den Minister,
„daß er mich ja mit Titeln und Hörnern verschonen
„möchte, indem ich das Recht durch einen Zaun zu
„kriechen nie daran geben wollte. Hierauf antwortete
„der Herr von Behr:

London, den 18ten Juli 1769.

„Die gute Gesinnungsart von Ew. Wohlgeboren
„bestätigt Deroselben geehrtes vom 8ten dieses Mo-
„nats; ich bin allemal davon überzeugt, und das
„Wenige was der König, Namens des Herrn Bi-
„schofs, Denenselben gnädigst zugewandt haben,
„bitte ich nicht als eine Ermunterung zu Dero fer-
„nern Bemühungen für das gemeine Beste, son-
„dern als ein Zeichen des guten Willens anzusehen,
„den man stets für Dieselben heget. — Was den
„Titel anbetrift, so denke ich wie Ew. W., daß es
„eine sehr gleichgültige Sache für einen verdienten
„Mann ist. Denenselben wird die Wahl darunter
„allemal frey stehen. Ich mache mir aber eine
„Ehre daraus, daß Ew. W. ich hierunter besser ge-
„kannt habe, als der Herr R. R. v. d. B. Wenn
„es einst so weit in einem Lande kommt, daß die
„Ehrenstellen darnach gerechnet werden, wie man
„sich am meisten um das gemeine Beste verdient
„macht, so halte ich es für glücklich." — —

Im Jahre 1783, bey dem wirklichen Regie-
rungsantritte des Fürstenbischofs, nahm Möser auf

Aber das Domkapitel, welches Mösern die Justitiarstelle
ertheilte, kann sede vacante zwar erledigte Aemter verge-
ben, aber nicht Titel beylegen. N.

wiederholtes Verlangen der Regierung den Titel als Geheimer-Justizrath an.

Wie große Dienste er dem Hochstifte Osnabrück geleistet hat, läßt sich hier vor den Augen des ganzen Deutschlands nicht deutlich schildern. Möser mag mich selbst entschuldigen, ungeachtet der bescheidene Mann, als er eine allgemeine Wahrheit vortrug, gewiß nicht an sich selbst dachte. Er sagt*):

„Deutschland macht kein recht vereinigtes Ganze „aus, wie andere Reiche. Es hat keine Hauptstadt „wie Frankreich und England, und folglich stehen „diejenigen Personen, welche dem Staate und gemei„nen Wesen dienen, oder auch sonst in stiller Größe „leben, nicht auf der Höhe und in dem Lichte, wor„in sie sich in jenen Reichen befinden. Wir können uns „also nie schmeicheln, solche Biographieen zu erhal„ten, wie unsere Nachbarn haben. Wir können „höchstens Helden und Gelehrten (und dergleichen „Muster brauchen wir sogar viel nicht); aber nie den „Mann, der dem Staate im Kabinette und auf dem „Rathhause dienet, zu einem Türgot oder Beckford „machen. Der Minister eines Bischofs oder Reichs„grafen mag seinem kleinen Staate noch so große „Dienste leisten und zehntausend Unterthanen glücklich „machen; sein Ruhm wird mit ihm bald in die Gru„be sinken, wenn er auf einen solchen Biographen „warten soll, wie die Engländer und Franzosen „haben."

Meine Leser werden es mir also um so leichter vergeben, daß ich von Mösers Verdiensten als Ge-

*) S. Phantasieen I. Th. S. 361.

schäftsmann hier weiter nichts genauer auseinander setze, selbst verschiedene wichtige Gegenstände betreffend, wovon ich unterrichtet seyn könnte. Dieß bliebe allenfalls einem Biographen überlassen, der ihn bloß für Osnabrücksche Leser schildern wollte. Aber es ist leicht einzusehen, daß Mösers Verdienste in seinem Geschäftsleben außerordentlich groß gewesen seyn müssen, wenn man sich die oben beschriebene komplicirte Verfassung des Stifts Osnabrück deutlich vorstellt, nach welcher bey jedem dortigen Geschäftsmanne, der nahe am Ruder der Regierung steht, manche schwer zu befriedigende Forderungen zusammen kommen müssen; und wenn man dabey bedenkt, daß Möser in einer so langen Reihe von Jahren und unter so mannichfaltigen Veränderungen, dennoch ununterbrochen den Beyfall aller Parteyen, zugleich des hannöverschen Ministers, des Bischofs, und der Landstände*), ja des ganzen Publikums Vertrauen bis an sein Ende hatte, und daß besonders auch das Domkapitel, dem er zuweilen entgegen arbeiten mußte, ihm nie die seiner Rechtschaffenheit gebührende Hochachtung versagte.

Und dieses seltene Vertrauen erhielt Möser nicht etwa durch jene schleichende Politik, welche bey Män-

*) Ein Beweis einer ausgezeichneten Hochachtung ist das Fest auf Mösers funfzigjährige Amtsfeyer, welches die Osnabrücksche Ritterschaft den 17ten Jänner 1792 (zwey Jahre vor seinem Tode), veranstaltete, welches Hr. D. Kleuker in der Berlinischen Monatsschrift (März 1792 S. 300) rührend beschrieben hat.

Männern, die sich in wichtigen Staatsbedienungen lange erhalten, nur allzuoft zu finden seyn soll. Er wußte nicht etwa bey jeder Parteh sich schlau hinzuzudrängen, kleine Absichten zu errathen, um durch deren Beförderung größere Absichten für sich selbst zu erreichen, ungebührliche Gefälligkeiten zu erzeigen um gleiche zu erwarten, den guten Namen eines andern zu untergraben um dessen Einfluß zu mindern, zwey Parteyen zu erwecken um eine durch die andere zu lähmen, auf geheimen Wegen das zu suchen was auf öffentlichen ohne Scham nicht zu erlangen wäre, seine wahren Absichten und Handlungsarten unter fremden Schein zu verstecken, um die welche sie hindern konnten irre zu führen, den der seinen Absichten nicht entsprach insgeheim zu stürzen damit er nicht schaden könne, und wo dies nicht Statt fände, allenfalls sich zu rächen um furchtbar zu bleiben; und was der Künste mehr sind welche in vielen Ländern die Staatspraxis von jeher an die Hand gegeben hat. Möser kannte sie alle; dafür bürgt seine große Welt- und Menschenkenntniß. Aber sein Charakter war viel zu edel, als daß er sie selbst jemals hätte brauchen wollen. Zwar besaß er vollkommen die feine Weltklugheit, welche lehret Menschen und ihre Absichten richtig zu beurtheilen, und schnell die Mittel zu finden wie man auf sie und durch sie wirken kann. Er wußte, wann er schonen, wann er nachgeben, wann er einen Theil aufopfern mußte, um das Ganze zu erhalten. Er wußte, wann er zu schweigen

und wann er zu reden hatte, und wie mit jedem zu reden war, um ihn zu dem geneigt zu machen was ausgeführt werden sollte. Vorzüglich viel wirkte auch das Vertrauen, welches jeder in ihn setzte; und die Hauptstütze dieses Vertrauens waren die allgemeine Meinung von seiner so oft erprobten Klugheit, die einstimmige Ueberzeugung von seiner großen Einsicht und Erfahrung in allen Landesgeschäften, wodurch er fähig war Alles leicht einzusehen und auszuführen, sein allgemein erkannter Biedersinn, seine allgemein erkannte offene und redliche Art zu handeln. Wer etwas Schlechtes suchte, durfte nicht hoffen ihn seinen Zwecken geneigt zu machen; wer aber etwas Gutes, etwas Billiges, etwas dem Vaterlande Ersprießliches auszuführen meinte, dem zeigte er sich immer bereit so viel möglich beyzustehen. Doch war es ihm nicht genug daß gute Absichten auszuführen wären; er ließ die besten Vorschläge ruhen, bis er die Mittel ausgefunden hatte welche deren Ausführung möglich machten: wohl wissend daß ohne Ausführung die schönsten Vorschläge wenig werth sind. Zugleich war er weit von dem Eigensinne der theoretischen Staatsmänner entfernt, welche, wenn sie unzulängliche Mittel ausgedacht haben, diese blindlings anwenden, ohne Rücksicht ob je dadurch der Zweck könne erreicht werden *).

*) Mercier sagt sehr treffend von dem durch sein Wohlwollen so schätzbaren und durch seine Unfähigkeit zur Ausführung der Geschäfte als Staatsminister so unbe-

Es giebt nicht wenig Geschäftsleute die mit den Geschäften beynahe zu Werke gehen wie die Engländer bey Bezahlung ihrer Ausgaben: die kleinen welche ihnen eben unter die Hand kommen, werden mit baarem Gelde, alle größere aber durch Papier und Anweisungen auf Andere abgemacht. Möser arbeitete in allen wichtigen Geschäften selbst; und wenn er Andern minder wichtige übertrug, so hatte er auch diese reiflich durchdacht, und gab entweder im Voraus Anleitung wie sie auszuführen waren *), oder beurtheilte das was jene gearbeitet hatten, nach eigener

deutenden Türgot: „Trop entêté de ses idées, avec des „lumières et des vertus, il n'avait aucune connaissance „des hommes. Demi-économiste, pétri de bonnes in„tentions, voulant le bien et le cherchant, son en„têtement le mit de niveau avec l'ignorance, parce qu'il „lui ôta la connaissance détaillée et la vraie conduite de „l'homme d'état proprement dit." (*Tableau de Paris* T. VIII. Chap. DCXLVI.) Man könnte etwas ähnliches von Necker sagen, bey welchem Selbstvertrauen und guter Willen ohne Kraft vielleicht ungefähr so wirkten, wie bey Türgot Theorie und Eigensinn. Auch kann man beynahe auf Necker anwenden, was Mercier gleich darauf von Türgot sagt: „Il débuta par des réformes absolument „inutiles, *au lieu de profiter de l'instant de faveur et d'en„thousiasme qu'il avait inspiré*, et dont il jouissait, pour „frapper avec force et fermeté un coup régénérateur."

*) Möser legte in den Phantasieen (IIr Theil Seite 222.) einem reisenden Franzosen folgendes in den Mund das sehr vermuthlich von ihm selbst gelten soll: „Was wür„de es für eine beschwerliche Arbeit seyn, alle Sachen „selbst einzusehen, und so wie euer Hr. M . . . thut,

Einsicht, ohne sich jemals bloß auf Andere zu verlassen. Hiezu half ihm sein durchdringender Geist, von jeher gewohnt jeden vorkommenden Gegenstand ganz durchzudenken und nichts anzugreifen was er nicht übersah.

Mösers gründliche Gelehrsamkeit unterstützte seinen natürlichen Scharfsinn, und hinderte oder verwirrte nie den klaren Blick des gesunden Verstandes, welches sonst bey gelehrten Geschäftsleuten eben nicht selten ist. Addison, einer der ersten engländischen Schriftsteller, welcher durch Gunst und durch die große Meynung die man von seinen allgemein anerkannten Talenten hatte, die hohe Würde eines Staatssekretars erhielt, mußte sie niederlegen, weil er bald selbst seine Unfähigkeit fühlte *). Er konnte im Parlamente nicht reden, ohne daß seine Begriffe sich verwirrten, ja er blieb einmal gleich beym Anfange der Rede stecken; er war zurückhaltend, taciturn und ängstlich, wenn er im Geheimenrathe und sonst über Geschäfte sprechen sollte; er konnte oft selbst mit gemeinen Expeditionen nicht fertig werden, weil er in der Wahl der Ausdrücke künstelte, und immer schön schreiben wollte. Das war bey Mösern

„bey jedem Ja und Nein, was er auf die eingekomme-
„nen Vorstellungen setzt, mit einem Buchstaben noch be-
„sonders zu bemerken, ob das Nein solle piano, andan-
„te, andantino; grave, forte, piacevole, grazioso, oder
„staccato und allabreve ertheilt werden?"

*) S. *Johnson's* Life of Addison in Johnsons Works (London 1787. gr. 8.) Vol. III. S. 67. ff.

gar nicht der Fall, dem alles leicht ward was er unternahm, der jederzeit natürlich und zweckmäßig redete und schrieb, und weil er überhaupt niemals Gelehrsamkeit zeigen wollte, sich auch nie einfallen ließ, nach Gelehrsamkeit oder zierlicher Schreibart da zu haschen, wo sie nicht hingehören.

Ein Engländer welcher über Gelehrte und gelehrtes Wesen ein zwar nicht schlechtes, aber doch auch nicht klassisches Buch geschrieben hat, behauptet*): „Gelehrte könnten Staatsmänner, aber „Staatsmänner nicht leicht Gelehrte werden.“ Dieß mag wahr und falsch seyn, nachdem man es nimmt; wie mehrere allgemeine Sätze. Staatsmänner werden freylich nicht leicht eigentliche Gelehrte werden können oder wollen, weil Gelehrsamkeit, so wie wir sie nun einmal jetzt durch Bücherlesen erlangen und durch Bücherschreiben anwenden, von Jugend auf ein anstrengendes Studiren erfordert; daher schwerlich jemand im reifern Alter ein solches Studium erst wird anzufangen Lust haben, wenn er nicht etwa gelehrt war, ehe er zu den Geschäften kam, wie z. B. Thuanus, Grotius, und Bolingbroke. Daß aber zum Geschäftsmanne andere Talente gehören als zur Gelehrsamkeit, davon ist schon Addison ein sehr auffallendes Beyspiel, ein Mann der noch dazu nicht ein bloßer Stubengelehrter war,

*) S. Essay on the manners and Genius of the literary character, by *J. d'Israeli*, (London 1795. 8.) S. 182.

sondern in der großen Welt lebte. Noch weniger wird also der Gelehrte, welcher bloß in seiner Studierstube mit Büchern umzugehen gewohnt ist, und am allerwenigsten derjenige, bey dem selbst das was er praktische Vernunft nennt, wenig mehr als theoretisches Formenspiel genannt zu werden verdient, der Gelehrte, der an einer todten politischen Theorie klebt, womit er doch meint den Staat regieren oder gar umformen zu können, auch nur in den untern Geschäftsstellen je ein mäßig brauchbarer, geschweige ein vorzüglicher Mann werden; er müßte denn die unter den Weisen a priori so seltene Klugheit besitzen, seine spekulative Weisheit auf der Studirstube zu lassen, wenn er in die wirkliche Welt tritt. Denn in jedem Staate, ja in den kleinsten oft am meisten, kommt alles bloß auf Wirkung und Gegenwirkung an, wobey die todte formale Spekulation so gut wie gar nichts hilft; weil bey dieser alles auf einförmigen einseitigen Gang eigener Ideen, nichts auf Gegenwirkung berechnet ist, welche doch in der Welt nirgend fehlt und fehlen kann*). Daher wird, um in

*) Ich kann nicht umhin, hierbey auf Herrn Büsch's Erfahrungen zu verweisen, besonders im 1sten Bande auf die überaus schöne Abhandlung über die Einförmigkeit und auf die eben so treflichen Gespräche über den gesunden Menschenverstand worin diese und andere von der Menge unserer Stubengelehrten oft verkännte Wahrheit mit vielem Scharfsinne auseinandergesetzt sind. Besonders S. 134. S 169 ff. S. 209. S. 214. S. 217 S. 258. 271 Dieses höchst schätzbare Buch wird bey weitem nicht so allgemein gelesen, als es verdiente. Es

allen Geschäften, besonders aber in Staatsgeschäften brauchbar zu seyn, hauptsächlich erfordert, eine lebendige Kenntniß der Menschen, ihrer Charaktere, ihrer Gesinnungen, besonders des großen Hebels aller menschlichen Geschäfte, der Leidenschaften und Neigungen der Menschen, und der Art auf diese Neigungen zu wirken. Diese Kenntniß erwarb sich Möser schon sehr früh, und benutzte mit hellem Sinne seine zufällige Lage, um sie leicht erwerben zu können, wie oben ist angeführt worden. Dieß machte ihn vorzüglich geschickt zu allen Weltgeschäften überhaupt und zu Staatsgeschäften insbesondere.

Ob aber Möser gleich in einer langen Reihe von Jahren in Staatsgeschäften, bey Kriegesheeren und überhaupt in dem großen vermischten Zirkel des Weltlebens zubrachte; so ward dadurch doch nie sein Herz verhärtet oder unempfindlich gemacht*).

sollte in jedes jungen Mannes, der zur Gelehrsamkeit oder zur Geschäften erzogen wird, besonders aber auch in den Händen der Prinzen und ihrer Lehrer seyn.

*) Tout homme qui vit beaucoup dans le monde, me persuade, qu'il est peu sensible; car je ne vois presque rien qui puisse y intéresser le coeur, ou plutôt rien qui ne l'endurcisse; ne fut-ce que le spectacle de l'insensibilité, de la frivolité & de la vanité qui y regnent. S. *Oeuvres de Chamfort* T. IV. p. 85. So war das Weltleben im ehemaligen Frankreich; in Deutschland ists hoffentlich nicht völlig so arg. Doch giebt auch bey uns das Weltleben, ob es gleich nicht zu vermeiden ist, und nicht vermieden werden muß, dem denkenden und wohl-

Nie verlor er im geräuschvollen Weltleben weder den innigen Sinn für Moralität und Tugend, die Frucht reifen Nachdenkens im einsamen Studirzimmer; noch den Sinn für häusliche Glückseligkeit, für Menschlichkeit, für Theilnahme am Wohle Anderer, für Mitleiden und für alle feine Empfindungen und gesellige Tugenden, die vorzüglich seinem eigenen häuslichen und freundschaftlichen Zirkel eigen waren.

Der Vorsatz solche für die Menschheit und die bürgerliche Gesellschaft wohlthätige Gesinnungen unter seinen Mitbürgern zu befördern, gab Gelegenheit zu den Aufsätzen welche ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens am meisten beschäftigten. Sie wurden nachher unter dem Titel: **Patriotische Phantasien** in vier Bänden zusammengedruckt, und er ward dadurch hauptsächlich in ganz Deutschland als einer der vorzüglichsten Schriftsteller bekannt.

Im Oktober des Jahres 1766 fingen nämlich die **Osnabrückschen Intelligenzblätter** *) unter Mösers Aufsicht an, und blieben unter seiner Aufsicht bis in die Mitte des Jahres 1782. Er hatte im Sinne, in diesen Blättern den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Gesetzen, und

wollenden Manne Gelegenheit genug sich in seine Hütte zu wünschen wo er sich selbst leben kann.

*) An den Osnabrückschen Unterhaltungen, welche der jüngere D Lodtmann zu Osnabrück herausgab, hat Möser nie Antheil gehabt, ob dieß gleich im Gelehrten Deutschlande vermuthet wird.

der Verfassung des Landes Nachricht zu geben, wozu er die Materialien aus seinem eigenen Geschäftskreise nahm; aber eine andere Absicht welche er weniger öffentlich ankündigte, war: verkannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang zu verschaffen, und „nützliche Wahrheiten die ihm „von seiner Erfahrung aus dem täglichen Leben in „die Hand gegeben wurden, auf eine dringende Art „einzuprägen*)," menschlichere Gesinnungen mehr zu verbreiten, häusliche Frugalität zu befördern, selbst für feinere Empfindungen und bessern Geschmack mehr Raum zu gewinnen, dadurch die Einwohner, worunter mehrere selbst vornehmen Standes noch ziemlich roh waren, einer bessern Kultur näher zu bringen und eine gewisse Vereinigung der kultivirten Menschen unter sich zu bewirken. Hiezu wendete er seinen Geschäftskreis, seine Gelehrsamkeit, seinen Witz, seine Welterfahrung, und seine ernsthafte und Erholungs-Lektur an. Er war gleich einer arbeitsamen Biene, welche, ihrem kleinen wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebauet hat, und sodann ausfliegt in anmuthige, von der Sonne beschienene Gefilde, Honig aus den schönsten Blüthen zu saugen, aber mit dem Honige Stoff zu neuen Zellen einbringt und also selbst durch ihre angenehme Wanderung das allgemeine Wohl befördert.

*) Möser sagt dieß wörtlich in seinem im Briefwechsel abgedruckten Briefe an mich Nr. 11.

Daher sind viele von diesen höchstschätzbaren durch den Abdruck der Phantasieen in ganz Deutschland bekannt gewordenen Aufsätzen eigentlich nur lokal für Osnabrück. Es geht dabey für uns Leser außer diesem Lande freylich etwas verloren. Sollten wir aber diese edlen Trauben gar nicht kosten wollen, weil sie einen gout de terroir haben? Jeder bewundert gewiß immer in Mösers patriotischen Phantasieen seine weitläuftige Gelehrsamkeit, welche er auf eine bisher kaum irgendwo bemerkte Art zum allgemeinen Besten anzuwenden wußte, seinen Reichthum von Einkleidungen, um oft gesagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit zu geben, die unerschöpfliche Laune womit er ernsthafte Gegenstände aufheiterte, und die über das Ganze ausgebreiteten milden Gesinnungen des Wohlwollens, der Gutherzigkeit und der Menschlichkeit.

Freylich war es hiebey etwas unbequem, daß mehrere Gegenstände, welche sich auf die innere Verfassung von Osnabrück beziehen, ungeachtet der gelegentlichen Erklärungen, zuweilen von auswärtigen Lesern nicht genug gefaßt wurden, und daß er wegen der Art wie er sich über manche Gegenstände wegen der lokalen Lage in Osnabrück ausdrücken mußte, auch hin und wieder mißverstanden ward. Dahin gehört besonders, was er in den Phantasieen an mehrern Orten über Leibeigenschaft sagt. Es ist alles mit richtiger historischen Entwickelung und mit seltenem Scharfsinne ausgeführt; aber es

fiel sehr auf, daß Möser die Leibeigenschaft zu vertheidigen schien. Um zu sehen, daß er hierüber und über andere Gegenstände nicht anders schreiben konnte wie er schrieb, verdient seine Vorrede zum dritten Bande der Phantasieen nachgelesen zu werden. Er sagt darin unter andern:

„Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frey gesagt zu haben, wenig gedient, wenn ich nicht damit gewonnen hatte, und da mir die Liebe und das Vertrauen meiner Mitbürger eben so wichtig waren, als das Recht und die Wahrheit; so habe ich um jenes nicht zu verlieren und dieser nichts zu vergeben, manche Wendung nehmen müssen, die mir, wenn ich für ein großes Publikum geschrieben hätte, vielleicht zu klein geschienen haben würde. — Der wahre Kenner wird sich durch diese Blendungen nicht irre machen lassen. — Das Sonderbarste aber ist, daß man mich daheim als den größten Feind des Leibeigenthums, und auswärts als den eifrigsten Vertheidiger desselben angesehen hat."

Wie er hier verstanden seyn wolle, erklärte er noch deutlicher in einem Briefe an mich vom 24sten Jänner 1778 *), da er in einem freundschaftlichen Briefe offenherziger sprechen konnte, als öffentlich. Folgendes sind seine Worte:

„Ich wünschte nicht gern in dem Verdacht zu seyn, daß ich das Pro und Contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich dazu genöthigt, und ich würde gewiß dem Leibei-

*) S. in dem gedruckten Briefwechsel, No. 13.

„genthume einen offenbaren Krieg angekündigt
„haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die
„ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestände,
„deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscher-
„zen kann, ohne allen guten Anstalten zu scha-
„den."

Es möchte freylich wohl wehe thun, daß ein edler Möser über das Leibeigenthum nicht in eben dem hohen menschenfreundlichen Tone schreiben konnte, mit welchem Voltaire die Leibeigenen auf dem Jura vertheidigte, und mit welchem Wilberforce noch jährlich im Engländischen Parlamente für die Freylassung der Neger spricht. Daß aber der edle Möser nicht aus Heucheley und Mantelträgerey so schrieb, wie er schrieb, werden billige Leser einsehen, welche bedenken daß wir nirgend in Deutschland wahre, das heißt, uneingeschränkte Freyheit haben, über Gegenstände welche auf Mißbräuche von Landesverfassungen deuten, ohne weitere Umstände so zu schreiben wie ein Voltaire schrieb und ein Wilberforce spricht. Es scheint zuweilen als wäre diese Freyheit in Deutschland da, und die Gelehrten welche gern auf die Wirkung ihrer Schriften einen großen Werth setzen mögen, bereden es sich selbst; aber wirklich ist dem nicht so. Auch Möser mußte sich begnügen wenig Gutes zu stiften, wenn er nicht vieles stiften konnte. Wollte er die oben bemerkten allgemeinen Zwecke seiner Blätter erreichen, wollte er das Vertrauen und die Liebe des aus Gutsherren bestehenden Ministerium und der Landschaft

behalten; so konnte er manche Wahrheiten nicht gerade heraus sagen, so mußte er sich hüten zu beleidigen; und es wird leicht für Beleidigung geachtet, wenn man Vorurtheile geradezu angreift, die mit dem Nutzen der Mächtigen verknüpft sind.

Um Mösers Aufsätze über das Leibeigenthum nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man auch immer vor Augen haben, daß er lokal von dem im Hochstifte Osnabrück noch bestehenden Leibeigenthume spricht, welches allerdings von andrer Beschaffenheit und an sich viel milder ist, als in manchen andern Ländern, und dadurch daß die Rechte des Gutsherrn und des Leibeigenen bestimmt sind, und daß der Leibeigene gegen seinen Herrn Recht erlangen kann, weit erträglicher wird; wobey auch nicht vergessen werden muß, daß mit dem freilich immer an sich harten Zustande der Leibeigenschaft zufällige Vortheile verknüpft seyn können *). Möser gehörte nicht zu den theoretischen Politikern, welche sich mit Träumen über ein leicht zu entwerfendes, nie aber auszuführendes Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung herumtreiben; sondern er lebte in der wirklichen Welt, und suchte darin zu wirken. Er wußte sehr wohl, daß ein Uebel, welches in eine gegebene Verfassung tief eingreift, nicht allemal ganz gehoben, sondern oft nur gemildert werden kann; und zur Milderung dessen was die Leibeigenschaft Hartes hat, war Möser in seinem Ge-

*) Man sehe z. B. Mösers Phantasieen, IV. Theil. S. 323.

schäftsleben, sonderlich durch Beförderung einer unpartenischen Rechtspflege, äußerst thätig.

Mösers verschiedene Aufsätze über das Leibeigenthum in den Phantasieen haben überdieß mannichfaltigen Nutzen. Er hat zuerst den Ursprung des Leibeigenthums historisch auseinander gesetzt, und zugleich die Spuren und Folgen desselben in einer noch bestehenden Verfassung gezeigt, welches die Begriffe davon berichtigt und für die alte deutsche Geschichte, für die Verfassung und die Rechte mehrerer deutschen Länder, für die menschenfreundliche Philosophie selbst, welche gern den Leibeigenen helfen wollte, gleich wichtig ist. Z. B. sein Aufsatz: **Ueber den Unterschied der Hörigkeit und Knechtschaft** *), desgleichen die **Gedanken vom Ursprunge und Nutzen der sogenannten Hyen, Echten oder Hoden** **), sind Meisterstücke, wodurch eine Menge allgemeiner Vorurtheile und Irrthümer in dieser Materie vertilgt und ganz neue Aussichten geöffnet werden. Seine übrigen Aufsätze über den Ursprung (oder, wie er es zuweilen nennt, über die **Naturgeschichte**) des Leibeigenthums ***), wenn gleich manches mehr scharfsinnig als ganz genau historisch richtig seyn sollte, indem der Eigennutz, der Druck und die Herrschsucht mächtiger Grundbesitzer

*) S. Phantasieen, III. Theil. S. 187.

**) S. den III Theil. S. 347.

***) Z. B. Phantasieen, III. Th. S. 261. IV. Th. S. 311.

über Aermere und Schwächere noch weit mehr in Anschlag hätte kommen können *), zeigen doch die unstreitige Wahrheit, daß ehemals oft das Leibeigenthum zum Besten der Leibeigenen eingeführt und mehrentheils von ihnen selbst gewählt worden, daß daher leibeigen zu seyn ehemals ein Vortheil seyn konnte, und es noch bis jetzt in gewissen Verfassungen unter gewissen Umständen seyn kann. Nur sollten menschenfreundliche und billige Landesherren und Gutsbesitzer bedenken, daß die Umstände worunter das Leibeigenthum vortheilhaft war, fast allenthalben sich völlig geändert haben. Es ist mit der Leibeigenschaft beynahe eben so als mit dem Leibzolle der Juden. Die Juden selbst bewirkten ehemals im Mittelalter, daß sie auf allen Heerstraßen einen Leibzoll gaben, um bey ihren Handlungsreisen sicher für ihr Leben und ihre Güter zu seyn. Aber jetzt bey ganz veränderten Umständen ist der Leibzoll der Juden nichts als eine schimpfliche Erniedrigung, und eine unwürdige Gleichsetzung eines Menschen mit einem Stücke Vieh oder einem Stücke Waare. So wie dieser Zoll, sollte auch das Leibeigenthum aufgehoben werden. Daß dieses nicht geschehen sollte, wird dadurch nicht bewiesen, daß fast in allen Ländern, wo Leibeigenthum seit undenklichen Zeiten herrschet, der Bauer nicht von demselben entbunden seyn und für sich selbst sorgen mag. Dieß zeigt nur ent-

*) Man sehe unter andern Schmids Geschichte der Deutschen, I. Band, S. 433. 434.

weder stupide Unthätigkeit und Sorglosigkeit, oder auch so viel obgleich groben, doch gesunden Verstand, um einzusehn, daß bey einer bloß nominalen Freyheit ohne Mittel sie zu gebrauchen, ein schlechter Zustand noch schlechter werden kann. Und wenn im Hochstifte Osnabrück, so wie in manchen andern Ländern, Fälle vorkommen, daß Bauern sich selbst ins Leibeigenthum sogar einkaufen; so deutet dieses nur auf höchstfehlerhafte Einrichtung in Absicht auf die nöthige und ehrwürdige Klasse der ackerbauenden Menschen: daß nehmlich diese ihr dem Staate so unentbehrliches Geschäft nicht treiben kann oder darf, bis sie ihrer körperlichen Freyheit entsagt; so wie ehemals bey einer fehlerhaften Verfassung, welche die Landstraßen unsicher machte, die Juden das Recht ihren Leib zu verzollen, auch wohl erkaufen mochten, weil sie sonst ihren Leib und ihre Güter gar verloren. Es ist aber in der Natur der Sache, daß Leibeigenschaft die mehrere Hervorbringung der natürlichen Produkte und die mehrere Bevölkerung hindert. Da nun bessere Einsichten in die Regierungskunst und in die Staatswirthschaft die Wichtigkeit beider Gegenstände zeigen; so wird eine zweckmäßige, nicht tumultuarische Aufhebung immer wünschenswürdig bleiben, und die Art ihrer Entstehung nebst der Art ihrer jetzigen verschiedenen Beschaffenheit muß an jedem Orte zu einer vernünftigen Aufhebung den Weg bahnen, wobey beiden Theilen so wenig als möglich zu nahe geschieht. Möser sah dieß ein, und that in verschiedenen

denen Aufsätzen ziemlich angedeutet, und in verschiedenen andern unverhohlen angezeigt, daß das Leibeigenthum könne und müsse aufgehoben werden, und hat auch geradezu Vorschläge zur Art der Freylassung in Osnabrück gethan *). Ich weiß nicht ob ein Osnabrückscher Gutsherr es versucht hat, einen von diesen Möserschen Vorschlägen **) auszuführen. Rühmlich würde es ihm seyn: denn von obenherab muß solche Verbesserung kommen, der Bauer kann und soll nicht den Anfang machen; daß dabey zweckmäßig zu Werke gegangen werden müßte, versteht sich von selbst, und das von Mösern entworfene Formular zeigt, wie reiflich er alle dazu nöthige Umstände erwogen hatte.

Diesem Menschenfreunde war zwar, es ist nicht zu leugnen, durch die besondere Osnabrücksche Verfassung, welche er beständig nicht nur im gemeinen Leben sondern auch im Geschäftskreise vor Augen hatte, der Begriff der Leibeigenschaft gewöhnlicher geworden; und, nachdem sein Scharfsinn aus der Geschichte die Entstehung entwickelt hatte, lebte er in Gedanken mehr in der alten Zeit, wo Hörigkeit und Leibeigenthum noch wohl überwiegende

*) Z. B. im III. Theile S. 230. und im IV. Theile S. 321, 334.

**) Wie mir zuverläßig versichert worden, hat die Landesregierung in Osnabrück die Aufhebung der Leibeigenschaft in einzelnen Fällen gern, und hält sie also doch für nützlich, und wenn der Gutsherr mit seinen Bauern einig ist, hat kein Dritter etwas dabey zu erinnern.

Vortheile waren, und der Besitz des Grundes allein die Nation formirte. Er konnte daher von Heloten und Leibeigenen, welche nothwendig in die Brüche fallen müßten, wenn sie keine Aktie in der Gesellschaft die das Land unter sich theilte, hätten erlangen können, mit mehr Gleichgültigkeit reden, als in der jetzigen Lage der Dinge eigentlich schicklich seyn möchte, wo das was eine Nation bildet, noch auf andern Gegenständen beruhet, als auf der ursprünglichen Theilung des Bodens, und wo man nicht mehr als ein Wehr in den Krieg ziehet. Freylich, die Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge veranlasset, daß in jedem Staate mehrere Menschen in die Brüche fallen: denjenigen aber, denen dieß wiederfährt, ist es nicht gleichgültig, daß sie so fallen und wie sie fallen, und dem Menschenfreunde kann es auch nicht gleichgültig seyn. Wenn gleich also vielleicht ein etwas einseitiger Gesichtspunkt zuweilen Mösers Scharfsinn zu stark in Bewegung setzte; so schlug doch sein Herz warm für die Menschheit. Er wußte sehr wohl und fühlte auch recht innig das Elend das den Leibeigenen, wenn auch vielleicht in Osnabrück nicht so sehr, doch gewiß an vielen andern Orten *) mannichfaltig drückt. Er wußte wohl, es

*) Man lese z. B. nur ein mit Verstande und warmer Menschenliebe geschriebenes Buch das traurige Wahrheiten hierüber enthält: Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts von G. Merkel (Leipzig 1797. 8.)

Gehn viele da gebückt und welken
In Elend und in Müh,
Und andre zerren drän und melken
Wie an dem lieben Vieh.

Und ist doch nicht zu defendiren
Und gar ein böser Brauch,
Die Bauern gehn ja nicht auf Vieren,
Es sind ja Menschen auch.

Aber freylich wußte Möser auch, daß mit der bloßen Wärme eines Menschenfreundes wenig ausgerichtet wird; und daß die Großen und Mächtigen, welche sich im Besitze alter Rechte befinden, die durch die gänzliche Veränderung der Umstände dem allgemeinen Wohle schädlich und für ihre Nebenmenschen äußerst drückend geworden sind, erst müssen wo nicht großmüthig, doch billig handeln wollen, wenn Hülfe geschaft werden soll; er deutete also gern alle Mittel an, welche dazu führen können, ohne eine nicht zu ändernde Verfassung umzustoßen. Mehrere Aufsätze in den Phantasieen *) zeigen genugsam, wie gern Möser der edle Menschenfreund alle Unbilligkeiten und Bedrückungen rügte, worunter zuweilen auch

*) Z. B. „Also sind die unbestimmten Leibeigenthumsgefälle zu bestimmen" im III. Theile S. 330. „Gedanken über den Stillestand des Leibeigenen" im III. Theile S. 375. „Also sollte jeder Gutsherr seine Leibeigenen „vor Gerichte vertreten, und den Zwangdienst mildern," im IV. Theile S. 349. „Ueber die Osnabrückschen „Zehnten," im IV. Theile S. 351 u. a. m.

in Osnabrück, so wie anderwärts, der Landmann noch seufzen mag, und daß er sie wenigstens zu lindern suchte, da noch keine Hoffnung zu seyn scheint sie ganz abgestellt zu sehen.

Ferner hat Möser viel dazu beygetragen, den Schulunterricht, soweit er auf die Religion das Schreiben und Rechnen geht, im Stifte Osnabrück zu verbessern. Er veranlaßte es auch, daß das Kloster Berßenbrück aufgehoben und die Hälfte von dessen Einkünften zur Besoldung der Schulmeister auf dem Lande bestimmt wurde. Es gehörte indeß zu seinen Eigenheiten in Absicht auf den Landmann, daß er bey den neuern Bemühungen die Landleute durch Unterricht aufzuklären, nicht ganz in das allgemeine Lob einstimmte. Theils mochte er hier auch wohl den Osnabrückschen Schulunterricht zunächst vor Augen haben, und der Meynung seyn, daß jener von diesem nicht viel zu erwarten hätte. Theils überhaupt hielt er nicht viel von theoretischem Unterrichte, der durch Lehren und Anhören erlangt wird und nicht zur Erfahrung und zum Selbsthandeln führt, sondern wollte — besonders bey Landleuten, welche handeln, nicht lesen sollen — Alles praktisch betrieben, und die Jugend früh auf die wirkliche Welt aufmerksam gemacht, und dahin geführt wissen. Nun ists freylich wohl wahr, wenn der Bauer allenthalben durch das Beyspiel seines Gutsherrn, Amtmannes und Predigers praktisch zu Fleiß, Frugalität und zu allen moralischen Neigungen erzogen

würde, wäre es unendlich besser. Es könnte auch wohl seyn, daß in Deutschland einige scharfsinnige und menschenfreundliche Männer nicht nothwendig auf die neue Wissenschaft, jetzt Pädagogik genannt, hätten denken dürfen, wenn wir in Verfassungen lebten wie in England, wo die Jugend durch die Nation und durch die Verfassung selbst erzogen wird. Möser konnte sich bey der Idee, Landleute durch Schulunterricht zu verbessern, von der Idee des gewöhnlichen Schulunterrichts voll unnützer Lehren und vergeblicher Zergliederungen *) nicht ganz losmachen. Er hatte die Rekansche Landschule und die Potsdamsche Garnisonschule nicht gesehen. Doch nahm er mit größtem Beyfalle die Idee auf, die Dorfschulen so einzurichten, daß in denselben hauptsächlich der gesunde Verstand der Bauerkinder entwickelt würde; ob sein Scharfsinn gleichfalls auch sich Zweifel machte, wie es den Kindern gehen möchte, wenn sie hernach im gemeinen Leben so viel dem gesunden Verstande zuwider laufendes finden würden. Hierüber mag freylich dem Menschenfreunde überhaupt wohl ein Seufzer entfahren, wobey aber doch die Ueberzeugung fest seyn kann, daß nicht bey Bauerkindern allein, sondern auch bey Kindern aller

*) Man sehe im zweiten Abschnitte des Briefwechsels sein Schreiben an Hrn. Rath Becker in Gotha. Es ist auch abgedruckt in Schlichtegrolls Nekrolog, IV. Bandes 2s St.

Stände in den Schulen hauptsächlich der gesunde Verstand entwickelt werden sollte.

Ich habe mich über diese Gegenstände etwas umständlich herausgelassen, weil es mir scheint, es sey Möser hierüber am meisten mißverstanden worden. Was ich darüber gesagt habe, kann auch dienen, manche Stellen in Mösers Schriften zu erklären, die man für Paradoxie hielt, und die eher Ironie waren, worunter seine durch die lokale Lage nöthig gemachte Behutsamkeit gute Absichten versteckte *).

Zwar sprach sich der gutmüthige Mann in vertrauter Unterhaltung selbst nicht von aller Neigung zur Paradoxie frey. Nihil enim humani a se alienum putabat. Doch hatte bey ihm vieles das wie Paradoxie aussah, noch einen besondern Zweck, der ebenfalls aus seiner Lage zu erklären ist.

Man erlaube mir hier etwas von meiner eigenen gelehrten Bildung zu sagen; weil Mösers Art manche Gegenstände in seinen Phantasieen darzustel-

*) In dem obengedachten Briefe an mich No. 19. sagt Möser darüber: „Eine sehr kitzliche Sache war es immer für „mich, wenn ich entweder den Präsidenten meines Kolle„giums, oder den Herrn Landmarschall, deren Stellen der „Lokalleser kannte, öffentlich zur Schau stellte, und über „Sachen, worüber ich in den Kollegien vortrug, meine „Meinung ins Publikum schrieb. Hiezu gehört eine ganz „eigene Behutsamkeit. — Zur Stelle wußte man meine „wahre Meinung recht gut, und diejenigen die ich zum „Besten hatte, lachten mit mir, ohne böse zu werden, „weil sie wußten, daß ich es gut meinte."

sen, dadurch kann erläutert werden. Zwischen mir und meinen verewigten Freunden Lessing und Moses Mendelssohn war von der ersten Zeit unserer Freundschaft das stillschweigende und hernach das ausdrückliche Uebereinkommen, daß wir jeder in seinen Principien dogmatisch, in der Untersuchung aber skeptisch seyn wollten. Ueber Dinge, von welchen wir wußten, daß wir in Principien nicht einig waren, disputirten wir nicht leicht; es wäre denn, daß wir in der Folge unsers beständigen Gedankenwechsels übereingekommen wären, einer des andern Grundsätze ausdrücklich zu prüfen. Sonst war es uns gewöhnlich, über Gegenstände womit wir entweder noch nicht ganz ins Reine zu seyn glaubten, oder die wir zur nähern Prüfung von mehrern Seiten betrachten wollten, Gründe und Zweifel für und wider alle Meinungen unparteyisch aufzusuchen, und oft lebhaft einer gegen den andern auseinander zu setzen; bloß der Untersuchung wegen, ohne Rücksicht auf eines jeden sonstige Ueberzeugung. Da ich hierüber so wie über manches meine verewigten Freunde betreffend, mich mit Mösern oft unterhielt; so hatte es seinen vollkommensten Beyfall, als das beste Mittel, die Beurtheilungskraft zu schärfen, und sich parteyloser zu machen, indem alle Seiten eines Gegenstandes betrachtet und die Gründe abgewogen würden, die Wahrheit genauer zu erforschen, indem sie in mannichfaltigen Gesichtspunkten gesucht würde, Widerspruch ertragen zu lernen, und sich in eines an-

dern Stelle zu setzen fähig, tolerant gegen Anderer Meinungen und eben dadurch weniger einseitig und absprechend zu werden. Er gestand daß er in seinen Schriften öfter für eine Meinung Gründe gesucht habe, die nicht eigentlich die seinige war *). „Ich mußte dieß," sagte er, „schriftlich thun, weil „ich keinen Lessing und Moses zum mündlichen Ge„dankenwechsel hatte." Und wie oft haben wir in Pyrmonts schattigen Gängen auf gleiche Weise über wichtige Wahrheiten wechselseitige Zweifel aufgeworfen und durch wechselseitige Gründe zu lösen gesucht, oder sie auch ungelöset gelassen: zufrieden mit dem Gewinne für Geist und Herz, der durch die unparteyische Untersuchung der Wahrheit erlangt wird!

Mösers zweytes noch wichtigeres Werk ist seine **Osnabrückische Geschichte**; ein Buch welches für die Geschichte des ganzen Deutschlands eine neue Epoche macht, aber als ein solches vielleicht noch nicht bekannt genug ist. Er ließ es im Jahr 1765 zuerst bogenweise drucken, hernach ward es sehr verändert und verbessert, und mit einem zweyten Theile vermehrt im Jahre 1780 neu gedruckt.

Ich habe schon bemerkt **), daß Mösers Geschäftskreis ihn bey Untersuchung vieler rechtlichen Fragen natürlich auf diplomatische Forschungen brachte. Die diplomatischen Sammlungen seines Freundes **Lodtmann** gaben ihm dazu noch nähere Ver-

*) Man sehe oben S. 32.

**) S. oben S. 21. 32.

anlassung, wie er selbst in der Vorrede erzählt. Aber es ward sein weitumfassender Geist erfordert, um in der Geschichte eines kleinen Landes, bey dem er, zur richtigen Darstellung der neuern Zeiten, bis in die ältesten Zeiten zurückgehen mußte, den Keim zu den wichtigsten Aufschlüssen in der allgemeinen deutschen Geschichte zu finden. Er überzeugte sich nämlich, daß man jede alte Geschichte auf die Beschaffenheit und Verfassung der gemeinen alten Einwohner gründen müsse; worunter die gemeinen Landeigenthümer die wahren Bestandtheile der Nation wenigstens so lange waren, als noch nicht durch den mehr verbreiteten Gebrauch des Geldes, der Boden aufhörte ausschließend Werth zu haben. Bis auf Mösern hatte die alte deutsche Geschichte nur in der Geschichte der Könige und ihrer Kriege bestanden, und die ältesten Nachrichten des Cäsar, des Tacitus u. s. w. waren sehr mißverstanden worden, weil man die natürliche Beschaffenheit des Landes und die eigentliche Verfassung seiner Einwohner aus der Acht ließ, und Zeiten und Einrichtungen auf eine unverantwortliche Art verwechselte.

Die Wohnung und Verfassung des gemeinen Landeigenthümers im Hochstifte Osnabrück und in einem großen Striche von Westphalen, ist zum Theile noch ganz eben so wie im Mittelalter, zum Theile trägt sie die deutlichsten Spuren dessen was sie damals war; ja man wird veranlaßt zu muthmaßen, sie gebe ein ziemlich genaues Bild von der Verfas-

sung der Sassischen gemeinen Landeigenthümer zu Cäsars Zeiten. Die Bauern in Osnabrück wohnen noch in abgesonderten durch Wall und Graben befriedigten Höfen; und von vielen der ältesten deutschen Rechte und Einrichtungen, welche in andern Ländern beynahe völlig aus der Uebung gekommen und veraltet sind, findet man hier noch ganz frische Spuren. Daher konnte auch Möser, wie er ebenfalls in der Vorrede seiner Geschichte erwähnt, den Anfang dieses Werk zu schreiben, welches eine unermeßliche Belesenheit voraussetzt, auf seinen Reisen im siebenjährigen Kriege machen und die Beweise aus den ersten Quellen erst nachher zusammenlesen, welches sonst ein unerklärliches Wunder wäre. Es war aber vorher von ihm, durch seine praktischen Geschäfte und Studien, der Hauptfaden der Geschichte schon sehr genau gefaßt, und je mehr er nun las, desto deutlicher mußte alles werden, weil er die Hauptanlage richtig gemacht hatte. Indeß, nach seiner unumschränkten Wahrheitsliebe, änderte und besserte er unermüdet, so wie er in den historischen Quellen fand, daß er irgend worin möchte geirrt haben, wovon besonders die zweyte Ausgabe sehr viele Beweise liefert.

In der allerältesten deutschen Geschichte, welche bis zu den Zeiten Cäsars hinaufgeht, giebt Mösers Werk die wahrscheinlichsten Aufschlüsse, da es zuerst auf die wichtige Bemerkung führt, wie wesentlich sich die Völker welche ihrer Verfassung nach

Sassen waren, (auch noch ehe dieser Namen selbst aufkam) die Völker nämlich, wo jeder gemeine Landeigenthümer auf seinem Hofe saß und seinen Acker baute, von den Sueven, die keine abgesonderte Landeigenthümer waren, unterschieden gewesen, und warum diese natürliche Feinde von jenen seyn mußten. Da aber die Verfassung der Sassen Mösern so deutlich vor Augen schwebte, hingegen die ehemalige suevische Verfassung *) ihm weniger deutlich

*) Möser meint §. 6, 7. seiner Einleitung: Die suevische Einrichtung setze schon eine Revolution voraus, und sey in der größten Noth vorgenommen worden. Er behauptet nämlich (§. 8. S. 11): die Verfassung der Sassen, „wo „jeder Hof gleichsam ein unabhängiger Hof war" sey die erste Anlage der Natur. Mir scheint diese sassische Verfassung keineswegs die erste oder älteste zu seyn; sondern ich halte die suevische für viel älter, und obgleich für viel kriegerischer, doch für viel unvollkommener. Die sassische setzt schon einen Landfrieden und Ackerbau voraus. So weit waren die ohne Landeigenthum in Stämmen lebenden Sueven noch nicht, da in jedem Stamme der Ackerbau höchst unbeträchtlich, und Krieg und Jagd, höchstens Viehzucht nebst Müßiggang alles war. Tacitus sagt: (Germ. cap. XV.) Quoties bella non ineunt, multum venatibus, plus per otium transigunt, dediti somno ciboque, fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens, delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et *infirmissimo cuique* ex familia, ipsi hebent: mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et *oderint quietem*. Das waren gewiß keine für ihren Hof besorgte Sassen! Seneka (de ira, lib. I. cap. 11.) sagt von den Germaniern seiner Zeit, nämlich von denen zwischen dem Rheine und der Donau, welche den Römern bekannt waren: Armis innascuntur innutriunturque, quorum *unica cura est*, alia negligentibus. Ich habe im XI. Bande meiner Reisebeschreibung in der Beylage XII. 1.

war; so beurtheilte er die leztere vielleicht noch nicht ganz richtig, so trefliche Fingerzeige er auch gab, und hat einem künftigen deutschen Geschichtschreiber noch Raum gelassen, die von ihm eröfnete Bahn weiter zu verfolgen: zumal da sich gewiß in alten oberdeutschen Rechten einige Spuren der ältesten suevischen Verfassung finden werden, obgleich freylich gewiß nicht so deutlich als im nördlichen Deutschlande von der sassischen Verfassung, eben weil die suevische älter ist und nothwendig eher untergehen mußte, da in Oberdeutschland sich viel früher alles verbürgete *). Schmid hat diesen weitern Schritt nicht gethan. Denn so schäzbar auch sein Werk in Absicht auf die

die Verfassung der Sueven, — welche in Stämmen lebten so wie die Clans in Schottland, und ungefähr in dem Grade der Kultur seyn mochten wie die kriegerischen Wilden in Amerika, — im Gegensatze der Sassen, wie es mir scheint, deutlich auseinander gesezt. Der Keim zu allem diesen liegt schon in Mösers osnabrückscher Geschichte, und ich habe ihn nur weiter entwickelt. Es ist sonderbar, daß er selbst nicht einen Schritt weiter ging. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, oder eigentlich nicht daran gedacht, mündlich mit ihm darüber zu reden, weil die Ideen, welche ich schon lange hatte und die ich jezt nur bey Gelegenheit bekannt machte, mir in seiner Gesellschaft nicht beyfielen.

*) Ueber diese lichtvolle Idee Mösers sehe man im Briefwechsel, im Briefe an mich No. 5. vom 5. April 1767 seine vortrefliche Ideen über die Art, wie man die älteste Geschichte schreiben sollte. Sie ist ganz genau sowohl auf die älteste deutsche, als auf die älteste römische Geschichte anzuwenden. Man sehe auch was er in dem Briefe No. 21. vom 14 Dec. 1778 über den angehenden amerikanischen Staat sagt.

älteste deutsche Geschichte ist, und ob man gleich deutlich sieht, daß er Mösers osnabrücksche Geschichte zur Hand hatte; so begriff er doch gar nicht den wesentlichen in der Geschichte so sehr fruchtbaren Unterschied zwischen **Sueven** (oder in gewissem Verstande Germanen *)) und **Sassen**, worauf Möser deutet **), ohne ihn genau anzugeben. Daß Schmid Mösers Idee nicht ganz begriff, kam wohl theils daher, daß er sich die sassische Verfassung, wovon jetzt in Oberdeutschland kaum eine Spur übrig ist, nicht deutlich genug vorstellte, theils auch daher, weil Möser in seiner Geschichte in der That manches als bekannt voraussetzt, was den Lesern außer Westphalen, wenn auch nicht ganz unbekannt ist, doch wenigstens nicht so deutlich vor Augen stehet.

Mösers Werk ist voll von feinen gleichsam nur beyläufig hingeworfenen Bemerkungen, welche ganz neue Aufschlüsse in der alten Geschichte geben ***)

*) Man sehe von der Heermannie: Osnabr. Geschichte, I. Th. S. 35 und 44.

**) Z. B. Osnabrücksche Geschichte, I. Band. S. 136. 138. Man sehe auch in den Phantasieen (I. Th. S. 251.) den Aufsatz: warum die alten Sassen sich der Bevölkerung widersetzt haben. Wenn man darüber weiter nachdenkt, so wird man finden, daß die alten Sueven gar keine Ursache hatten, die Bevölkerung nicht zu begünstigen, daß also selbst ihre zunehmende Anzahl sie zu Auswanderung und Krieg geneigter machen und ihnen im Kriege durch die Anzahl solcher Leute, die zu Hause nichts zu verlieren hatten, ein großes Uebergewicht geben mußte.

***) Dahin rechne ich, besonders in Absicht auf die älteste Geschichte, zwey Bemerkungen: 1) Im 1sten Theile,

demjenigen, welcher darauf zu achten weiß. Daher will dasselbe aber auch nicht sowohl gelesen, als viel-

S. 49. „Daß als Cäsar in Gallien ankam, die Nation „schon in dem Privatgefolge einiger Fürsten steckte." Davon finden sich in den alten Schriftstellern Spuren, und es ist hierin wohl der hauptsächlichste Unterschied zwischen Galliern und Germanen zu finden, welche sonst in Absicht auf Verfassung und (wie ich wenigstens, aus guten Gründen, glaube) auch in der Sprache so viel ähnliches hatten. Es gewinnen alle damalige Kriege und die ganze Geschichte der damaligen Zeit ein ganz anderes Ansehen, wenn man sich die Gallier als im Gefolge und die Germanen als in einer Heermannie vorstellt; wenn man nämlich vorher bey Möser den Begriff des Gefolges und einer Heermannie recht deutlich gefasset hat. Ariovists Heer, dessen bloße Avantgarde (Harudes, Har - ud; s. meine ebengedachte Beylage zur Reisebeschreibung im 11ten Bande S. 33. und im 12ten Bande S. 132) 24,000 Mann stark über den Rhein ging, war gewiß kein Privatgefolge. Aber, wie man aus Cäsars Geschichte siehet, die Gallischen Aedui und Arverni und Sequani hatten Fehden, wo Gefolge Statt fanden. 2) Im 1sten Theile S. 335: „daß ein Germanier sehr „wohl dreyerley zugleich seyn konnte: ein Bojer von sei„ner Nation: ein Markmann, weil er im Gränzbanne „stand; und ein Hermundur, weil er im Gränzbanne „den Vorposten hatte." Hier liegen die Grundzüge zu der in der ältesten Geschichte sehr weitgreifenden Wahrheit, daß ein großer Theil der Namen, welche wir in den alten Schriften als Völkernamen finden, oft ganz andere, theils einzelne, theils kollektive Bedeutungen haben. Ich habe diese Wahrheit, wie es mir scheint, dadurch noch einleuchtender gemacht, daß ich in den oben gedachten Beylagen zu meiner R. B. die Bedeutungen mehrerer Namen aus den keltischen Sprachen zu erklären gesucht habe. Alles, was ich darüber seitdem gelesen habe, bestätigt mich in dieser Entdeckung. Haben aber Möser und ich Recht, so bekömmt vieles in der ältesten Geschichte eine ganz andere Gestalt.

mehr studirt seyn. Es wäre daher auch zu wünschen, daß der vortrefliche Mann mehrere seiner herrlichen fruchtbaren Ideen etwas näher auseinander gesetzt und deutlicher gemacht hätte. Noch mehr aber wäre zu wünschen, daß er die Geschichte hätte weiter fortsetzen wollen; denn sie geht bloß bis auf das Jahr 1192 oder bis auf den Ausgang des Karolingischen Stamms. Daß er in der deutschen Geschichte des Mittelalters etwas ausserordentliches würde geleistet haben, ist gewiß, da er die wichtigsten Quellen mit so großer Sorgfalt und philosophischer Uebersicht gelesen hatte, sie so genau beurtheilen konnte, sich daraus die wahre Beschaffenheit der deutschen Verfassung im Mittelalter so deutlich auseinandergesetzt hatte, und den Faden, an den er die Geschichte knüpfte, so fest hielt. Dieß zeigt auch sein neuer **Plan der deutschen Reichsgeschichte**, in den **Phantasieen** (IV. Theil S. 153.), welcher mit Rücksicht auf **Schmids Geschichte der Deutschen** entworfen ist, mit welchem Buche Möser, so sehr er es auch von einer gewissen Seite, wie billig, schätzte, dennoch im Ganzen gar nicht zufrieden war. Und in der That, so viel auch der würdige **Schmid** vor andern ehemaligen deutschen Geschichtschreibern voraus hat, so würde er, Mösers treflichen Aussichten folgend, noch viel mehr haben leisten können.

Ich komme nun zu Mösers **vermischten Schriften** *), welche ich jetzt gesammelt habe und

*) In der Ostermesse 1797 erscheint nur der erste Theil der

aufs neue herausgebe. Ich will kurz davon Rechenschaft ablegen. Sie sind in vier Abtheilungen getheilt.

I. Die bereits gedruckten Schriften.

Sie waren theils einzeln, theils in periodischen Schriften erschienen. Die Jugendarbeiten rechne ich nicht dazu, welche ganz wieder zu drucken nicht dienlich seyn würde, daher in der vierten Abtheilung nur Auszugsweise einige Proben davon gegeben werden. Ich habe nur wegen folgender Schriften und Aufsätze etwas zu erinnern.

Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften. Diese Schrift erschien zuerst im Jahre 1756 und ward 1777 in Bremen wieder gedruckt. Sie hält gleichsam das Mittel zwischen den oben (S. 20) schon angeführten Jugendarbeiten und zwischen den reifern Schriften. In der Schreibart merkt man hin und wieder den jungen Mann, an einer gewissen Wortfülle, wovon Möser nachher weit entfernt blieb. Aber sie ist voll schöner Gedanken, und mit Theilnehmung, mit Würde und zuweilen mit einem hinreißenden Feuer geschrieben, welches Mösers bester Zeit Ehre machen würde.

vermischten Schriften. Der zweyte und letzte Theil derselben wird noch vor Ende des Jahres herauskommen, und zugleich ein allgemeines Register über die Phantasieen, die Osnabrücksche Geschichte und die vermischten Schriften enthalten.

de. Sie handelt den Satz ab: Man dürfe in seine Tugend kein Mißtrauen setzen, wenn sie gleich nur durch natürliche Güte und durch Neigungen gewirkt werde; ein Satz welcher zu jetziger Zeit auch wohl zu beherzigen ist, da eine neue strenge Philosophie die Neigungen von der Moral ganz ausschließen und die letztere beynahe bloß zur Logik machen möchte. Diese Schrift war übrigens dem Andenken seines vertrauten Freundes, des schon oben *) angeführten Herrn J. F. von dem Bussche gewidmet. Möser ward der Vormund von dessen sechs nachgelassenen Kindern. Unter denselben war einer der an Mösern lebenslang mit unumschränktem Vertrauen hing, und im reifern Alter nur auf dessen Vorstellung die wichtige Stelle als Geheimerrath annahm, worin er dem Hochstifte Osnabrück ganz vorzügliche Dienste leistete.

Die launige Vorstellung **Joseph Patridgen** ist oben schon erwähnt. Auch hievon erschien im Jahre 1777 eine neue Auflage.

Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskekomischen, erschien zuerst im Jahre 1761 zu Hamburg, und ward 1777 zu Bremen wieder gedruckt. Diese kleine Schrift voll Laune und Menschenkenntniß, zeigte Mösern zuerst als einen Schriftsteller von nicht gemeiner Art. Sie ward vermuthlich dadurch veranlaßt, daß damals verschiedene Schrift-

*) S. Seite 20.

steller die Verbesserung der deutschen Schaubühne auf gut Gottschedisch darein setzen wollten, daß die lustige Person verbannt würde *), aber dagegen Stücke auf die Schaubühne brachten, elender als alle Harlekinaden. Diese Veranlassung ist jetzt nach mehr als dreyßig Jahren in dieser Schrift kaum merklich; denn Möser spielte nur leicht auf die Dummköpfe seiner Zeit an. Er zeigte mit unnachahmlicher Laune, daß dem Weisen auch Frohsinn und Lachen nicht unziemlich ist; und auch jetzt noch wird seine Schutzschrift des Possenspiels treffend und nicht veraltet seyn, da die heitere Laune **) von der

*) Man sehe die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, XI. Th. S. 306 ff.

**) So wie überhaupt die deutsche Sprache, bisher bloß gebildet von einem kleinen, unter dreißig Millionen lebender Menschen schreibenden und lesenden Völkchen von Schriftstellern und Lesern, immer noch in Ausdrücken des geselligen Lebens und besonders der Konversation am ärmsten ist; so haben wir auch kein Wort das französische gai zu bezeichnen. Es begreift mehr als Munterkeit und weniger als Lustigkeit. Eben so wenig haben wir Wörter für die engländischen Begriffe arch oder fun oder wag. Selbst humour wird durch Laune nur unvollkommen ausgedrückt. Figaro ist gai in seiner ganzen Rolle; auch habe ich wenigstens diese Rolle noch von keinem deutschen Schauspieler so spielen sehen, wie sie eigentlich gespielt werden sollte. Vielleicht wollen oder können wir Deutschen nicht gai seyn, sobald wir über fünf und zwanzig Jahre alt sind, und vor dem fünf und zwanzigsten Jahre können es auch so wenig Jünglinge. Unsere Jugend von seynsollendem poetischem Genie aufgeschwollen, oder von theoretischer Schulweisheit ausgedörrt, ist ja oft so exemplarisch gesetzt und solenn, daß sie im dreyßigsten Jahre vor lauter Weisheit und Genie schon

deutschen Schaubühne gewichen zu seyn scheint, da die meisten Lustspiele platte Schilderungen ganz gemeinen Lebens und ganz gemeiner Charaktere enthalten, hingegen im Tragischen so sehr oft sich nichts als nur plumpe und platte Karrikatur findet, und vielleicht kein einziger Schauspieler vorhanden ist, der den goffo grazioso spielen wollte — oder könnte!

Möser entwarf auf seiner Reise nach England im Jahre 1763 ein **Nachspiel mit Harlekin**, betitelt: **die Tugend auf der Schaubühne**, gleichsam einen Beleg zu seiner Vertheidigung des Groteskekomischen. Er sendete es mir aus London mit einem ernsthaften Schauspiele; und dieß war der Anfang unserer Korrespondenz, welche den ersten Grund zu der vertrauten Freundschaft legte, deren Andenken mich noch glücklich macht. Ich gab beide Stücke dem Schauspieler Döbbelin, der sie aufzuführen versprach, nach vielen Jahren sie nicht aufführte, und sie mir, ich mochte anfordern so viel ich wollte, auch nicht wiedergab. Bloß das Nachspiel ward durch die Bemühungen eines eifrigen Liebhabers der Litteratur endlich wieder gefunden. Ich glaube, ob es gleich als theatralisches Stück wenig Verdienste hat, wird doch den Lesern nicht unangenehm seyn, daß ich es als den Nachlaß eines Mannes abdrucken lasse, der bey der

alt und kindisch wird. Die gaité eines sechszigjährigen Franzosen, den eine muntere Jugend gern zwischen sich hat, kennt man in Deutschland fast gar nicht.

gründlichsten Gelehrsamkeit und bey dem unbescholtensten moralischen Charakter das dulce desipere in loco gar nicht unter seiner Würde hielt, und den Vorschlag, den alten **Geckorden** wieder zu erneuern, nicht etwa bloß im Scherze that. Es würde dieß eine wichtige Verbesserung vieler jetzigen, theils sehr hochweisen, theils sehr hochsteifen, theils sehr hochnaserümpfenden, theils sehr hochspielenden, allemal aber hochlangweiligen Gesellschaften seyn. Ich bitte nachzulesen, was **Möser** darüber sagt, wie es zugegangen, „daß unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, so aufgelegt zur Freude gewesen *);" doch auch seine feine Kautel, daß die Geckheit **zünftig**, nicht aber **unzünftig** seyn müsse, dabey wohl zu beherzigen.

Harlekin gab übrigens Gelegenheit, daß **Abbt** Mösers Bekanntschaft suchte **), welche bald in zärtliche Freundschaft überging. Abbt kam mit Mösern in die genaueste Verbindung und war in dessen Hause zu jeder Zeit willkommen. Möser schätzte Abbts Talente und Herz, und würde zu dessen Bildung noch viel mehr beygetragen haben, wenn Abbt nicht so früh gestorben wäre; und wahrscheinlich hätte er länger gelebt, wenn er Mösern gefolgt, und nicht an einen Hof gegangen wäre ***).

*) In dem Aufsatze: den alten Geckorden sollte man wieder erneuern, in den Phantasieen, II. Band, S. 244 ff.

**) S. Abbts Werke, III. Theil, S. 60.

***) Man sehe Mösers vortrefliches Urtheil über Abbt in seinem Briefe an mich No. 11.; desgleichen auch Abbts Werke, VI. Theil, S. 7.

Das Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen, abzugeben bey dem Herrn Johann Jakob Rousseau, erschien zuerst 1765, und 1777 zum zweytenmale. Es ist eine durch den sel. Abt Jerusalem veranlaßte scharfsinnige und sehr fein gewendete Vertheidigung des Satzes: daß eine bloß natürliche Religion für große Gesellschaften nicht hinreichend seyn würde. Die Anmerkungen, welche Abbt über diese kleine Schrift machte *), verdienen nachgelesen zu werden.

Das Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Kosta, Oberrabbinen zu Utrecht, über den leichten Uebergang von der pharisäischen Sekte zur christlichen Religion, erschien zuerst im Jahre 1773, bloß als Manuskript für Freunde, und ward durch eine neue in Bremen 1777 erschienene Auflage öffentlich bekannt. Es enthält eine sehr sinnreich vorgetragene Hypothese, nach welcher ein Jude von der pharisäischen Sekte ganz natürlich zur christlichen Religion geführt werden müßte. Die Veranlassung war eine Aeußerung Moses Mendelsohns in einem Briefe an Abbt, über einige Wahrheiten der christlichen Religion **). Dieses Schreiben von Moses ist nicht vorhanden, und man

*) S. Briefe die neueste Litteratur betreffend, XXIV. Theil, S. 37. Desgleichen seinen Brief an Möser, in Abbts Schriften, VI. Band, S. 10 und S. 17.

**) Man sehe im Briefwechsel, Brief an mich No. 7.

weiß also nicht, was er darin geäußert haben mag. Da aber im Jahre 1777 Mösers Schreiben an den Oberrabbinen öffentlich bekannt ward, so konnte es fast nicht fehlen, daß es mußte mißverstanden werden, da der Leser weder Veranlassung noch Zweck wußte. Es fand sich daher unter Mösers nachgelassenen Schriften ein Aufsatz welcher, ohne die eigentliche Veranlassung anzugeben, den Sinn dieser kleinen Schrift näher zu bestimmen suchte. Er war vermuthlich für eine neue Ausgabe bestimmt, und findet am Ende des jetzigen Abdrucks seinen gehörigen Platz.

Das Sendschreiben an Voltaire über den Charakter D. M. Luthers, ließ Möser französisch drucken. Aus einem Schreiben an mich *) sieht man, daß seine Absicht zugleich gewesen, Voltairens Manier nachzuahmen. Wenn er auch zugesteht, daß ihm dieses nicht gelungen, so ist doch der Aufsatz geistvoll, und vertheidigt Luthers Reformation sehr gut wider einige leichtsinnige Einfälle Voltairens. Einen französischen Abdruck habe ich aller Mühe ungeachtet nicht auftreiben können; genau weiß ich auch deshalb das Jahr der Originalausgabe nicht anzugeben. Beym Abdrucke in dieser Sammlung ist das Jahr 1765 genannt; allein wahrscheinlich erschien das Original schon früher: denn die Uebersetzung, welche ich hier abdrucken lasse, kam zu Lübeck und zwar, wie der Titel sagt: 1765 zum

*) Im Briefwechsel No. 36.

zweytenmale heraus. Uebrigens mag wohl diese Uebersetzung freylich dem Originale nicht ganz Gerechtigkeit wiederfahren lassen; einige offenbare Nachlässigkeiten sind verbessert.

Das Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur erschien im Jahre 1781. Es ward durch den bekannten Brief K. Friedrichs II. an seinen Minister Herzberg über die deutsche Sprache und Litteratur veranlaßt. Diese kleine Schrift zeigt, mit welchen hellen Augen Möser unsere Litteratur übersah, und wie scharfsinnig er das besondere Verdienst jedes der vorzüglichsten Schriftsteller unterschied; ein gleich deutliches Zeichen, wie sehr er seinen geistigen Genuß vermannichfaltigte und wie fein er wählte. Dieses Schreiben ist unter allen Schriften, welche bey dieser Gelegenheit herauskamen, die kürzeste und bey weitem die beste. — Unter Mösers Papieren findet sich eine französische Uebersetzung dieses Schreibens; man weiß nicht, von wessen Hand.

Möser hat zur allgemeinen deutschen Bibliothek nur eine einzige Recension geliefert *), welche in gewisser Rücksicht eine zweyfache genannt werden kann, da sie zwey Bücher beurtheilt. Sie betrift hauptsächlich ein nun vergessenes Büchlein: **Von dem deutschen Nationalgeiste**, welches im Jahre 1765 ein Mann herausgab, gegangen durch

*) Abgedruckt in des VI. Bandes 1stem Stücke.

böse und gute Gerüchte, der damals in mehrern Schriften, besonders in diesen und in zwey andern, betitelt: **Reliquien**, und **Was ist gut kaiserlich?** seine Gelehrsamkeit und Einsicht auf die niedrigste Art zu hämischem und politischem Parteygeiste mißbrauchte *). Es kam damals unter dem Titel: **Noch etwas zum deutschen Nationalgeiste**, ein mit vielem Geiste geschriebenes Büchlein heraus, das zu den guten deutschen prosaischen Schriften gehört, und jetzt noch gelesen zu werden verdient. Der Verfasser war Hofrath **Bülow** in Zerbst, ein Mann von treflichen Talenten, der nur zu früh starb. Er beleuchtete die Schrift: **vom deutschen Nationalgeiste**, mit vieler Gelehrsamkeit und Munterkeit, und zeigte, die Schrift hätte eigentlich betitelt seyn sollen: **Von der Unterthänigkeitspflicht der deutschen Reichsstände gegen den Kaiser.** Möser beurtheilte in der Allgem. Deutsch. Biblioth. beide Schriften mit seiner originalen Laune; daher ich glaube, dieser Aufsatz werde billig in dieser Sammlung aufbehalten. Es scheint, der Verfasser der ersten Schrift habe seitdem seine Meinung geändert, und betrachte wenigstens jetzt das politische Unding, deutscher Nationalgeist genannt, von einer etwas andern Seite **).

*) Man sehe die Allgemeine deutsche Bibliothek, IX. Band. 1 St. S. 227. IX. B. 2 St. S. 96.

**) S. v. Mosers Mannigfaltigkeiten (Zürich 1796. 8.), IIr Band, S. 14. verglichen mit dem Isten Bande, S. 153.

II. Bisher ungedruckte Schriften.

Das Nachspiel: die Tugend auf der Schaubühne, habe ich schon oben angeführt. Das übrige sind meist unvollendete erste Entwürfe; wovon aber keiner eines Möser unwürdig ist. Ich will hier eine kurze Nachricht davon geben.

Vom Antikandide, oder der Fortsetzung des Voltairischen berühmten Kandide ist nur der Plan und das letzte Kapitel vorhanden, nebst wenigen Fragmenten. Schade, daß dieser philosophische Roman nicht ganz vorhanden, und, wie es scheint, auch nicht ganz ausgearbeitet worden ist! Das wenige Vorhandene zeigt, was es unter Mösers Händen geworden seyn würde.

Zwey Fragmente zu einer Bauerntheodicee sind in Mösers gewöhnlicher launigen Manier.

Mehrere Fragmente, voll der mannichfaltigsten Ideen, zu einer Abhandlung über des berühmten Kant Aufsatz: Ueber die Theodicee, lassen gleichfalls bedauern, daß diese Abhandlung nicht geendigt worden.

Fragmente zu zwey ganz verschiedenen Abhandlungen, die eine: Ueber den Leibeigenthum *),

*) Möser schrieb allezeit der Leibeigenthum, so wie man etwa schreibt, der Reichthum. Ich schreibe, mit Adelung, das Leibeigenthum; denn dieß Wort ist ja eine Zusammensetzung des Worts Eigenthum, welches den Artikel das erfordert.

und die andere: Gegen den Leibeigenthum. Mösern lag diese Materie sehr am Herzen, und da die Praxis seines Landes ihm genugsam zeigte, daß das Leibeigenthum dort schwerlich werde aufgehoben werden, so war er immer bereit, auf mancherley Art zu deduciren, wie das Leibeigenthum ehemals ganz natürlich habe entstehen müssen.

III. Briefwechsel.

Der erste Abschnitt enthält aus meinem acht und zwanzigjährigen Briefwechsel mit Mösern dasjenige, was das Publikum interessiren kann. Es sind sehr viel Züge darin, welche den herrlichen Mann schildern, so wie er war. Dabey finden sich manche interessante gelehrte Anmerkungen und Ideen, es findet sich manches, das zur Geschichte seiner Schriften gehört, und man wird es mir hoffentlich auch verzeihen, daß ich viele Beweise seiner wahren Freundschaft gegen mich und der Sympathie mancher seiner Gedanken mit den meinigen abdrucken lasse. Es ist wohl eine unbescholtene Ruhmredigkeit nicht zu verbergen, daß man eines Mannes wie Möser vertrauter Freund war. Von meinen Briefen sind nur ein Paar abgedruckt, welche dienen, etwas in Mösers Briefen zu erläutern.

Der zweyte Abschnitt enthält den vermischten Briefwechsel. Er ist nur klein, doch nicht unwichtig. Es ist ein Brief Mösers an Abbt, ein Paar

ungedruckte Briefe von dem Minister Grafen Herzberg an Möser, einer vom Geschichtschreiber Schmid an denselben, zwey Briefe von Möser an Hrn. Geh. R. Ursinus in Berlin, Balladen und Minnelieder*) betreffend. Die letztern beiden Briefe zeigen, wie sich Mösers biegsamer Geist in alle Arten der Litteratur schmiegte. Ein schon gedruckter **) Brief an Hrn. Rath Becker in Gotha ist merkwürdig durch Mösers Gedanken über den Unterricht des Landmannes.

IV. Jugendarbeiten.

Davon ist etwas weniges beybehalten, das Mösers nicht unwürdig ist. Es sind einige Stücke aus den Gemälden der Sitten und der deutschen Zuschauerinn, zu zeigen, wie der Mann in seiner Jugend schrieb, der nachher allgemein den Ruhm eines der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller erlangt hat. Ferner ein großer Theil der Vorrede des Trauerspiels Arminius, welches zeigt, wie gut Möser schon damals die alte deutsche Geschichte studirt hatte. Das Trauerspiel selbst, da es aus der Gottschedschen Zeit, nach französischer Manier geformt, in gereimten Alexandrinern geschrieben ist, würde jetzt nicht interessiren. Möser war kein Dichter, aber

*) Die darin erwähnten Fragmente von Westphälischen Minneliedern sind abgedruckt in den Phantasieen, III. Theil, S. 240; desgleichen in der Allg. d. Bibl. XXXVII. Band, S. 370.

**) S. oben S. 67.

wer macht in der Jugend nicht Verse? und zu zeigen, daß er dazu wohl einiges Talent hatte, ist auch ein kleines Gedicht zur Probe abgedruckt.

Möser als Schriftsteller überhaupt genommen, war nicht in der Lage, Plane zu weitläuftigen Schriften zu entwerfen und auszuführen. Seine osnabrückische Geschichte, ein Werk voll Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welches das entscheidendste Talent voraussetzt, entwarf er anfänglich gleichsam nur zum häuslichen Gebrauche *). Erst, indem sein weit umfassender Geist die Gegenstände entwickelte, bildete sich das Resultat zu ganz neuen fruchtbaren Aussichten in die allgemeine deutsche Geschichte überhaupt.

So entstanden auch alle seine herrlichen Aufsätze entweder aus dem Zirkel seines Geschäftslebens oder aus der Begierde die Sitten der zunächst um ihn lebenden Gesellschaft zu bessern.

In tenui labor, tenuis non gloria!

Denn er brachte zu diesen kleinen Aufsätzen Talente, welche auch zu größern Werken hinlänglich gewesen wären. Erfindungskraft, verbunden mit Scharfsinn, ächtem Witze und munterer Laune, vor allem aber eine Menschenkenntniß und eine Philoso-

*) In seinem Briefe an mich No. 14. vom 1sten Juli 1776 versichert er, die Endigung dieses Werks liege ihm am Herzen: „weil der (damals noch minderjährige) Bischof „mit der Zeit von der Verfassung des Landes, was er „regieren soll, unterrichtet werden muß.“ Ob und in wie fern der Bischof dieß Werk studirt hat, ist mir nicht bewußt.

phie des Lebens welche nur in der wirklichen Welt erlangt wird. Daher findet man in Mösers Schriften nie weder den Dünkel noch die Einseitigkeit unserer vielen theoretischen Stubengelehrten, welche nichts an sich und andern beobachten mögen, sondern ohne Erfahrung, deren Werth sie nicht kennen, alles aus ihrem Gehirne herauszuklügeln vermeinen und daher weit suchen, ohne zuweilen sogar nur das zu treffen, was vor Augen liegt. Man findet bey Mösern gründliche Gelehrsamkeit, selten aber in gelehrter Gestalt; nie die trockne Schulweisheit des Katheders, nie die beredtseynsollende Wortfülle der Kanzel, oder den steifen Resolutionsstyl der Kanzley, sondern allenthalben die Stimme der reifen Erfahrung, vereint mit dem schlichten gesunden Verstande, wodurch allein die menschliche Gesellschaft besteht und regiert wird. Alles lebt in diesen Aufsätzen, allenthalben sehen wir die mannichfaltige wirkliche Welt vor uns, alles können wir auf uns anwenden, alles ist uns nahe ohne gemein zu seyn; und wo auch der Gegenstand gemein wäre, wird er gehoben durch die Wichtigkeit des Einflusses den uns der Schriftsteller mit großer aber versteckter Kunst vor die Augen zu bringen weiß, und durch die mannichfaltige Art der Einkleidung, die dem Gegenstande so natürlich zusagt, daß sie nicht für Einkleidung, sondern für einen Theil des Gegenstandes selbst zu gelten scheint. Möser hatte die Gabe anmuthig zu seyn, doch nicht fade, munter zu seyn ohne Gernwitz,

freymüthig zu seyn ohne zu beleidigen, viel zu sagen ohne Prätension, belehrend zu seyn ohne Lehrerton, ausführlich ohne Langeweile, deutlich ohne Seichtigkeit, gründlich ohne Dunkelheit und Steifsinn.

Möser mußte durch diese Talente bey uns um so mehr glänzen, je seltner sie von jeher in Deutschland bey den Schriftstellern waren, welche für die Welt zu schreiben vermeinten. Sie schrieben oft nur für sich und ihren engen Gesichtskreis. Es möchte von nicht wenigen deutschen Schriftstellern, auch von denen welche uns ihre eigene reine transscendentale Vortreflichkeit selbst auseinander zu setzen bemühet sind, wohl mit Recht heißen können: „Cet homme „a bien du merite, mais c'est du baume dans un vi-„lain vase. S'il est savant, tant mieux pour lui, „mais non pas tant mieux pour les autres *)." So war Möser nicht.

Möser als Schriftsteller ist schon sehr richtig mit Franklin verglichen worden **). Allerdings findet sich in allen Aufsätzen beider Schriftsteller „ein „Anstrich von Sonderbarkeit, verbunden mit thätiger gesunder Vernunft und Menschenliebe." Bey beiden sind „Originalität, Eifer zur Verbreitung „heilsamer gemeinnütziger Wahrheiten, Witz und „Laune" beynahe in gleich großem Maaße anzutreffen. Indeß da Franklin's gelehrte und politische Laufbahn ganz anders gerichtet war als Mösers, so

*) S. Sturz Schriften I. Th. S. 115.

**) S. Berlinische Monatsschrift 1783. Jul. S. 37. 38.

scheint mir, unter den Ausländern, niemand als Schriftsteller **Mösern** näher zu vergleichen wie Addison, der ihm an Fähigkeit zu Geschäften so ganz unähnlich war; obgleich der Geschäftskreis beider Schriftsteller einige Aehnlichkeit hatte. Beiden war die feine Weltkenntniß, die ungesuchte Eleganz, der Sinn für das Schickliche, die mannichfaltige Einkleidung und die Gabe, ganz kleine Gegenstände zu wichtigen Folgen anzuwenden gemein. Der Zuschauer und die **Phantasieen** stehen in gleichem Range.

Unter den Deutschen ist Möser an reifer Weltkenntniß und an Eifer sie zum Besten seiner Mitbürger anzuwenden **Büsch** *) am meisten zu vergleichen; nicht in der Einkleidung, welche bey **Büsch**, nach seiner Absicht, milde Belehrung seyn sollte die nie in Lehrerton ausartete, so wie auch bey **Knigge** in seiner Schrift **vom Umgange**. **Engel** und **Lichtenberg** sind in Absicht auf Sinn und Einkleidung Mösern, jeder auf eine andere Art, gewissermaßen mehr kongenial. **Lessing** und **Wieland**, deren Gesellschaft Möser sonst nicht unwürdig ist, haben Gegenden der Litteratur angebauet, die von der seinigen zuweit entfernt sind.

Sturz **) ist ihm gewissermaßen am ähnlich-

*) In **Büsch's Erfahrungen** besonders in der meisterhaften Abhandlung über die Einförmigkeit im I. Bande.

**) Im deutschen Museum, im Oktober 1781 S 3?9 und im Febr. 1781 S. 178 sind über Möser und Sturz als Schriftsteller sehr feine Bemerkungen, welche nachgelesen zu werden verdienen.

sten, aber doch sehr wesentlich von ihm unterschieden. Beide besitzen die reife und mannichfaltige Weltkenntniß, die unter den Gelehrten aller Nationen nicht so gar gemein ist, unter den Deutschen aber am seltensten gefunden wird. Beide haben Menschen aus allen Ständen kennen lernen, und schildern sie mit gleich großem Talente nach dem Leben und mit lebendigen Farben. Aber jeder von diesen Schriftstellern sah Welt und Menschen aus ganz verschiedenem Standpunkte, beurtheilte sie also auch anders.

Sturz lebte am Hofe und unter Hofleuten; Möser im Geschäftskreise und in der bürgerlichen Gesellschaft. Möser kannte die feine Gesellschaft auch, wenn nicht durch den Hof, doch durch die welche an den Hof gehen, und trug auch das Seinige bey, den Ton des Mittelstandes unbefangener und feiner zu machen. Da aber die bürgerliche Gesellschaft weitumfassender ist, und höhere Zwecke hat als bloß den Ton, so sind auch Mösers Absichten weitumfassender, und gehen mehr aufs Nützliche. Sturz amüsirte sich selbst und suchte andere zu amüsiren, freilich mit einer Feinheit, mit einer Weltwissenschaft, mit einer Kenntniß der Konvenienzen der Lebensart in der großen Welt und in einer leichten Schreibart dieser Konvenienz selbst angemessen, dergleichen vor ihm bey keinem deutschen Schriftsteller zu finden war. Sturz, wie ein Hofmann, sah an Menschen und Gegenständen vorzüglich die äußere Seite, so wie sie sich in der feinen Gesellschaft mit Vortheile oder

Nach-

Nachtheile zeigt; Möser, immer den Mittelstand und die bürgerliche Gesellschaft vor Augen, wußte ins Innere der menschlichen Charaktere und Handlungen zu dringen, und stellte sie vor in der Absicht das menschliche Leben überhaupt zu bessern und angenehm zu machen. Jener, als ein Hofmann hat immer etwas Gemächliches in Beobachtung und Schreibart, und fast beständig die höfliche Wendung die das Widrige was zu sagen ist, verschleyert, und wie von ohngefähr etwas Verbindliches einfließen läßt. Dieser, beständig in thätigem Leben, kennt auch die sehr nöthige Schonung, aber indem er äußerlich schont, vergiebt er der innern Energie nichts. Sturz war sehr oft, und wie man merkt, sehr gern, in dem was die große Welt **Gesellschaft** heißt, wo — um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen*) — „wo alle schwatzen, niemand sich unterhält, — im „Gedränge wo man einsam ist.“ Möser kannte die große Welt auch, war oft in großer Gesellschaft und hatte dergleichen nicht selten in seinem Hause, nicht aus Neigung sondern Anstandes wegen; und dennoch war er in solchem Gedränge weniger einsam als ein Hofmann, sondern gleichsam immer zu Hause, weil seine Menschenkenntniß vielseitiger war. Er konnte also jeden tiefer beurtheilen, und selbst an dem alleruninteressantesten Menschen, wenn er mit einem

*) Sturz Schriften I. Theil S. 104.

solchen in Gesellschaft seyn mußte, eine interessante Seite finden *), und mit der Gutmüthigkeit, welche am Hofe und in der polirten Welt so selten ist, wußte er Menschen an Menschen zu knüpfen. Sturz sah das menschliche Geschlecht vom Hofe aus und aus den glänzenden Weltgesellschaften, welches eben nicht der erfreulichste Gesichtspunkt ist. Er sagt mit Bitterkeit: „lernt euer brüderliches Geschlecht an Höfen, lernt euern Nebenbuhler im Amte, im Verstande, im Glücke kennen, erhebt euch durch irgend „ein Verdienst, und glaubt in der Unschuld eures „Herzens, daß man euch liebt und schäzt, weil man „euch umlächelt und umarmt. Wenn endlich unter „euch der Boden wegsinkt, durch freundliche Mörder untergraben — dann seht, wie sich eure Freun-

*) Es kam mehrere Jahre nach Pyrmont ein Mann, mit welchem fast nichts zu reden war, und den also Leute von Geiste eben nicht suchten, und sich zuweilen wohl gar unvermerkt von ihm wendeten. Möser entdeckte seine einzige vorzügliche Seite, daß er ein guter Whistspieler war, und spielte fast täglich ein Stündchen mit ihm. Mösers vortrefliche Tochter sagt (in der Vorrede des IV. Bandes der Phantasieen) von ihrem Vater: „Er hasse „die Schreiber wie die Spieler, ob er gleich sehr gern schreibe „und spiele." Er war aber weise im Spielen wie im Schreiben. Da ich gar nicht spiele, sagte er mir oft im Scherze: Wer ein rechter alter Deutsche nach dem Tacitus (Kap. XXIV.) seyn wolle, müsse wie unsere Vorväter ernsthaft und hoch, lucrandi perdendiue temeritate, spielen. Er liebte auch hoch zu spielen; doch wendete er nie mehr Zeit und Geld aufs Spiel als er sich vorgesezt hatte.

„de retten, als vergiftetet ihr die Luft; wie eure
„Klienten euch für genossene Wohlthaten anspeyen;
„ertragt der Glücklichen stolzes, niedertretendes, er-
„würgendes Mitleid, und liebt die Menschen, wenn
„Ihr könnt *)." Möser hingegen schrieb die herr-
liche **Politik im Unglücke** **), worunter er haupt-
sächlich rechnete, „das Leere der glänzenden Freuden
„zu erkennen." Wäre er unglücklich geworden, wür-
de es ihm leicht gewesen seyn, diese Politik selbst aus-
zuüben, ihm der ganz andere Freuden kannte. Er
würde, hätte er unglücklich werden sollen, leicht „der
„Glücklichen stolzes, niedertretendes Mitleid" ertra-
gen haben, welches Sturz auch ertrug, aber mit
trauriger Anstrengung. Möser hätte freylich ver-
zweifelt, diese verächtliche Menschen lieben zu kön-
nen, aber nicht überhaupt die **Menschen zu lieben**;
denn er kannte die Menschen mannichfaltiger: und
wirklich erscheint die Menschheit viel liebenswürdiger
im Gesichtspunkte des thätigen und häuslichen Le-
bens betrachtet, als in dem Gesichtspunkte des Ho-
fes und der großen Welt. Sturzens Schilderung
ist **schrecklich wahr**, aber nur von wenigen der
Menschen, „**die im Leeren der glänzenden Freu-**
„**den leben.**" Der Hof kann sehr leicht eigensüch-
tig und fühllos machen, so wie die Macht den Fühl-

G 2

*) Sturz Schriften, I. Band, S. 134.

**) S. Phantasieen, III. Band. S. 24 — 42.

losen im Kriege hart und übermüthig, und die äusserste Noth den Unterdrückten grausam. So sind aber nicht die Menschen überhaupt. Der thätige Mittelstand, der sich beständig wechselseitig braucht, ist sittsamer und milder, und man darf nicht so leicht an ihm verzweifeln, auch hebt sich eher seine Moralität wieder durch eigene Kraft, und dieser schätzbare Mittelstand war Mösers eigentlicher Wirkungskreis als Schriftsteller. Die verschiedene Art Menschen von verschiedener Art zu betrachten, hat auf beider Schriftsteller so verschiedenes — es ist kein deutsches Wort da; die Franzosen nennen es *faire* — den sichtbarsten Einfluß. Doch geht zuweilen einer unvermerkt in des andern Manier über. Sturzens: **Wer ist glücklich?** und dessen berühmte **Reise nach dem Deister** *), sind beynahe **Mösersisch**, und Mösers: **Ein kleiner Umstand macht vieles** **), ist beynahe **Sturzisch**.

Die Lage, worin Möser seine Lebenszeit zubrachte, erklärt zwar genugsam, warum sich vieles in seinen Schriften auf eine gewisse Art bildete und modificirte; aber manche deutsche Leser einer Biographie wollen mehr wissen. Es soll ihnen psychologisch gezeigt werden, wie ein Schriftsteller gerade das geworden ist, was er war; eine Forderung, wel-

*) S. Sturzens Schriften, I. Band. S. 241 und S. 252.

**) S. Mosers Phantasieen, IV. Band. S. 68.

cher sogar manche Lebensbeschreiber Genüge zu thun dachten, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich wollten. Bey dem Manne, der seine Brotwissenschaft zunftmäßig erlernt, oder sein System nach der Schulmethode begriffen hat, um es methodisch wieder mündlich oder schriftlich von sich zu geben, kann man auch recht methodisch zeigen, wie er dazu kam. Man kann im Hauskalender genau annotiren, wann und wie der Garten mit einer blühenden Dornenhecke umzogen, und wann sie schadhaft geworden und wieder geflickt ward. Aber du fragst, wie es zugeht, daß dieser Obstbaum vor allen andern, die um ihn stehen, so schlank gewachsen ist, daß Stamm und Zweige so gesund, daß dessen Früchte so vorzüglich schön sind. Ich sage: er ist so gewachsen aus eigener innerer Kraft; setze dich in seinen Schatten und geneuß die edlen Früchte. Wer Mösers Schriften nicht fleißig und con amore gelesen hat oder lesen will, wird wenig von dem verstehen, was ich darüber sagte.

Der persönliche Charakter eines Mannes läßt sich für den, der nicht persönlich mit ihm umging, selten recht anschaulich, noch weniger individuell schildern, und derjenige, der mit ihm umging, bedarf der Schilderung nicht. Und doch mag der Leser von einem geliebten Schriftsteller gern, so wie jeden Lebensumstand, so auch jeden Charakterzug kennen, wenn es auch unvollkommen wäre! — Und nur sehr

unvollkommen kann der edelste Charakter geschildert werden, der, dessen Eigenheit nicht im mindesten an Karrikatur gränzt, der, wo alle Fähigkeiten des Verstandes und alle gute Eigenschaften des Herzens im vollkommensten Ebenmaße stehen, sich wechselseitig dergestalt erleuchten, daß sie ein großes, vollkommenes, in sich zusammenströmendes Licht ausmachen.

Daß Mösers Charakter vorzüglich gewesen sey, erhellet schon daraus, daß er bey den schwierigsten Geschäftsführungen viele Jahre lang das allgemeine Vertrauen bis an sein Ende genoß, in einem Lande und in einer Verfassung, wo das allgemeine Vertrauen zu erhalten eben nicht leicht ist; aber, wie vorzüglich sein Charakter gewesen, wer wagt es so auseinander zu setzen, daß es ganz deutlich wäre? Der Mann war redlich, bieder, patriotisch, uneigennützig im höchsten Grade, menschenfreundlich, wahr, zuverlässig, fest ohne Eigensinn, nachgebend ohne Schwachheit, unverzärtelt ohne Rauhigkeit, gutherzig ohne Unbesonnenheit, froh und munter ohne Leichtsinn, gleichmüthig ohne Gleichgültigkeit, seines Werths sich bewußt ohne Egoismus, frugal ohne Geiz, mildthätig ohne Praleren, gastfrey ohne Verschwendung. — Alles höchst wahr; im Allgemeinen! Der du damit nicht zufrieden bist, der du genauer geschildert verlangst, wie alle diese herrliche Eigenschaften sich individuell zu einem noch herrlichern Ganzen vereinigten, sage mir erst, wie der

schneeweiße Honig schmeckt, den Preußens Bienen aus den vollen Blüten hundertjähriger Linden saugen und mit deren Süßigkeit auch den holden Duft in ihren Honig übertragen. Oder, hast du ihn gekostet, vergeistige das Bild, wenn du kannst, und du hast Mösers Charakter!

Er war glücklich im häuslichen Leben mit einer Gattinn voll Verstand, Theilnehmung und allen wirthschaftlichen Tugenden. Er hatte das Unglück, daß sein einziger sehr hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität zu Göttingen starb. Aber dieser Verlust ward ihm ersetzt durch die unbeschreibliche Liebe seiner einzigen Tochter, einer Frau an Geist und Herz, ihres Vaters ganz würdig. Sie hing fast mit noch mehr als kindlicher Liebe an ihm, und war auch wieder die Freude seines Lebens. Nach dem Tode seiner Gattinn *) widmete seine Tochter sich ihm ganz, und alle Sorgfalt, alle Pflege, alle geistige Unterhaltung, welche die zärtlichste Liebe gewähren kann, wendete sie an, sein Leben zu versüßen. Nächst ihr war ihm der Enkel seines ehemaligen vertrauten Freundes, Herr Kanzleyrath von Bar, der ihn bis in den Tod mit ununterbrochner Ergebenheit liebte, vorzüglich zugethan. Diesen, und seiner geliebten Schwester Kinder, welche in Osnabrück verheurathet sind, sah er wie seine eigene Kin-

*) Sie starb im Jahre 1787.

der an, und liebte sie väterlich. Ihnen und seinen dortigen Freunden, welche den Zirkel seines Umgangs ausmachten, dankte er die glücklichsten Stunden seines Alters. Er erwähnte ihrer oft gegen mich bey unserm Aufenthalte in Pyrmont, wenn er sich seines zufriednen Lebens in seiner Vaterstadt freute. Mit welcher innigen Freundschaft ich selbst an ihm hing, sowohl ehe ich ihn persönlich kannte, als nachdem ich ihn im Jahre 1781 persönlich hatte kennen lernen, wie vieles Vertrauens er mich würdigte, an wie vielen Seiten unsere Gesinnungen sich berührten, hier zu beschreiben, würde vielleicht anmaßend aussehen, und doch meinem Herzen nicht genug thun; meinen Lesern aber würde jede Beschreibung nur schwach scheinen: denn die Innigkeit der Empfindungen vertrauter Freundschaft und der Liebe können ihrer Natur nach dem großen Publikum nie ganz offen seyn.

Mösers Person war von mehr als gewöhnlicher Größe, so sehr daß sich sein Vater nicht traute, ihn vor dem Jahre 1740 außer Landes auf eine hohe Schule zu schicken, bis König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben war, welcher bekanntlich glaubte, auf alle Jünglinge, höher als fünf Fuß sieben Zoll, ein göttliches Recht zu haben, sie seiner großen Grenadiergarde einzuverleiben. Er war stark von Gliedern, alle im äussersten Wohlverhältnisse. Sein Gang war fest, nicht schwankend, nicht stattlich, nie übereilt. In seinem Angesichte war eine

Uebereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstande, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, aber Jedem Zutrauen zu diesem Gesichte einflößte. Ich wünschte, es möchte das Bildniß, was vor dem Titel steht, diesen unnachahmlichen Ausdruck, den es nicht verfehlt, ganz haben fassen können. Er ist beynahe erreicht in der herrlichen Zeichnung, wornach es gestochen worden, gezeichnet von einem Frauenzimmer voll Geist, welche hohe Charaktere würdigen und empfinden kann, und welcher die Freundschaft und Verehrung Mösers ihre ohnedieß schon sichere Reisfeder zu noch innigerm Ausdrucke führten. Der Umriß im Profile am Ende dieser Lebensbeschreibung ist geäzt nach einem Wachsbilde in gleicher Größe vom Hrn. Wessel, einem geschickten Bildhauer in Osnabrück, der sich in seiner Kunst in England vervollkommnete. Die Münze auf dem Titel ließen einige Freunde Mösers im Jahre 176[illegible] zu seinem sechszigsten Geburtstage prägen. Sie hat bloß Werth als ein Denkmal der Freundschaft.

In seinem ganzen Wesen war Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Sein Mund lachte selten, aber fast beständig schwebte auf seiner heitern Stirn und auf seinem ganzen Antlitze das unauslöschliche Lachen das Homer seinen Göttern zuschreibt. Er war gastfrey und hielt ein ansehnliches Haus; er selbst war

mäßig. Der Vorfall in seinen Kinderjahren, da er sich selbst in die Lage gesetzt hatte, jemanden um eine Gabe ansprechen zu müssen, hatte in ihm den Entschluß hervorgebracht, niemals einem Bettler eine Gabe zu versagen. Da ich bey unsern jährlichen Zusammenkünften in Pyrmont gemeiniglich bey ihm blieb, bis er abreisete; so habe ich ihn oft gesehen, ehe er wegfahren wollte, eben wie Yorik in Montreuil *), umringt mit Bettlern, denen er mit zutraulicher Mine und oft mit theilnehmenden Worten einem nach dem andern mit größter Geduld austheilte, so lange noch einer da war.

Er war nichts weniger als habsüchtig; aber er ist in jüngern Jahren eine ziemliche Zeit lang daran gewesen, Gold machen zu wollen, worüber er auch mit dem bekannten Metallurgen Kramer in Braunschweig korrespondirte, der ebenfalls an die Möglichkeit des großen Werks glaubte. Die Liebe zu seinem jüngern Bruder Joh. Zacharias, welcher, um das Geheimniß den Stein der Weisen zu erfahren, sich Ein Jahr in Algier und Tripolis aufgehalten hatte, bewog ihn an diesen kostbaren Versuchen Theil zu nehmen. Er lächelte selbst darüber, wenn er im Vertrauen davon erzählte, und setzte hinzu: Was wäre man für ein Mensch, wenn man nicht einmal einen vergeblichen Wunsch gehabt hätte! Dieß war

*) S. Yoriks empfindsame Reisen, I. Band, S. 95.

bedeutend gesagt von dem Manne, der immer in weiser Zufriedenheit lebte, der sich nie von Mißvergnügen plagen ließ, daher sich auf solche Wünsche einschränkte, deren Erfüllung er in seiner Gewalt hatte.

Möser gehörte auf keine Weise zu den Männern, die im Rufe mehr gewinnen, und dagegen verlieren wenn man sie in der Nähe sieht. Er gewann vielmehr sehr, man mochte ihn in kleiner oder großer Gesellschaft sehen. Sein Charakter war wahr, aber nicht von der rauhen Wahrheit, welche andern lästig wird. Er trug in Gesellschaft jeden andern und drückte niemand. Er wußte das Eigenthümliche und das Beste jedes Charakters, der ihm in Gesellschaft vorkam, bald zu entwickeln, und suchte ihn dem gemäß zu unterhalten. Man erzählt von Hume, er sey still und trocken gewesen, wenn ihn die Gesellschaft, in welcher er war, nicht interessirt habe. Möser, obgleich in ungewünschter Gesellschaft etwas ernsthaft, war immer aufmerksam und für jede Unterredung gegenwärtig, nie abwesend oder zerstreut. Doch bemächtigte er sich, selbst unter Freunden, nie herrisch des Gesprächs, vertheidigte nie seine Meinungen hartnäckig, hatte nie das Ansehen belehren zu wollen, sondern nur Gedanken zu wechseln, und da belehrte er oft am meisten, wegen des Werths seiner Gedanken. Er kannte seinen eigenen Werth, trug ihn aber nie zur Schau; von Stolz oder Dünkel ganz rein. Sein Witz war tref-

fend, aber urban, so wie sein Scherz, seine Satire milde, nie bitter. Er urtheilte nicht nach Laune, aber oft skeptisch. Seine Urtheile von einzelnen Menschen waren weder heftig, noch hämisch; aber treffend wahr, sobald es sich thun ließ, seine Meinung ganz zu sagen. Er sprach nie beleidigend, und hielt sich durch Worte oder Widerspruch nicht beleidigt; und wenige hätten auch einen solchen Menschen beleidigen können, der gegen alle, die er um sich sah, indulgent, nur gegen sich selbst streng war.

So lebte er in beständiger Beobachtung seiner Pflichten und in ungestörtem Geistesgenusse, glücklich in seinem Hause, in der Stadt und im Lande verehrt und geliebt, seinem eigenen Ausdrucke nach, erfreut durch vieles, betrübt durch weniges, gekränkt durch nichts. Er war meist gesund, und vorbeygehende Beschwerden ertrug er gleichmüthig; er ging daher auch jährlich nach Pyrmont, nur um sich mit seinen Freunden zu unterhalten, und um die heitere Luft zu genießen, brauchte aber weder Brunnen, noch Bad.

Bey herannahendem Alter, empfand er öfter eine Art von Krämpfen, die einige Tage anhielten. Es war dieses vielleicht bloß eine der gewöhnlichsten Unbequemlichkeiten des Alters; er schrieb es aber einem kalten Bade zu, das er einst genommen hatte, und erklärte diese innern Spannungen durch eine sehr sinnreiche Hypothese, vermöge welcher er zu de-

duciren wußte, die Natur arbeite von innen heraus, um nach und nach das Gleichgewicht der körperlichen Oekonomie wieder herzustellen *). Diese Gedanken, bey ihm zu einer festen Ueberzeugung gediehen, machten, daß er, sobald er seine Beschwerden verspürte, sich ganz ruhig aufs Bette streckte, um die vermeinten wohlthätigen Bemühungen der Natur abzuwarten, selbst schlaflose Nächte nicht achtete; denn das Uebel brachte gewöhnlich Schlaflosigkeit mit sich, und er war nicht zu bewegen Mittel zu nehmen, welche die Schmerzen gelindert und vielleicht endlich die Krankheit ganz gehoben hätten. Er scherzte oft mit seinen Freunden über seine eigene Beharrlichkeit, aber diese gründete sich auf die feste Ueberzeugung, daß die Natur das Uebel durch das Uebel selbst heben werde, welches er ganz gewiß hofte, um so mehr, weil die Krämpfe von Zeit zu Zeit aufhörten, er sich zu bessern glaubte, sich auch wirklich besser befand, welches bey so dauerhaftem Körper und so gleichmüthigem Geiste nicht zu verwundern war.

Er empfand im Anfange des Jahres 1794 einen unbedeutenden Katarrh, der ihm nicht ungewöhnlich war, wobey er sich leidlich befand und zuweilen bey ziemlich munterer Laune war. In der

*) Man sehe im Briefwechsel seinen Brief an mich Nr. 35. von 17 Dec. 1785, und das hinter demselben abgedruckte in Mösers Nachlaße gefundene Blatt, desgleichen den folgenden Brief Nr. 36.

Nacht vom siebenten zum achten Jänner empfand er ängstliche Bewegungen. Er hielt sie anfänglich nach seiner gewöhnlichen Art für eine Wohlthat der Natur, den Körper von innen heraus von dem alten Uebel zu befreyen. Bald aber merkte er seinen Irrthum, fühlte daß es Todesschweiß war, und sagte, eingedenk seines Streits mit seinen Freunden über die Richtigkeit seiner Hypothese, mit größter Gleichmüthigkeit: „Ich habe den Prozeß verloren!" Er gab ruhig noch einige Aufträge *), ließ seiner vortreflichen Tochter, der zweyten Hälfte seines Herzens, für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit danken, und sagte: Er sey nun müde und wolle schlafen. — So entschlief er, ruhig, so wie er lebte.

Noch mehr über den Mann und den Freund zu sagen, erlaubt mir meine Empfindung nicht, die mich übernimmt, indem ich schreibe.

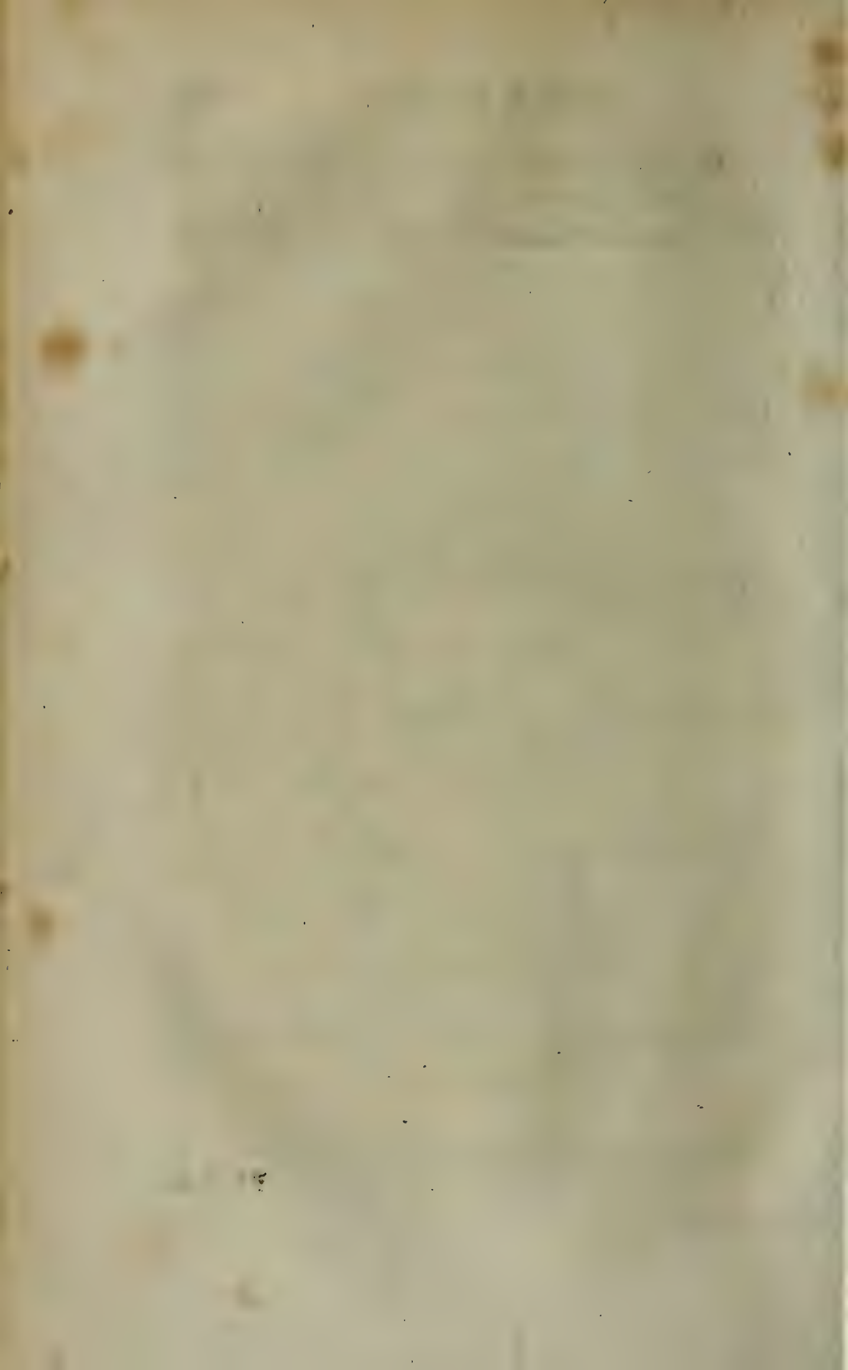
Seine Beerdigung war äusserst feyerlich, nicht des Pomps wegen, sondern wegen der herzlichen Theilnehmung, da eine große Anzahl Menschen aus allen Ständen dazu freywillig und ungebeten kamen, sogar Bauern vom Lande, um einem allgemein verehrten Manne das letzte Zeichen ihrer Zuneigung zu geben.

*) Man sehe Hrn. D. Kleukers Nachricht von Mösers Tode in der Berl. Monatsschrift 1794. May. S. 489.

Es gilt von ihm, was Tacitus vom Agricola sagt: Finis vitae eius nobis luctuosus, patriae tristis, extraneis etiam ignotisque non sine cura fuit.



Möse-



I.

Bereits gedruckte Schriften.



Der Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften.

Dem Andenken
Herrn Johann Friedrichs von dem Busche
gewidmet *).

Vorrede.

Gegenwärtige Abhandlung hat vielleicht ihre beste Zeit schon überlebt, ehe sie einmal im Druck erscheinet, indem schon mehrere Jahre verflossen sind seitdem sie angefangen worden. Den Anlaß dazu gab die vortreffliche Gemahlinn desjenigen, dem ich sie nunmehr nach seinem Tode gewidmet habe. Sie fand ihre größte Beruhigung darin, die Größe ihres erlittenen Verlustes beständig vor Augen zu haben; und weil mein Herz durch

*) Zum erstenmal gedruckt „Hannover, 1756, bey Johann Wilhelm Schmid," auf 64 Seiten in Großoktav. Voran steht auf 5 Seiten ein französisches Gedicht von Herrn von Bar auf den genannten Herrn von dem Busche: Les ombres. A Madame la Douairiere de Busch, née de Ledebur. Par l'auteur des Epitres diverses. Mösers Vorrede ist unterzeichnet: „Osnabrück, den 24. März, 1765." — Zum zweitenmal erschien diese Schrift: „Bremen, bey Johann Heinrich Cramer, 1777." 116 Seiten klein Oktav.

eben diesen Verlust außerordentlich gerühret war, so durfte ich meine eigenen Empfindungen nur einigermaßen ausdrücken, um ihre traurige Absicht zu befördern. Sie, die beste Gemahlinn, die treueste Mutter, die standhafteste Christinn, die eifrigste Freundinn, ist nunmehr auch in ihrem blühenden Alter *) gestorben, und eines Wunsches gewähret worden, welcher sich auf nichts weniger als auf eine ewige selige Vereinigung mit ihrem theuresten Gemahle erstreckte. Ich hatte also bey mir beschlossen, ihrem beiderseitigen Andenken in stiller Betrübniß nur ungesehene Thränen zu widmen, als eine schmeichelhafte Erwartung mich wegen dieses Stillschweigens zur Rechenschaft fordern wollte.

Da ich mich nun hierauf verbunden erachtet, meine angefangene Arbeit zu vollenden, und dem Drucke zu überlassen: so habe ich, um den Nutzen davon etwas allgemeiner zu machen, meine erste Absicht in einigen Stücken verändert, und in einem moralischen Charakter den Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften nach ihren verschiedenen Wirkungen, und besonders auch in unsern letzten entscheidenden Stunden gezeigt, wobey ich jedoch das Urbild immer vor Augen gehabt, und mich nur in diejenigen Fälle eingelassen worin dasselbe sich im Leben und Tode befunden.

Diese Aenderung meines ersten Vorsatzes gefiel mir um so viel mehr, weil der Herr von dem Busche in die außerordentliche Güte seines Herzens, und in die edle Stärke seiner Leidenschaften, welche Leben und Güter für eine große schöne That verachtet hätten, ein redliches

*) Frau Henriette Dorothee Johanne von dem Busche, geborne von Ledebur, starb den 1 Oct. 1755, und war geboren den 8 Nov. 1717.

ches aber fast zu starkes Mißtrauen setzte; wie er denn noch in seinen letzten Tagen, als ihm die Abhandlung von der herrschenden Mode großmüthig zu sterben durch ihren würdigen Herrn Verfasser *) überschickt wurde, sehr unzufrieden mit sich selbst war, daß sein angeborner Muth in ihm eine Geduld mit wirkete, welche er bloß dem Glauben zu danken haben wollte. Ich hatte darüber vorher schon eine Unterredung mit ihm gehabt, und darin zu erweisen mich bemühet, daß die natürliche Güte und Ordnung unsrer Leidenschaften in Absicht unsrer zeitlichen Ruhe und Glückseligkeit sehr große Gaben eines weisen Schöpfers wären, welche wir mit einer dankbaren Zufriedenheit erkennen, und nur dabey bedenken müßten, daß die vollkommenste unter allen uns nicht den mindesten Anspruch auf die ewige Glückseligkeit geben könnte, weil diese eine bloße Gnade wäre, welcher wir nicht anders als unter den damit verknüpften Bedingungen theilhaftig werden möchten; der natürliche Mensch könnte zu keiner Gerechtigkeit, welche vor Gott gelte, gelangen; und also wäre sein größtes Verdienst in dieser Vergleichung vollkommen ungültig und untüchtig. Allein er könnte seine zeitliche Ruhe und Zufriedenheit, sein rechtschaffenes Vergnügen auf Erden und auch in der letzten Stunde damit befördern, und sein Gemüth solchergestalt überdem in eine Verfassung bringen, worin es der Gnade Gottes desto ruhiger und seliger genießen könne. — Und auf diese Weise beruhigte er sich um so vielmehr, je stärker diese edle Gemüthsverfassung in ihm durch den Glauben geheiliget wurde.

Ueberhaupt aber habe ich längst eine Gelegenheit gewünscht, unsern Neigungen und Leidenschaften eine

*) Den Generalsuperintendenten Jacobi zu Zell.

mehrere Aufmerksamkeit zu erwerben, den Werth ihres starken und glücklichen Einflusses in alle Arten von Tugenden zu zeigen, und dadurch ein Vorurtheil zu schwächen welches die Tugend schlechterdings zu einer Frucht unsers Verstandes macht, und solche sogleich einer Falschheit beschuldigt wenn eine Süßigkeit der Empfindung, ein sanfter Hang der Neigung, oder eine starke Leidenschaft sich mit ihr vereiniget. Der Graf von Shaftsbury hat diese Lehre zwar schon in ein schönes System gebracht, und den Anbau unsrer Neigungen zu dem Hauptvorwurf seiner Sittenlehre gemacht; weil es aber manchem, welcher die Tugend bloß für die moralische genommen, zu gefährlich geschienen solche schlechterdings von unsern Neigungen abhangen zu lassen, da doch, in einem allgemeinen Begriff, die Güte eines jeden Dinges auch seine Tugend ist: so habe ich die Güte unsrer Neigungen und Leidenschaften erstlich als eine Tugend in diesem allgemeinen Verstande genommen, und sie hernach zur moralischen erhoben, wenn der Verstand diese Neigung als eine solche gebilligt, welche unsern Pflichten und unsrer Bestimmung gemäß gewesen.

Und auf diese Art ist den guten Neigungen ihr vortrefflicher Werth behalten, und das Feld der menschlichen Tugenden erweitert worden, ohne daß mir der Vorwurf gemacht werden kann, welcher dem Grafen von Shaftsbury gemacht worden. Ich halte es für eine sehr traurige Bemühung, die Falschheit der menschlichen Tugenden gar zu genau aufzusuchen, und Leibniß hat schon aus diesem Gesichtspunkt die bekannte Französische Abhandlung davon mißbilligt. Denn wenn man so weit gehen und die ganze Kraft der besten Neigungen für nichts rechnen, mithin alles auf eine freye Wahl der Seele ankommen lassen will: so befürchte ich,

wir werden wirklich einen gefährlichen Handel treffen, und das Sichere weggeben, ohne das Bessere aber Unsichere dagegen wieder zu erhalten. In Absicht der Wirkung thut es zur Sache wenig, ob wir aus freyer Wahl oder aus freyer Neigung tugendhaft gewesen. Kostet letzteres unserm Verstande nichts: so kann auch die Seele durch eine beständige gute Wahl zuletzt eine solche Gewohnheit oder eine solche Fertigkeit in der Tugend erlangen, daß die Ausübung derselben eben so leicht wird, als wenn sie durch die Neigung gewirkt worden. Neigung und Verstand sind beide Gaben eines Schöpfers; sie können beide verderbt, beide aber auch natürlich richtig und gut seyn; sie können beide durch gute und böse Erziehung gelenkt, und durch zufällige Umstände verändert seyn. Es ist so schwer, wider eine Ueberzeugung, als wider eine herrschende Neigung zu handeln; unsere Ueberzeugung kann aus falschen Gründen, unsre Neigung aus unrichtigen Empfindungen entsprungen seyn. Der Eigennutz des Verstandes ist vor dem Eigennutze des Herzens nicht privilegirt, und wo der Verstand seine Wollust aus den erhabensten Betrachtungen ziehen kann, da hat das Herz ein Recht, seine edlen Empfindungen mit Vergnügen zu fühlen. Kann man dem Verstande die mystische Pflicht auflegen, an Gott ohne den Vortheil eines Vergnügens zu denken; ihn zu lieben, ohne den Gedanken dieser Liebe sanfter als einen andern zu denken: so wird sich auch schon ein Metaphysikus finden, welcher das Gefühl des Schönen von seiner Wirkung abstrahiren kann. Ist aber beides unmöglich, so muß der systematische Stolz sich unter die Erfahrung demüthigen, und wenigstens der Neigung erlauben, sich mehr an einer freyen Wahl, als an einem edlen Triebe zu ergötzen.

Ich behaupte also hieraus, daß wir wohl thun, unsre Neigungen und Leidenschaften, so viel immer möglich, zu verbessern; oder, wo sie von der besten Art sind, und sich so wenig verbessern als erweitern lassen, welches auf den Beyfall der Sittenlehre ankömmt, solchen getrost zu folgen, und mit diesem sichern Führer eben den Weg zu wandeln, welchen wir nach einem freyen Entschlusse unsers Geistes gewandelt seyn würden, wenn die Neigung nach einer schlimmern Seite gerichtet gewesen. Was die Pflicht eines Christen weiter erfordere, solches übergehe ich hier der Kürze halber mit Fleiß, weil es in der Abhandlung selbst an einigen Stellen mit angeführet worden.

* * *

Sie haben mir zwar schon oft angelegen, Philokles, daß ich Ihnen das Gemüth desjenigen schildern möchte, welcher in der Erfüllung seiner Pflichten, und besonders der großmüthigen Bemühung Andre glücklich zu machen, ein so außerordentliches Mittel fand. Allein der traurige Gedanke, daß ich Ihre Forderung nicht erfüllen konnte, ohne mir zugleich die ganze Größe meines Verlustes auf das lebhafteste wieder vorzustellen, hat auch eben so oft meinen besten Vorsatz unterbrochen. Und vielleicht würde ich ihn niemals vollführt haben, wenn nicht ein neuer Verlust die bisherige Schonung meiner Ruhe auf einmal vereitelt hätte. Der vierte Frühling wird nun bald anfangen mir ungefühlt vorüber zu gehen, und ihm werden viel mehrere folgen, ohne mir die Tage wiederzubringen welche mich jeden Morgen zufriedener erblicken ließen; die Tage, worin mir die Schöpfung ihre Vollkommenheit in jenem würdigen Menschenfreunde erklärte. So lange ist es schon, daß ich Ihn verliere.

Sie

Sie erinnern sich vielleicht noch, Philokles, der letztern Unterredung welche wir mit ihm hatten. Es war eben einer von ihren Lieblingsabenden, und wir gingen ungehört und ungesucht unsre Gedanken über die nun sittsamern Reizungen der Natur zu zerstreuen; die stille Hoheit der Nacht schien sich mit einer vertrautern Verehrung zu befriedigen; die von ihrer Arbeit gleichsam ruhende Natur goß auch in unsre Seelen sanftere Empfindungen, und wir redeten von dem Vergnügen einer solchen Ruhe nach wohlvollbrachten Tagen: als er uns unvermerkt auf die Glückseligkeit lenkte, welche derjenige empfinden müßte, der sich an einem solchen Abende erinnern könnte, daß wenigstens ein Unglückseliger durch seine Fürsorge unbekümmerter schliefe, und morgen mit dem Danke für seine Wohlthat zufriedener erwachte. Wie stark war nicht seine Rede! Mir deucht, ich höre es noch wie er zu uns sagte: Diese Erinnerungen lassen mir manchen Abend in sanften Entzückungen verfließen, und manche freudige Thräne danket dem Schöpfer der Freude für die Mittel wodurch ich die Sorgen eines Elenden vermindre; ich suche oft die der Betrachtung so günstige Stille des Abends, um für mich allein neue Entwürfe zum Besten dieses oder jenes Unglücklichen zu machen; ich überlege, wie ich seinen Wünschen zuvorkommen, seiner Empfindlichkeit schonen, und seine bedrängten Umstände so unvermerkt verändern wolle, damit seine Tage in gesegneter und freudiger Arbeit, seine Nächte ohne ängstliche Rechnungen, und seine Abende eben so ruhig, als jetzo der unsrige ist, dahin gehen mögen. Dann stelle ich mir die Zufriedenheit dieses Mannes vor, ich male mir sein dankbegieriges Herz, sein Vergnügen über den Schöpfer, die Empfindungen womit er mich bewillkommen würde, wenn er seinen Wohlthäter kennete; und alle diese reizenden

Gegenstände setzen mich in eine Bewegung, welche, meines Ermessens, den höchsten Grad der zeitlichen Wollust ausmachen muß. . . . So freundschaftlich das Vertrauen war, worin sein Herz sich solchergestalt auflösete: so wenig dachten wir damals, daß das Gebet so vieler getrösteten Witwen und so vieler erfreueten Armen den Vater der Menschen nicht bewegen sollte, ihnen diesen Segen zu lassen. Wer hätte es doch wohl denken sollen, o Philokles, daß der Himmel uns Uebrige so sehr, so sehr erniedrigen, und durch seinen frühen Abgang den Werth so vieler Geschöpfe verringern würde? Werden den Frommen ihre Tage verkürzt, um sie vor einem künftigen Rückfall zu bewahren; werden sie den Bösen verlängert, um ihnen Zeit zur Besserung zu geben: wo bleibt denn die zeitliche Verheißung der erstern? und wie mögen wir uns in der letzten Stunde beruhigen, wenn der Rathschluß des Allmächtigen uns arme Sterbliche auch nach den möglichen Handlungen eines fernern Lebens richtet?

Verzeihen Sie mir, Philokles, wenn ich unterweilen meine Empfindungen zu Worten kommen lasse; selbst die Zweifel, die unser Herz in solchen Fällen brechen, geben eine Erleichterung. Ich will mit meinem Schmerze oft reden; vielleicht gelingt es mir, mit ihm vertrauter zu werden.

Wie oft habe ich mich mit Ihm in eben diesen reizenden Betrachtungen unterhalten, wozu uns damals die aufmerksame Stille der Nacht so feyerlich bereitete! Das Vergnügen, welches die Tugend ihren Verehrern zubringt; die sanfte Beruhigung, welche wir aus der Erfüllung unsrer Pflichten ziehen; die göttliche Freude Gutes zu thun, und immer Mehrere glücklich zu machen; die Entzückung eines Fürsten bey dem Anblick segnender

Völker, in deren Augen jetzt eine Schöpfung neuer Freuden vorgehet, gaben ihm noch das letztemal zu so manchen erhabenen Gedanken Anlaß, daß wir unsre Rührungen mit dem Zweifel unterbrechen mußten: Ob man sich diesem Vergnügen, wenn man es gleich mit Recht genösse, auch wohl zu sehr überlassen könnte?

Zu sehr? fragte ich. Ja, wo das Vergnügen Gutes zu thun, bloß zu einer Angelegenheit unsrer Eigenliebe gemacht wird; wo das Wohlthun nur eine edlere Art des Verschwendens, und die Dankbarkeit bloß eine Befriedigung unsers Stolzes ist; wo der Fürst von seiner unzugänglichen Höhe auf den niedern Theil der Menschen, als auf veredelte Insekten, herabschauet, und ihnen bloß in der Absicht Gutes thut, um ihnen unter seinem Thronhimmel eine irdische Gottheit zu scheinen: da braucht man freylich nicht lange zu fragen, ob man sich einer solchen Wollust auch wohl zu sehr überlassen könne. Allein, wo die Gerechtigkeit gegen sich und Andre die Ueberwallung unsers gutthätigen Herzens in starken Strömen fortführet; wo die Wohlthat von aller Erniedrigung desjenigen der sie empfängt, befreyet ist; wo der Undank uns mehr bekümmert als verdrießet, und niemals abschreckt; wo die süße Menschenliebe, und die mit ihr befreundeten Neigungen, der bescheidenen Gütigkeit eines edlen Bodens gleichen, welcher seinen prächtigen Blumen die Bewunderung der Zuschauer erwirbt, sich selbst aber nur die huldreiche Sorge vorbehält ihre Wurzeln zu tränken und zu ernähren: da wird die billige Zufriedenheit mit sich selbst, diese Frucht der Weisheit, diese unberühmte und sichere Vergeltung der Tugend, je süßer und größer sie wird, allemal nur die Bewegungsgründe vermehren, welche uns die große und vortreffliche Pflicht auflegen uns immer vollkommner zu machen.

Aber,

Aber, versetzte er, diese mit der Tugend befreundeten Neigungen; diese glänzenden Körper, welche so leicht die Farbe der Tugend annehmen, und uns durch ihren Wiederschein verführen; wie oft erschleichen sie sich nicht unsern Beyfall? wie oft bekleidet nicht die natürliche Güte unsrer Leidenschaften die Stelle der Tugend? Unser Herz hat seine eigne Sittenlehre, und der Verstand wird von ihm, als von einem Lieblingssystem, übereilet; wir erklären Alles daraus, und glauben oft mit dem erhabenen Schwunge der Tugend uns schon dem Throne der Gottheit zu nähern, wenn uns etwa die Schnellkraft einer glücklichen Leidenschaft über die Sphäre solcher Menschen erhebt, welche von der Natur minder gütige Neigungen, als wir, empfangen und mit aller Mühe lange nicht die Höhe erstiegen haben, welche wir ohne große Kosten erreichen. Wie oft sehen wir die Wirkungen eines natürlichen Mitleidens für Handlungen der Menschenliebe an? Wie oft borget die Verschwendung den Titel der Großmuth, die Bequemlichkeit den Namen der Mäßigung, und der Haß den Schein der Gerechtigkeit? Wie geneigt sind wir nicht, dem edlen und demüthigen Anstand des schuldigen Unglückseligen seine Schuld zu vergeben? Wie billig sind wir nicht gegen die Ausschweifungen glücklicher Leidenschaften? Wie schwer wird es uns, gegen die rührenden Thränen einer strafbaren Schöne die Schärfe der Gesetze zu gebrauchen? Und wer kann sagen, daß er allemal der Tugend, wenn sie nicht zu ihrem Vortheil gebildet gewesen, die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Wenn aber so mancherley unvermerkte Ursachen sich in unsre schönsten Thaten einflechten, wenn die Güte unsrer Triebe, die Süßigkeit wohlthätiger Empfindungen, die Begierde zu gefallen, mehrern Eindruck auf wohlgerathene Seelen haben können, als die Vorstellung der Tu-

gend

gend selbst, wenn wir rechtschaffen handeln können aus Ehrgeiz und Vergnügen, wenn wir wohlthun können aus Weichlichkeit, wenn wir aus einer natürlichen Neigung zur Ruhe die mühsamen Laster fliehen, und in einem sanften melancholischen Augenblick unsern Pflichten getreuer sind, als wenn die Freude unser Geblüt in flüchtige Wallungen setzt: haben wir dann nicht Ursache in unsere Tugenden ein Mißtrauen zu setzen, und die Wollust nicht gar zu groß werden zu lassen, welche aus der Betrachtung unsrer tugendhaften und gutthätigen Handlungen entsteht? Sind nicht also die Quellen unsrer edelsten Thaten in ihren ersten Adern verfälscht, und können wir wohl jemals versichert seyn, daß wir hier das wilde Wasser von der gesunden Quelle geschieden haben?

Hier, o Philokles! hätte ich mir die Deutlichkeit und Stärke Ihres Vortrages wünschen mögen, damit ich diesen feinen Wölkungen *), diesen unmerklichen Verwandtschaften der Thorheit und Weisheit, einen Körper, eine Größe, eine Deutlichkeit ertheilen können, worin sie sich dem Verstande in einer wohlgeordneten Reihe dargestellt hätten. Welch eine unendliche Mannichfaltigkeit der Schatten fand sich in diesem Gemälde! Aus jedem Stande ein neuer Gesichtspunkt; so manches Auge, so manche Veränderung; so manches Urtheil, so mancher Unterschied.

Jedoch, sollten die glücklichen Leidenschaften, dieses zärtliche Gefühl, diese natürliche Güte des Herzens, diese süße Thräne, welche mir Ihre Freundschaft ablocket,

*) Möser gebraucht auch in andern seiner frühern Schriften dieses Wort statt des Französischen und itzt auch im Deutschen allgemein aufgenommenen Wortes Nüancen.

locket, sollten diese die Tugend verfälschen können? Nein, Philokles. Kann die Religion sie heiligen, warum sollte nicht auch die Tugend sie veredlen können? Der wohlthätige Schöpfer pflanzte mit seinen göttlichen Händen Triebe in unser Herz, sanfte, edle Triebe, Triebe der Erkenntlichkeit gegen seine unendliche Güte. Ehe die Tugend unsre Schritte lenkte, und die Vernunft unsern Pfad bereitete, waren sie da. Wir fühlten Mitleid, ehe die Religion uns lehrte barmherzig zu seyn; und die nothwendigen Reizungen der Schönheit erhielten den Beyfall unsrer Empfindungen, ehe der Verstand ihren Werth untersuchte. Die Neigung knüpfte das erste Band der Freundschaft; göttlicher Augenblick! Und wie die Tugend kam solches noch mehr zu befestigen, waren die sanftesten Entzückungen schon vorüber. Die Liebe ist eine Tugend; wer sie aber von allen demjenigen entblößen wollte, was sie von der Güte unsrer Neigungen, von der Harmonie der Empfindungen, von einem zärtlichen Kummer, von einsamen und unzerstreuten Entzückungen, und andern durch menschliche Ausdrücke noch nie geschwächten Begeisterungen erhält; wer ihr die Reizungen der Schönheit, die Schmeicheley der Siege, die sinnliche Erkenntlichkeit, und das Gefühl keuscher Wollust entziehen wollte: der würde zwar die Liebe, wie sie als eine Tugend von den Weltweisen beschrieben wird, behalten, aber hoffentlich nicht so grausam seyn um sie unter Menschen zu suchen.

Ich mußte hier anhalten, weil ich aus einer freundschaftlichen Bewegung einen Einwurf zuvorsah, welcher mit einiger Mühe zurückgehalten wurde. Ich räume dieses alles ein, fing er an: allein, die natürliche Schönheit der Seele gleicht der Schönheit des Körpers. Gleichwie wir aber wenig Ursache haben auf einen so wohl-

wohlfeil erhaltenen Vorzug stolz zu seyn, und mit gar zu vielem Vergnügen daran zu denken: so können wir auch die erstern gar nicht zur Tugend rechnen, und unsrer behenden Eigenliebe damit schmeicheln. Die wahre Tugend muß aus einem freyen Entschlusse des Geistes das Gute welches sie für ihre Pflicht erkennet, wählen; sie muß weiter als die Empfindungen gehen, und das Feld ihrer Vollkommenheiten durch Ueberlegung erweitern. Das Gefühl wird oft gerührt, wo die Tugend strenge seyn muß. Standhaftigkeit und Muth wohnen selten bey der Zärtlichkeit: und diese mildert wiederum nicht allemal die Härte der erstern. Die Ueberlegung muß also bey der Wahl den Vorsitz haben. Und wenn wir alsdann strenge oder gelinde sind, wie es die Wahrheit, die Gerechtigkeit und unsre Pflicht erfordert: so verdienet die Strenge oder Gelindigkeit erst den großen Namen einer Tugend. Eine glückliche Leidenschaft übertreibt gemeiniglich diejenige Tugend welche ihr Liebling ist. Sie gleicht der Fluth, die ein Schiff nicht in den Hafen, sondern über die Ufer aufs Land setzt. Selten wird sie das Verhältniß zwischen allen Tugenden gleich unterhalten; und doch entsteht aus diesem Verhältniß die wahre Größe des Tugendhaften. So ist oft das Vergnügen Gutes zu thun weit vor der Gerechtigkeit voraus, welche wir uns und Andern schuldig sind. So ist oft die Großmuth zu stolz, Wohlthaten anzunehmen welche gleichwohl ihre Selbsterhaltung insgeheim erfordert. Der sanfte Reiz, unsre Feinde versöhnen zu wollen, bricht oft in tyrannische Wohlthaten aus, wenn dieser ihr Edelmuth zu seiner Beruhigung von uns keine erniedrigende Größe, sondern eine schmeichelnde Schwäche erfordert hätte. Wie oft würde ein Feind sein Leben als eine Wohlthat annehmen, wenn es ihm unvermerkt gelassen und nicht mit gar zu sichtbarer Gütigkeit

tigkeit geschenkt würde? Man sehe die mehrsten großen Leute an welche jemal in der Welt gewesen. Jeder von ihnen hat sich in eine gewisse Tugend verliebt, welcher alle andre zum Opfer werden müssen. Einer hat sich die Tapferkeit, ein Andrer die Großmuth, ein Andrer die Barmherzigkeit, Dieser die Armuth, Jener die Keuschheit zum Günstling erwählt, ihm sein ganzes Vertrauen geweihet, und solchergestalt die allgemeinen Bande der Tugenden zerrissen. Was waren aber diese Tugenden? Werke der Neigungen. Bey starken und glücklichen Leidenschaften hat also die Vernunft am mehrsten zu arbeiten, damit die mit der Neigung vertraute Tugend die andern nicht zurücklasse, und zwey Freunde allein vorausgehen, ohne sich nach der Gesellschaft umzusehen. So bricht ein vorsichtiger Gärtner oft die Blüten einem jungen Baume ab, welcher der Liebling seiner Erwartung ist, damit er sich auch im Fruchtbringen nicht erschöpfen, und darüber einige gute Zweige saftlos lassen möge. Dieses alles aber erfordert Einsicht, Entschluß und Ueberwindung: diese aber sind Früchte des Verstandes, und keiner natürlichen Neigungen. Wir müssen also das Vergnügen mäßigen, welches nicht sowohl aus unsrer wahren Rechtschaffenheit, als vielmehr aus einigen zufälligen Tugenden unsers Geblüts, daß ich sie so nennen mag, entspringet.

Wie aber? war meine Antwort: wenn die Seele so schön gebildet, und von der Hand ihres Schöpfers so vollkommen gerathen ist, daß sie der kleinen Verbesserungen unsers Verstandes nicht bedarf? Wie, wenn unser Verstand selbst von Natur so richtig ist, daß er die Leidenschaften vom Anfang an gemäßigt und zum Guten gewöhnt hat? Wie, wenn es eben unser glücklicher Ehrgeiz ist, dem Rath der Vernunft und unsern

Pflich-

Pflichten zu folgen? Wenn unsre wohlgeordneten und eilfertigen Neigungen den Aussichten des Verstandes zuvor kommen, wenn es unsre einzige Wollust ist tugendhaft zu seyn? Wenn der Geist nur bloß erfinden darf was unsre Pflicht sey, um unsre fertigen Triebe in eine dahin aufs stärkste abeilende Bewegung zu setzen? Sollte der glückliche Besitzer einer solchen Seele nicht tugendhaft seyn, ob er schon nicht nöthig hat sein Herz erst durch Gründe und Ueberwindung zum Gehorsam zu bringen? Sollte die Schönheit des Körpers um deswillen, weil sie nicht unser, sondern des Schöpfers Werk ist, uns minder angenehm seyn? Sollte die Schönheit der Seele mit wenigerm Entzücken empfunden werden, weil sie von Natur eine so vortreffliche Richtung und Stärke erhalten, daß es unserm Verstande und dem allerbesten Entschlusse unmöglich ist, das geringste daran zu verbessern?

Die Ueberwindung, wovon uns so viel gesagt wird, ist auch gar nicht nothwendig, den Werth unsrer Tugenden zu erhöhen. Zwar lehrt uns unser Stolz, daß ein Held welcher die halbe Welt besieget, unsers Weihrauchs würdiger sey, als ein andrer, welchem, zum Beweise seiner Größe, die schreckliche Gelegenheit gefehlt den ganzen Erdball zu verwüsten; und wir sind mit unsrer Verehrung gegen erstern um so viel verschwenderischer, weil wir uns heimlich schmeicheln, für einen jeden kleinen falschen Triumph über unsre Neigungen, wobey doch gemeiniglich eine vornehmere Thorheit die geringere nur zur Schau stellet, wenigstens von dem Pöbel unsrer eignen Gedanken als Helden gepriesen zu werden. Allein die Kosten der Ueberwindung, überhaupt betrachtet, geben nur ein zufälliges Maaß ab zur Berechnung der Tugend. Ein Strom, welcher in dem Ab-

grund versunkener Thäler seine stürzende Last fortwälzet, jetzt mit königlichen Kosten in seinem Laufe gehemmt, über Berge geführt, von neuem ins Thal gestürzt, und durch die Nebenbuhlerinn der Natur gezwungen wird sich in den Wolken zu ergießen, bringt freylich der Hand, welche der Natur diese Gesetze vorschrieb, unendliche Ehre. Sollte aber die reiche Quelle, welche aus dem Gipfel des Berges rauschet, und sich sogleich von selbst ins Thal stürzt, woraus ihre Fluth mit wenigern Kosten wieder in die Höhe gebracht wird, um deswillen weil sie weniger Kosten verursacht, den Werth ihrer prächtigen Wirkungen vermindern? Zwar bleibt zwischen den Meistern, welche hier ihre Größe zeigen, ein wichtiger Unterschied. Allein dieses kann den Werth der Sache an und für sich nicht verändern; oder man müßte auch einen Dichter welcher in vierzig Jahren eine Ilias verfertigt, einem andern vorziehen welchem sie mit weniger Mühe in vierzig Tagen gelungen.

Kömmt es bloß auf die Ueberwindung an: so muß die Beleidigung des besten Freundes, wenn sie mit der mühseligsten Erstickung unsers zärtlichsten Gefühls, und nach einem blutigen innerlichen Kriege geschieht, eben so edel seyn als die Großmuth des Scipio, welcher die Macht der kühnsten Reizungen, die Pracht eines stolzen und neuen Ebenmaßes jener gefangenen Spanierinn kräftig fühlte, und jung und Sieger war, dennoch aber ohne Mühe sich eine Freude daraus machte sie ihrem geliebten Allucius zurückzugeben.

Die Ueberwindung ist ein Sieg unsers Verstandes; der Verstand ist ein Vorzug, womit sich ein Jeder gern schmeichelt. Sollte also wohl die Ueberwindung nicht um deswillen so sehr gerühmt werden, weil sie alles dasjenige auf die Rechnung des Verstandes bringt was wir

wir unsern guten Neigungen abzwacken? Hat nicht vielleicht Sokrates sein eignes Herz um deswillen so böse beschrieben, damit er dessen Besserung zu einem selbsterworbnen Verdienste machen, und seinem Verstande mehr als seinem Schöpfer danken möchte? Wie schlecht hätte die Religion der Christen für uns gesorgt, da sie unsre Bekehrung einer fremden Gnade zugeschrieben, wenn die Größe der Tugend nothwendig ein Werk unsrer eignen Vernunft seyn müßte?

Der kühnste Gedanke, welchen jemals ein Sterblicher denken konnte, war dieser: daß er Gott gefallen wollte. Der große Begriff, welchen wir uns von einer Verehrung gegen ihn machen können, ist dieser: daß wir alle unsre Kräfte verleugnen, und auch diese vollkommne Selbstverleugnung als eine bloße Wohlthat unsers Schöpfers verehren. Sollte es aber seiner allmächtigen Güte unmöglich seyn, das Herz eines Sterblichen so fühlbar, so erkenntlich, so vollkommen zu bilden, daß er seine einzige Wollust in der Vermehrung seiner Dankbarkeit setzte, und durch die vollkommenste Selbstverleugnung seinen wahren Ehrgeiz befriedigte? Sollte ein solcher Auserwählter um deswillen, daß ihm seine Größe weder Ueberwindung noch Mühe kostete, minder tugendhaft seyn als ein Andrer, der durch einen großen Hang zu Lastern in den Stand gesetzet worden ein Märtyrer seiner Leidenschaften zu werden?

Hier, o Philokles! merkte ich aus seinem Lächeln, daß er glaubte ich hätte die Sache zu weit getrieben, und aus meiner Einbildung Menschen erschaffen die wohl niemals zum Vorschein kommen würden. Ich ließ ihm auch gern hierin stillschweigend Gerechtigkeit wiederfahren, weil er an seinem eignen Herzen am besten sehen konnte, wie weit der Schöpfer einen Menschen mit so

vollkommenen natürlichen Neigungen begaben wollen. Allein, der Schluß blieb doch immer richtig, daß wir nicht nöthig hätten sogleich in unsre Tugenden einen Verdacht zu setzen, wenn solche gleich aus unsern natürlichvollkommenen Neigungen ihren Ursprung genommen, und durch dieselben ohne Kosten und Mühe zu einer solchen Höhe getrieben worden, daß es dem menschlichen Verstande, außer der Religion, nicht möglich gewesen größere Vollkommenheiten zu erreichen.

Wir vereinigten uns jedoch zuletzt dahin, daß die Ueberwindung einigen Werth behalten, und der Weise, welcher seine bösen Neigungen glücklich besiegte, befugt bleiben sollte, sich der süßen Ruhe zu überlassen, welche den müden Sieger in der stillen Wohnung seiner Betrachtungen bewillkommt. Dagegen aber sollte auch der zärtliche Freund, der großmüthige Wohlthäter, der standhafte Patriot berechtigt seyn, sich von den Reizungen seiner eignen Rechtschaffenheit rühren zu lassen, wenn dieselbe gleich kein selbsterworbnes kostbares Verdienst, sondern ein bloßer Adel des Geblüts zu nennen seyn möchte. Wir glaubten auch nicht, daß die Empfindung einer solchen Wollust, welche eigentlich den höchsten Grad der sinnlichen Erkenntlichkeit gegen den allgemeinen Wohlthäter bestimmte, diesem mißfallen könnte, da alle seine Gesetze lediglich zu unserm Vergnügen abzielten, und derselbe sich so bewundernswürdig gnädig gegen uns erwiese, daß er uns durch unendliche Aussichten einer ewigen Wollust — wozu? zu der angenehmen Pflicht verbunden, uns vollkommner, glücklicher und, nach einer nothwendigen Folge, auch vergnügter zu machen; da wir keine natürlichgute Handlung verrichten könnten, ohne nicht in ihr selbst und ihren Folgen neue Erweiterungen unsers Vergnügens zu finden;

finden; und wenn wir gleich diese Belohnung bey den sittlichguten Handlungen bisweilen vermißten (indem einer, der mit Wahl lasterhaft ist, hierin glücklicher seyn kann), dennoch außer einer stillen innerlichen Beruhigung und dem angenehmen Gefühl des Sittlichschönen, eine ewige und überschwängliche Schadloshaltung vor uns behalten.

In solchen Unterredungen haben wir manche ruhige Stunde zugebracht, und ich erinnere mich derselben noch immer mit dem größten Vergnügen, obschon diese Erinnerungen mich manche Thränen kosten. Denn seitdem mein Schmerz zu einer gelassenen Betrübniß gereift; seitdem der größte Verlust, welchen ich nachgehends erlitten, meine traurige Erwartung nicht mehr befremdet: kann ich sie Ihnen, Philokles, mit einer Empfindung erzählen, welche den bewölkten Sommertagen gleicht, die eben durch ihre Dunkelheit gefallen. Ich fand es auch zu meiner Absicht nöthig, weil ich den Werth guter und wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften zuvor einigermaßen überhaupt bestimmen und einige scheinbare Einwürfe heben mußte, ehe ich Ihnen sagen durfte, daß die edle Seele, deren natürliche Schönheit ich Ihnen entwerfen wollte, hierin vor vielen andern besonders glücklich gewesen.

Die mehrsten Menschen sind so stolz, daß sie dieses edelste Geschenk der Natur für keine sonderliche Wohlthat erkennen, und auf den Ruhm eines guten Herzens gar nicht eifersüchtig sind, wenn sie nur den Preis des Verstandes davon tragen können. Sie bewundern einen bekehrten Bösewicht, und lassen den stillen Rechtschaffenen unbemerkt vorüber gehen, welcher die Macht seines Schöpfers oft mehr, als jener, verherrlichet. Allein was ist der beste Verstand gegen das beste Herz? Und wie

leicht ist der Grad der Versuchung auszurechnen welcher den Klügsten verführt, wenn die Leidenschaften sich auf die Seite der Versuchung lenken! Ich zittre, und schweige bey einer so entsetzlichen Betrachtung.

Ein gutes Herz ist unstreitig ein Meisterstück, worin die Allmacht ihr segnendes Antlitz abgedruckt. Dieses, o Philokles! hatte Ihm die erstgeborne Tochter der Allmacht, die Natur, aus ihrem eignen Busen gegeben, und die ersten Eindrücke der freudigen Erkenntlichkeit darin gelassen, womit die ganze Schöpfung ihren Urheber gleichsam bewillkommt hatte, als sie ihr Daseyn von seiner Liebe empfangen. Dieses Herz empfand seinen Werth mit einer angenehmen Ueberzeugung, und bebte von Empfindungen der Dankbarkeit, ehe der Verstand den Gedanken zeugte, daß die Erkenntlichkeit gegen Andre als sich selbst durch ihre Größe beschwerlich werden könnte. Eine tiefe Mischung von allgemeiner Wohlgewogenheit, von Zärtlichkeit und Mitleid schwächten es zu allen sanften Empfindungen, welche aber durch starke und dauerhafte Leidenschaften wiederum gestärkt und eingeschränkt wurden. Eine natürliche Großmuth floß mit dem Geblüt durch die weiten Adern, und Standhaftigkeit und Muth erhoben sich in den starken und reizbaren Nerven. Dieses war die erste vortreffliche Anlage der Natur. Eine lange gute Gewohnheit, die zufällige Frucht der Erziehung, hatte manches hinzugethan oder befestigt, ohne daß man sich dessen mehr erinnern konnte. Alle Gegenstände gewannen bey einer solchen glücklichen Verfassung, indem sie sich immer nur von ihrer besten Seite in seinem Herzen abbildeten. Daraus war durch die Uebung eine Billigkeit der Empfindung entstanden, welche bey der größten Lebhaftigkeit die Eindrücke von Glück und Unglück gelassener annahm. Und gleichwie das

das Schöne und Regelmäßige in seiner übereinstimmenden Lage eine gewisse Freude zeigt, indem alle Theile mit möglichster Bequemlichkeit einander zu tragen, und mit freundschaftlichen Kräften ihren Endzweck zu befördern scheinen: also belohnten auch hier die wohlgeordneten Neigungen, welche mit der glücklichsten Eintracht, und ohne sich einander zu zerstören, ihrer Richtung folgten, ihren Besitzer mit einer Freude welche sich durch ein reflektirtes Gefühl verdoppelte. Diese Freude breitete ihre sanften Reizungen über alle seine Pflichten aus; und so wie das Vergnügen allen Bewegungen des Körpers eine allgemeine Gefälligkeit mittheilt: so erhielten auch seine Tugenden einen ungezwungenen und einnehmenden Anstand von der angebornen Leichtigkeit, womit sie ausgeübet wurden.

Gute Neigungen sind aber nicht zulänglich, einen Menschen in seiner Art groß zu machen, wenn sie nicht durch den Schwung der Leidenschaften immer mehr und mehr erhoben werden. Die Leidenschaften sind nützliche Stürme, welche in die Neigungen, wie in gespannte Segel, blasen, und solche schneller, als die Wünsche der Thoren, in ihrer Richtung fortjagen. Diese ruhen niemals und leiden keine schlummernde Seelen. Diese, und nicht das Laster, machen einen Staat blühend. Sie glänzen in der Pracht des Weisen, verschwenden oder geizen im Thoren, siegen im Helden, rasen im Tyrannen, zittern im Weichling, dauren im Unglück, und befördern die Tugend im allgemeinen Verstande, nach welchem auch die Grausamkeit eine nothwendige Tugend der Tyrannen ist. Gleichgültig in sich selbst, ist ihre Macht dem Tugendhaften nützlich, dem Thoren schädlich, und dem Bösen ein geflügeltes Mittel zum Ziel des Verderbens. Ihr Gebrauch allein macht sie gut oder böse.

Der Ehrgeiz, dieser unermüdete Vertheidiger der Tugend, war vorzüglich diejenige Leidenschaft, welche hier die wohlgewognen Neigungen wirksam und stark machte. Dieser allein würde Ihn angefeuert haben rechtschaffen zu seyn, wenn die Tugend auch nur ein leerer Name gewesen wäre, worunter Sterbliche eine unbekannte Gottheit verehren. Denn das Schöne und Regelmäßige in einer Handlung behält immer seine Reizungen; die Uebung der Großmuth wird allemal ein Herz vergnügen, das hierin bloß seinen natürlichen Trieben folgt.

Ich darf hier nicht befürchten, Philokles, daß Sie die Vortheile der Ruhe und Zufriedenheit, welche sich bey guten Neigungen und schwachen Leidenschaften allein einzufinden scheinen, zu sehr rühmen werden. Ich könnte Ihnen sonst mit eben dem Enthusiasmus antworten, womit Sie einmal das Gegentheil verfochten. Zufriedenheit? sagten Sie: stolzer Verzicht auf mehrere Vollkommenheiten? Für endliche Menschen? die für sich und ihre Freunde so gerechte Wünsche zu thun haben? Sollte diese des Wunsches eines Weisen werth seyn? Unvollkommen, und zufrieden seyn! Die prächtigste Aussicht unendlicher Glückseligkeiten vor sich zu haben, sich dem Himmel nähern zu können; und doch bey dem Ziele der Bequemlichkeit auf der so sehr betretenen Mittelstraße unbekümmert zu schlafen? welche gefährliche, welche unanständige Ruhe! Auch keinen Wunsch für einen Unglückseligen übrig zu haben? ruhig bey dem Schmerze seiner Freunde? bey dem Uebermuthe kleiner Tyrannen zufrieden? gelassen bey dem Wahnwitz königlicher Thoren? welche abscheuliche Zufriedenheit! Die natürliche Religion bauet auf der Unendlichkeit unsers Verlangens die Unsterblichkeit unsrer Seelen; der Naturkündiger, wenn er alle bekannte Gegenden erforscht

hat, steigt auf drohenden Abhängen zu unerstiegnen Felsen, reiset in unwohnbare Wüsten, um neue Gattungen von Ungeheuren zu suchen, oder steigt in die Tiefe der Erde, um, wo möglich, in der Werkstatt der Natur auch die Muster ihrer künftigen Arbeiten zu erforschen; der Eifrer des Herrn schifft durch unbesegelte Meere, um neue Länder, und in diesen Seelen zu entdecken, welche er glücklich machen könne. Wenn also die Weisesten unter den Menschen ihre Glückseligkeit mit einer beständigen Begierde nach einer größern genießen; wenn der Großmüthige, welcher eine Welt beglücket, noch mehrere zu beglücken wünscht: wie können wir uns dann so sehr bey einer Zufriedenheit gefallen, welche sich gegen ihre gegenwärtige Ruhe um alle Ansprüche auf mehrere Vollkommenheiten vergleichet? Die wahre Zufriedenheit besteht also in starken regelmäßigen Bewegungen, in unaufhörlichen Bestrebungen nach größern und möglichen Glückseligkeiten; unsre Triebe, unsre Einsichten, unsre Ueberzeugungen, unsre Unvollkommenheiten beweisen diese Wahrheit. Niemand kann zufrieden seyn, als dessen wohlgeordnete Neigungen entweder von selbst dahin abeilen, oder durch die Vernunft dahin gelenkt werden.

Auf solche Weise, Philokles, behaupteten Sie den Vorzug einer glücklichen Zufriedenheit; und da ich Ihnen hierin Beyfall gebe: so werden Sie auch den Leidenschaften die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie unsre natürlichguten Neigungen in einer beständigen Arbeit unterhalten, und sie über das Ziel der Mittelstraße, welche ohnedas kein Meßkünstler mit seinem Stabe bezeichnen kann, zur möglichsten Vollkommenheit treiben.

Ich könnte zwar auch die frohen Aussichten eines solchen Unzufriednen, die er nur mit den Augen genießt, und seine Ansprüche auf so viele Vollkommenheiten, die er niemals ausführen kann, wider Sie anwenden, und daraus die wahrscheinliche Nothwendigkeit folgern, daß der Mensch sich endlich mit dem Gegenwärtigen befriedigen müsse. Denn lassen Sie immerhin den Himmel vor einem solchen Unzufriednen sich erweitern; lassen Sie dasjenige, was eben der Gipfel seiner Vollkommenheit zu seyn schien, jetzt zu der allerkleinsten Stufe derselben werden; lassen Sie das unermeßliche Gefilde unendlicher Glückseligkeiten seinen Hoffnungen blühen, und sich seinen segnenden Bemühungen vergrößern; bewegen Sie tausend Elende, welchen er die Wangen getrocknet, mit ihrem Danke andre tausend herbey zu rufen, damit er, gleich der weisen Vorsicht, Diesem einen Trost, Jenem einen Rath, und Allen eine leutselige Willfährigkeit erzeigen möge; geben Sie ihm aber nicht die Kräfte, diese göttliche Sphäre zu erfüllen: so werden Sie gewiß ihren Unzufriednen höchst unglücklich machen. Allein weil dieser Einwurf die höhern Kräfte der Seele und das Urtheil des Verstandes betrifft: so muß ich ihn hier nothwendig verhelen, und die Folge nur zulassen, daß die unendliche Aussicht mehrerer Vollkommenheiten, und der unermüdete Eifer unsrer Neigungen solche zu erreichen, an und für sich die Menschen nothwendig glücklicher machen müsse, folglich unsre wahre Ruhe nichts dabey leide.

Lassen Sie mich also jetzt nur weiter gehen, und die Wirkungen der guten Neigungen, wie sie von starken Leidenschaften, und besonders von einem sanften Ehrgeize bey Ihm ausgearbeitet und getrieben wurden, in Seinen Tugenden betrachten.

Die Gottesfurcht ist die erste. Sein Herz floß von dankbaren Empfindungen gegen das gütigste Wesen über, und ohne ein Christ zu seyn, würde seine Seele sich beständig in Ehrfurcht und Erkenntlichkeit vor ihm erniedrigt und ausgebreitet haben. Die Begierde einem so großen Herrn zu gefallen, war sein ganzer Ehrgeiz, und sein zärtliches Gefühl von dem Großen und Schönen in den Werken der Schöpfung eine vollkommensinnliche Religion. Ich glaube diesen Ausdruck nicht zu mißbrauchen. Denn die bildende Gottheit schwebt gleichsam nah über ihren Werken; unser Herz überraschet sie in ihrer Arbeit; ihre schönen Einrichtungen scheinen unsern Augen ihre heimliche Anwesenheit zu verrathen, und in jeder wachsenden Pflanze zeigt sich ihre wirksame Gegenwart: wenigstens empfinden wir sie, ohne uns durch förmliche Schlüsse davon zu überzeugen. Und da so mannichfaltige Schönheiten, und die in ihrer Einrichtung unsern Sinnen erscheinende Hand des Meisters, nothwendig unsern Empfindungen ein Wohlgefallen erregen; das Wohlgefallen aber an sich, wenn es durch die Leidenschaften freudiger gemacht wird, in Erkenntlichkeit, Liebe und Verehrung ausbrechen muß: so nenne ich diese auch ohne Beyhülfe des Verstandes Gottverehrende Neigungen eine Religion unsrer Empfindungen, eine Religion, worin es niemals Atheisten gegeben.

Sie werden vielleicht sagen, Philokles, daß ich die Güte der natürlichen Empfindungen zu sehr erhoben. Allein, können Thiere gewissermaßen dankbar, treu, demüthig, stolz, großmüthig, zärtlich und herzhaft genannt werden; könnte man eben dieser Güte ihrer Triebe einen höhern Namen beylegen, wenn der Mensch, gegen welchen sie ihre Treue und Dankbarkeit beweisen, so gewiß ihr Gott, als ihr Herr und Wohlthäter wäre:

warum wollten Sie denn dem edlen, zärtlichen, dankbaren Gefühl des Menschen, welches seinem Urheber weit getreuer ist als unser Verstand, weniger Ehre beweisen? Warum sollte es nicht eine Ehrfurcht, eine Dankbarkeit, eine Treue, und wenn solche den Schöpfer zum Gegenstand haben, auch eine Gottesfurcht und Religion unsrer Empfindungen geben? Ich rede hier nicht von der seligmachenden. Denn darauf hat der natürlich vollkommenste Mensch nicht den allergeringsten Anspruch.

Nicht leicht hat wohl Jemand einen größern Ehrgeiz gehabt seine Neigungen zu erheben, als Er. Alles was ihm schön und liebenswürdig vorkam, reizte und führte ihn zu der allgemeinen Einrichtung der Schöpfung; er näherte sich dem Schöpfer auf lauter Thronen; die Planeten waren nur Stufen, um zu vollkommnern Welten zu steigen: und doch war das Kleinste seiner Verachtung nicht ausgesetzt, weil es seinen nothwendigen Werth in der Vollkommenheit des Ganzen zeigte. Auf solchen Höhen genoß er mit Wollust seiner eignen Größe; seiñ Stolz wurde zärtlich, wie der Stolz eines gesegneten Vaters beym Anblick wohlgerathener Kinder, wenn er auf die Schönheiten herabschaute die er in niedrigen Sphären genossen; der Anblick so vieler reizenden Scenen vergrößerte sein Herz zu neuen Entzückungen; und Könige, welche sich an ihrer zufälligen Größe ergötzten, schienen ihm nur Kinder zu seyn, welche sich Kronen zu Puppen erwählt.

So viele erreichte Höhen, so viele neue Aussichten ins Unendliche, so starke unbefriedigte Begierden nach größern Vollkommenheiten; ein solcher ehrgeiziger Trieb zur Wollust, ließen ihn ein schmales Grab keinesweges als das letzte Ziel seiner weiten Bestimmung erblicken.

Er fühlte sich größer, als alle endliche Schranken, und der Himmel mußte seinen unsterblichen Bemühungen die Laufbahn der Ewigkeit eröffnen. Eine sanfte Hoffnung, welche mit majestätischen Schritten über das Grab hinweg trat, reflektirte von diesen prächtigen Zinnen, und verlor sich in Ehrfurcht und Erstaunen, wenn sie das Unendliche der Allmacht auch mit ihren heftigsten Wünschen nicht erreichen konnte. Sein Ehrgeiz war nicht ruhig, ohne von seinem erhabensten Gegenstande alle nur mögliche Vollkommenheiten zu glauben, und seine Begierde zur Wollust wünschte seiner allmächtigen Liebe unendliche Ausdehnung. So arbeiteten Neigung und Leidenschaft gemeinschaftlich an einer Religion, welche das Herz auf ihrer Seite, und um deswillen so viel Macht hatte, daß alle Versuchungen und Hindernisse ihren unaufhaltbaren Bewegungen weichen mußten. Der Ehrgeiz erhielt sie beständig thätig; das Vergnügen Gutes zu thun öffnete ihre Hand, das Sanfte der Liebe stärkte ihre Andacht; jede Empfindung war Dankbarkeit und Ehrfurcht, jeder Ausbruch der Freude eine äußerliche Verehrung des Schöpfers. Wie leicht mußte es also nicht der göttlichen Gnade seyn, ein so vortreffliches Gefäß zu ihrer Ehre zu heiligen, und ihm dasjenige Verdienst mitzutheilen, was allein Menschen sich nicht geben können!

Der Einfluß welchen die natürliche Güte des Herzens auf seinen Verstand hatte, war ganz ungemein. Sie verhinderte ihn, bey dem schönsten Witze ein Spötter zu werden; und wie ihm Jemand beweisen wollte, daß Millionen gute Welten möglich wären, und folglich wenigstens eine gute aus einem ungefähren Wurfe entstehen können: so begnügte er sich, ihn zu bedauren, daß er ein so schlechtes Gefühl von der Einheit, der

Absicht

Absicht und der allgemeinen Kette des Schönen in der Welt hätte, und sich und der ganzen Schöpfung den Werth einer weisen Einrichtung rauben wollte, ohne welchen dieselbe gleichwohl ihre wahre Schönheit verlieren, unsern Ehrgeiz nicht mehr befriedigen, und unsre Zärtlichkeit nicht reizen würde. Eben sein Ehrgeiz erlaubte ihm nicht, sich einen unvollkommnen Gott zu denken, der Alles so regelmäßig eingerichtet und nachmals die Verwaltung darüber dem blinden Zufalle anvertrauet hätte. Er hatte die Länder besucht, wo böse Neigungen und Leidenschaften den Verstand nach einer andern Seite ausgearbeitet hatten. Allein die glückliche Richtung der seinigen hatte ohne Mühe den feindseligsten Angriffen widerstanden. Sein wahrer Ehrgeiz erlaubte ihm niemals, in seinem äußerlichen Betragen gegen Gott seine Empfindungen zu verläugnen, und mit nachläßigem Eifer den Spöttern zu heucheln. Eine ernsthafte Größe, und ein Muth, welcher dem Thoren Gesetze und bisweilen auch den sogenannten Ton zur Nachstimmung gab, befahl dem Hohn sich zu verbergen, und dem Witze bescheiden zu seyn.

Bey dem allen empfand er seinen eignen Werth nur als eine Wohlthat, und ersterer konnte nicht zunehmen, ohne daß sich nicht auch die letzte vermehrte. Dieses brachte ihn zu einer gelassenen Selbstverleugnung gegen Gott; erhob ihn aber auf der andern Seite wieder, wenn er das Vertrauen fühlte, welches ihm die Allmacht durch so viele Wohlthaten erwiesen. Die christliche Religion war ihm die angenehmste, weil sie keine einzige von seinen rechtschaffnen Neigungen zerstörte, sondern seine natürliche Dankbarkeit, Großmuth, Liebe und Zärtlichkeit mit erhabnern Beschäftigungen beseligte. Sie werden zwar sagen, Philokles, daß ich bisweilen

das natürliche und moralische Gefühl vermische. Allein es findet sich unter diesen beiden eben die Verwandtschaft, welche sich zwischen Seele und Körper findet, welche beständig in einander übergehen, ohne daß wir die Gränzen von beiden Seiten mit Farben unterscheiden können.

Die Menschenliebe, diese würdige Neigung vernünftiger und zu einem Zweck verbundener Geschöpfe, war eine Folge seiner Empfindungen; und so wie ein jeder Theil der Welt eine Lage, einen Hang oder Instinkt empfangen, sich der Vollkommenheit des Ganzen zu fügen, und selbst die so weit von einander entfernten Sphären unter sich ihre Beziehung haben: so schien auch besonders dieser sanfte Zug zum allgemeinen Besten der menschlichen Gesellschaft die wesentliche Modifikation seiner Seele zu seyn. Er durfte nur seiner Neigung zum Vergnügen folgen, um aus der Glückseligkeit seines Nächsten den Umfang seiner Wollust zu erweitern.

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob die Liebe zur Gesellschaft ein ursprünglich besondrer Trieb, und Liebe und Hochachtung Andrer zu unsrer Glückseligkeit nothwendig sey. Vielleicht ist erstere nur ein verdeckter Stolz, die Zahl unsrer Anbeter zu vermehren; vielleicht ist letztere ein Gut, das wir zu theuer bezahlen. Allein so viel ist gewiß, daß wir ein großes Vergnügen in beiden finden, und auf einer wüsten Insel einsam, ungeliebt, ungeehrt, und von keinem Freunde bewillkommet, unendlich weniger vergnügt seyn würden.

Wir fühlen also die sanfte Nothwendigkeit einer wechselnden Abhängigkeit; unser Herz deutet die Liebe Anderer als eine schmeichelhafte Erkenntlichkeit gegen seine eigne Größe aus, und der Ehrgeiz ist viel zu aufmerksam auf seinen eignen Vortheil, als daß er auch

nur die Liebe und Hochachtung eines Einzigen ohne Noth verscherzen sollte. Selbst das Vergnügen, seine Dankbarkeit gegen den Schöpfer tausend Andere mit empfinden lassen zu können, läßt uns Menschen lieben und auf ihre Glückseligkeit mit bedacht seyn, damit sie ihre dankbare Freude mit der unsrigen vermischen mögen. Ich weiß nicht, Philokles, ob so viele natürliche Parteylichkeit seine edle Menschenliebe unterhielt, indem es mit dem Gemische unsrer Leidenschaft oftmal wie mit einer rührenden Musik geht, wovon wir die Schönheit des Ganzen empfinden, ohne die einzelnen Töne zu zählen. Allein wenn dieses auch gewesen wäre: so ist es doch allemal ein glücklicher Ehrgeiz, seine Größe in dem Glück einer ganzen Welt zu suchen.

Mit welcher Entzückung verbreitete sich nicht seine allgemeine Wohlgewogenheit gegen alle diejenigen, welche mit ihm einerley Beziehung hatten! und Alles was seiner bedurfte, hatte eine Beziehung auf seine Hülfe. Nichts war ihm angenehmer, als wenn Jeder seine ihm angewiesene Sphäre erfüllen, und also die Vollkommenheit des ganzen Systems nach seinem Maße mit befördern konnte. Aus diesem Gesichtspunkt, woraus die Gottheit zum erstenmal ihre ganze Schöpfung betrachtete, und sah daß Alles gut war, bemühte er sich Alles, so viel möglich, zu übersehen; und gleichwie die Wahrnehmung einer Unordnung in dieser besten Einrichtung seine Empfindung beleidiget haben würde: also war es auch im Gegentheil für ihn eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen, seine liebreichen Neigungen über alle Menschen zu verbreiten, und ihr Bestes zum Vortheil des Allgemeinen zu befördern.

Zu welchen erstaunenden Unternehmungen ist der Mensch nicht fähig, der lauter Empfindung und Leiden-

denschaft ist! Seine Seele ist Glut und Dauer; die Macht seiner Rede ist wie die Fluth eines starken Stroms, tief wie seine stillen Tiefen, und überwältigend wie seine stärksten Wogen; in seinem Plan sinken unersteigliche Felsen zu kleinen Hügeln; und sein stolzer Flug erhebt sich zu einer Bahn, wo Tempel und Thronen und Palläste den Weg des Adlers nicht unterbrechen können. Wagen Sie es einmal, Philokles, Sich den Höhen zu nähern, worauf sich die Liebe zum Vaterlande mit Hülfe des Ehrgeizes geschwungen. Wie göttlich zeigt sich hier die Leidenschaft! Wie richtig entdeckt sich hier dem Gefühl eine Tugend, eine dem menschlichen Geschlecht in den Kreisen seiner engern Bestimmung nothwendige Tugend, welche der Verstand, wofern er sich nicht vor der bessern Empfindung geschämt, längst für eine Chimäre erklärt hätte. Wie mannichfaltig ist die Pracht der Trophäen, womit hier die Leidenschaft ihre Tempel geschmückt! Am Maleischen Gestade in den Engen bey Thermopylä opferte Leonidas sein junges Leben für die Freyheit seines Vaterlandes, ein Leben, welches nicht eine verdrüßliche Stunde kannte. Die Natur rief vergeblich einen geheimen Schauer in seine Brust zurück. Umsonst bluteten die Thränen seiner liebenswürdigsten Gemahlinn in sein zärtliches Herz. Umsonst umklemmten in sprachloser Angst seine unmündigen Kinder die Kniee ihres Vaters. Der Held empfand in unaussprechlicher Wehmuth alle Macht der Liebe. Dennoch verließ er Alles, und fühlte in dem zärtlichen Weh nur die Wollust einer standhaften Ueberwindung. Er vergoß eine heimliche Thräne hinter seinem Schild, und eilete mit weiser Freudigkeit seinem von den Göttern verkündigten Tode entgegen, um sein Vaterland zu retten.

Minder zärtlich, minder glücklich, aber nicht weniger edel, entzieht sich Cato dem Untergange seines Vaterlandes. Sein großes Auge übersieht mit ernsthaftem Mitleid Roms künftiges Schicksal. Der Schutzgeist dieser Republik öffnet ihm mit fliehender Hand die mitternächtliche Scene ihres herannahenden Falles. Cäsar bietet ihm die Mitherrschaft von Rom und der Welt an. Allein der römische Bürger ist zu stolz, um sich bis zum Thron eines Königs zu erniedrigen. Er unterredet sich noch erst mit der in ihm wohnenden Gottheit über seine künftige Hoffnung. Er fühlt die ganze Macht der traurigen Zweifel, welche seinen Entschluß bestreiten. Dennoch aber beugt er sich mit gelassenem Stolze in sein eignes Schwerdt, und bezeichnet den Untergang seines Vaterlandes mit seinem Tode, da er ihn mit einem glänzenden Triumph bezeichnen konnte.

Nicht so prächtig, aber wohl so stark, arbeitete eine liebreiche Empfindung für das Vaterland in der Brust der Trojaner, wie sie nach einer ausgedauerten zehnjährigen schweren Belagerung Alles verlassen sollten. Der Himmel war Nacht; nur diesen Unglückseligen leuchteten die Flammen ihrer eignen Tempel und Palläste zum alleinigen Anblick ihrer erschrecklichen Verheerung. Priam, der König, der stolze Vater von funfzig Söhnen und Enkeln, wurde vom Pyrrhus bey seinen grauen Haaren aus den Armen seiner Gemahlinn, vor den Augen seiner eignen Götter, bis in das Blut seines erstgebornen Sohns geschleift, um mit seinem Blute den Altar zu entheiligen welchen seine königlichen Ahnen geweiht hatten. Die rasselnden Flammen des heiligen und tausendjährigen Lorbeers erhellten dieses königliche Unglück, und zeigten seinen treuen Unterthanen den jetzt namenlosen Rumpf eines Königs. Das

Haupt

Haupt des Oberpriesters, noch mit der Binde des Apollo umwunden, rollte in seinem Blute an dem Altar hinweg; und überall herrschte die Macht der Flammen, oder die Wuth unversöhnlicher Feinde. Dennoch sahen sie es noch als eine Wohlthat an, den Schutt ihrer väterlichen Häuser lebendig zu Grabhügeln zu erhalten, und eine Gottheit konnte die Familie des Anchises kaum bewegen, sich selbst nicht auf eine gleich entsetzliche Art dem Vaterlande aufzuopfern.

So prächtig ist die Leidenschaft in ihren Anlagen, in ihren Werken, in ihren Ruinen: und das Trauerspiel, welches das Rührende, das Erhabene, das Erstaunende, das Schreckliche aus der ganzen Natur sich zu Nutze gemacht, hat noch nichts entdecken können, welches die Majestät einer durch die Leidenschaften erhöheten Tugend übertroffen hätte.

Ich hätte wünschen mögen, o Philokles! daß unser theuerster Freund sich in einer gleichen Prüfung befunden, und Gelegenheit gehabt hätte in einem solchen Kampfe der Gottheit selbst ein würdiges Schauspiel zu geben. Allein die Vorsicht, welche Helden hervorzieht, und Helden in hoher und weiser Stille ihre feyerlichen Tage erleben läßt, hatte seine Neigungen zu einer ruhigern Größe bestimmt. Doch würde er die gute Sache der Ehre und der Freyheit seines Vaterlandes mit eben der Verleugnung seines Lebens und seiner zärtlichen Empfindungen vertheidigt haben, wenn ein Cäsar seinen Ehrgeiz mit dieser erhabnen Pflicht belastet hätte. So aber bemühte er sich nur, das ruhige Glück seiner Mitbürger zu einer Quelle seiner reinsten Wollust zu machen, die Verfassung seines Vaterlandes in seinen engern und weiteren Systemen zu verbessern und zu befestigen, und

den gefährlichen Grundsätzen zu wehren, woraus man das Nothwendige der Unterthanen in unnütze und entbehrliche Reichthümer der Fürsten verwandelt. Er wohnte unter dem Schutze eines Fürsten, welcher seine Unterthanen liebte, und sich mit seiner väterlichen Fürsorge in ihre kleinsten Beschwerlichkeiten willig herabließ; eines Fürsten, welcher zu stolz war, den Zehnten von Almosen zu erheben; eines Fürsten, welcher zu zärtlich war, um einer kümmerlichen Witwe nichts als die traurige Hoffnung übrig zu lassen, durch den Tod ihres einzigen Sohns bald ein bessers Auskommen zu finden. Unter einem solchen Fürsten opferte die ganze Natur seinem Vergnügen, und die heitere Witterung eines stillen Lebens erhielt in seinem Gemüth einen beständigen Frühling.

Könige werden ohne Grund wegen ihrer Macht Wohl zu thun beneidet. Ist ihr Vermögen Gutes zu stiften größer; so ist die Sphäre ihrer wohlthätigen Bemühungen dieser Größe angemessen. Und oft ist ein Privatmann im Stande, den Zirkel seines Berufs mit mehrern Glückseligkeiten zu erfüllen, als der mächtigste, der wohlthätigste Fürst. Dieser ist fast niemals vermögend, die geheime Noth der Elenden zu entdecken. Die Angelegenheiten seiner Unterthanen zeigen sich ihm nur auf einer Universalcharte, wo alles nach dem verjüngten Maßstabe aufgetragen, und eine ganze Provinz in dem allerkleinsten Raume oft nur durch die Farbe zu erkennen ist, womit sie der Staatsminister bezeichnet: der wahre Nothleidende wird von dem Glanze der Majestät, oder von dem stolzen Höfling zurückgeschrecket; er jammert in seiner unbemerkten Hütte, und das Licht, welches die ganze Welt erheitert, fällt kaum mit einem zweymal gebrochnen Strahle in seine dunkle Höhle.

Ein

Ein Privatmann hingegen kennet, wie ein aufmerksamer Hauswirth, alle Vortheile und Abgänge seiner Haushaltung. Er weiß, was er sich von allen seinen Nachbaren zu versprechen hat. Ihre kleinsten Umstände sind ihm unverborgen. Und so kann seine Hülfe und Einsicht ihrem Mangel zu rechter Zeit und auf die rechte Weise zu statten kommen. Der Elende erhebt zu ihm sein Vertrauen, weil er minder von ihm entfernt ist, und die freundschaftliche Neigung des Wohlthäters begegnet ihm oft auf halbem Wege.

So war, Philokles, auch die zärtliche Neigung des Patrioten beschaffen; er kannte die geheimen Mängel seines Vaterlandes. Er wußte, wo dessen Verfassung in seinen feinern Theilen litt, und wo sie ohne Geräusch oft durch ein Wort zu rechter Zeit, oft durch eine schmeichelhafte Gefälligkeit, oder durch ein kluges Nachgeben verbessert werden konnte. Und auf solchen einfachen Wegen leitete ihn seine natürliche Wohlgewogenheit zu einem Ziele, welches oft Staatskluge mit Ueberlegung verfehlen. Sein feiner Ehrgeiz machte ihn gegen die Bestechungen der Schmeicheley unempfindlich. Ein edler Stolz weiß auch bisweilen aus der Vermeidung des Ruhms Ruhm zu suchen, und durch die Ueberlegenheit zu triumphiren, womit er das feine Gewebe der List, die wahrscheinlichen und ausgesuchten Lobeserhebungen auflöset und verachtet. Das niedrige Gewürm eigennütziger und sklavischer Geschöpfe, welche die Freyheit ihres Vaterlandes für kleine Vortheile oder wohl gar für ein allergnädigstes Schulterklopfen verkaufen; der süße, aber falsche Liebling; der allerliebste Bösewicht; der in seine eigne Größe entzückte Staatsmann; der prächtig leere Bediente, waren seiner großmüthigen Empfindung zum natürlichen Ekel. Er trat mit zer-

knirschendem Fuße über diese in goldnem Staube und zierlichen Krümmungen fortarbeitenden, am Ende zu flatternden Schmetterlingen bestimmten Raupen hinweg.

Doch zeigte sich niemals in ihm der rauhe Verthei- diger der guten Sache, vor welchem seine eignen Freunde beben oder erröthen; nicht der unbiegsame Stolz, wel- cher Fürsten unter seine Verachtung versenken, und die Freyheit zu einer Göttinn machen will, um von ihrem Schoße Monarchen zuzulächeln. Nein; ein natürli- ches Gefühl der Ordnung, eine sanfte Empfindung der Ruhe, ließ ihn den Werth einer edlen Abhängigkeit ver- nünftiger beurtheilen. Und so verhaßt ihm auch eine gewaltsame oder gnädige Unterdrückung war: so arbei- tete doch seine angeborne Zärtlichkeit diesen natürlichen Haß, diesen ersten Guß der Natur, zu lieblichen Gestal- ten aus. Die Redlichkeit, diese Nerve rechtschaffener Neigungen, erwarb ihm Hochachtung, seine Gefällig- keit Liebe, und das Urtheil des feinern Stolzes die Zu- neigung aller derjenigen, welche er durch eine anstän- dige Herablassung über sich zu stellen wußte. Kühn wagte er sich den Gewaltigen unter Augen; sanft wußte er ihnen die Sache der Unschuld vorzutragen, uner- schrocken und dauerhaft zu vertheidigen. Eine freu- dige Heiterkeit des Gemüths besänftigte die unange- nehme Gestalt der Wahrheit, der Morgenröthe gleich, welche die rauhen Spitzen der Felsen vergoldet. Ein Sieg welchen er mit Nachgeben gewann, war ihm lie- ber als ein rühmliches Unglück. Dieses ist die Frucht einer mit Zärtlichkeit untermischten Größe, welche die wahre bescheidne Standhaftigkeit wirket, und der Wahrheit das feyerliche Ansehn leihet, womit sie an der Schwelle des Throns erscheint. Vielleicht würde niemals ein Staat seine Freyheit verloren haben, wenn

stets

stets wohlgewogne Neigungen und Leidenschaften die gute Sache solchergestalt zu ihrem Vortheil gekleidet hätten.

Ich darf Ihnen wohl nicht sagen, Philokles, wie stark die freundschaftlichen Neigungen eines Mannes gewesen, welcher in den allgemeinen Kreisen seiner Bestimmung so viele natürliche Wohlgewogenheit und Rechtschaffenheit zeigte. Dieses aber muß ich nothwendig sagen, daß er in diesem Stücke seinem Herzen ein mehrers, als seiner Wahl zu verdanken hatte.

Die Freundschaft ist Empfindung, sie ist Neigung, sie ist Leidenschaft, sie ist Tugend, sie ist ein Theil der Gottheit, welcher den leblosen Klumpen beseelte. Wie der Schöpfer die Freude erschaffen wollte, so bildete er erst die Freundschaft, und ließ aus ihren göttlichen Augen den ersten Himmel sich über das einsame Geschöpf verbreiten. Von ihrem Munde floß sanfte Weisheit in die Herzen der Edlen, und ihre Bewegungen waren entzückende Harmonieen. In ihrem Busen wurde zuerst die Freude zärtlich, und die Betrübniß süßer als rauschende Freuden. Sie machte den Kummer lächeln, und die Freude aus Wollust weinen. Sie gab der Liebe dauerhafte Reizungen, und Dein Herz meinem zärtlichen Wunsche.

O Philokles! theurester, theurester Philokles! wie will ich, wie kann ich alle ihre sanften Reizungen fühlen, ohne meinen ganzen Verlust zu erwecken? Mein Herz glühet von geheimen Empfindungen, und schwillt von einer nicht überlästigen Schwermuth. O! wie groß wird meine Seele, wenn sie die Größe ihres Verlustes überdenkt, und noch einmal alle Tugenden ihres Freundes genießt! Mir deucht, ich sehe ihn noch, wie sein Blick die Freude

verkündigte, und ihr das Vertrauen zu ihrer Ruhestatt bereitete. Der Ton seiner Stimme bebte sanfte Entzückungen durch meine Seele, und jedes Vergnügen wurde durch seine zärtliche Mitempfindung doppelt gefühlt, und jede Thräne an seiner Seite gelassener verweint. Sein Herz wallte in den stillen Vereinigungen der Freundschaft tugendhafter, und stärkte sich in erhabnern Empfindungen zu dem künftigen Gefühle der Gottheit, welcher er nun genießt, und so viel stärker genießt, je mehr die Freundschaft seine Neigungen und Leidenschaften zu dieser größten von allen Empfindungen gereinigt und gezeitigt hatte.

Die Tugend ist die Seele der wahren Freundschaft; allein ohne Neigung und Leidenschaft ist sie der morgenländische Monarch, der von seinen Unterthanen angebetet und mit Furcht geliebt wird. Die Neigung nähert edle Seelen einander, damit sie ihre Tugenden vereinigen, und einer gemeinschaftlichen Seligkeit genießen. Ja, die Tugend muß oft ihren Namen verbergen, und den Namen einer Neigung annehmen, weil Freundschaftsdienste welche aus Neigung geschehen, sanfter und angenehmer sind, als wenn sie unter dem ernsthaften Namen der Tugend verrichtet werden. So schrecken oft Großmuth und Barmherzigkeit die zerknirschte Seele eines unglückseligen Freundes, wenn der sanfte liebreiche Hang einer Neigung, durch seine schmeichelhafte Herablassung, sich mit seiner Kränkung versöhnt. Vor ihm konnte die Wehmuth eines Freundes, ohne roth zu werden, ihre unglücklichen Klagen ausschütten: sie konnte seine Hülfe annehmen, ohne ihrem Herzen Gewalt anzuthun; sie konnte ihm ihre Sache anvertrauen, ohne zu fürchten daß sein herzhafter Eifer mit ihrer Ehre unbehutsam umgehn, und

wohl

wohl gar aus seiner Hülfe Ruhm suchen würde; ihre Klagen brauchten nicht heroisch zu seyn, um seine Gütigkeit zu hintergehen; und er schätzte seinen unglücklichen Freund glücklicher, als sich selbst, weil, wie er sagte, in der Freundschaft der Wohlthäter das schlimmste Theil, und nur bloß Gelegenheit hätte, seine Schuldigkeit zu thun: da es hingegen in des Andern Macht stünde, wenigstens die Gelegenheiten zu vermehren, um seinen glücklichern Freund zu verbinden.

In ewigen verworrenen Geschäften eines Freundes nicht endlich müde zu werden; nicht endlich einen Wunsch zu thun um wieder frey zu seyn: hierzu gehöret schon eine mehr als gemeine Standhaftigkeit, weil der Mensch, wenn er auch noch so dauerhaft ist, dennoch endlich müde wird, unter der Last beständiger Unglücksfälle zu arbeiten, welche nirgend ein frohes Ende erblicken lassen. Allein bey ihm kam die Leidenschaft der Tugend unendlich zu statten; die Ehre, alle Verdrüßlichkeiten mit einem würdigen Freunde auszudauren; ihn eben in den Umständen nicht zu verlassen, wo Andre seiner müde geworden seyn würden; in der weitesten Aussicht noch immer eine neue Folge von Schwierigkeiten zu entdecken, und doch immer gleich zärtlich, immer gleich bemüht und immer gleich freudig zu bleiben: diese Ehre schmeichelte ihm zu sehr, um sie nicht mit Eifer zu suchen, und das Vergnügen, seines Freundes ganzer Erkenntlichkeit zu genießen, war eine viel zu edle Empfindung, um sie nicht mit Sorgfalt zu unterhalten.

Derjenige kennt die sanften Entzückungen der Freundschaft noch wenig, welcher bloß in dem Schatten einer blühenden Linde sich mit seinem zärtlichen Freunde zum Genusse edelmüthiger Empfindungen vereiniget,

niget, oder von dem Glücke gesegnet, bloß mit bequemlichen Wohlthaten seines Freundes Busen erhebt. In langanhaltenden schweren Unglücksfällen, in verdrüßlichen und unauflöslichen Verwickelungen, wo der Augenblick nichts entscheidet, und eine einzige heroische Wallung des Geblüts die Sache nicht ausmacht: da wird erst zween Freunden die geheime Größe ihrer Seelen bekannt; da erfahren sie unter der Last ihres Schicksals die Vollkommenheit ihrer angebornen Tugend, und Neigung und Leidenschaft zeigen in ihrer unüberwindlichen Dauer, wie sanft die schwerste Auflage sey, welche die Freundschaft von ihren Kräften fordert. Die gemeinschaftliche Gefahr vereinigt alle ihre Schwächen zu stärkern Banden, und ihre Wünsche zu einer ewigen Verbindung.

Ich brauche die Empfindungen der Freundschaft nur auf gewisse Gegenstände allein zu lenken, um in ihm den zärtlichsten Ehemann, den liebreichsten Vater und besten Verwandten zu erblicken. Die Liebe ist Freundschaft; und wenn sich die Rechte der erstern weiter erstrecken sollten, so müßte dieses der Wille eines fremden Gesetzgebers seyn. Die Natur kennt diesen Gesetzgeber nicht; und wo die Neigung rechtschaffen ist, da muß die Freundschaft mit der Liebe gleiche Rechte behalten. Die Liebe ist eben so schonend, eben so gerecht, und eben so aufmerksam auf die Beförderung unsrer Glückseligkeit, als es die Freundschaft seyn kann; und wo erstere mit Recht größere Ansprüche hat, da wird es auch der Freundschaft frey stehen solche auszuüben.

Sie pflegten es zwar vordem, o Philokles! eine angenehme Schwärmerey zu nennen, wenn ich, aus philosophischer Macht, der Freundschaft alle Empfindungen erlaubte, welche sich die Liebe, wenn man solche

in

in ihrer rechten Bestimmung nimmt, allein zueignet. Allein die wahre Gestalt, welche beide in Ihrem rechtschaffenen Herzen angenommen, hat Sie endlich fühlen lassen, daß die Liebe nichts durch die Schwachheiten verloren, welche sich mit ihr von ungefähr vermischt haben. Sie haben den würdigsten Freund als Gemahl und Vater gekannt. Sie haben die Tugend seiner Neigungen und Leidenschaften als Freund bemerket. War nicht seine Liebe so vollkommen, als seine Freundschaft? Konnte ihm seine Vernunft jemals eine Pflicht entdecken, welche seine glückliche Neigung nicht längst erfüllt hätte? Lehrte ihn sein Verstand oder sein Herz lieben? Wartete er auf das Urtheil der Religion, um seine Gemahlinn allen andern vorzuziehen? Nein; er war seiner Neigung getreu, und diese führte ihn mit ihrem liebreichen Zuge weit über die Gränzen der Pflichten hinaus. Wie reizend ließ ihn sein Ehrgeiz erscheinen, wenn er ihr das Vergnügen neuer Siege verschaffen wollte! Wie erkenntlich und bescheiden war er nicht mitten in dem Stolze, wozu ihn die Gegenliebe berechtigte! Wie entbrannte nicht sein Herz von dem heiligen Feuer der Leidenschaft, wenn er an sie und den Dank gedachte, welchen er der Gottheit dafür schuldig war!

Wahr ist es, in der Liebe zeigt die Leidenschaft oft ihre gefährliche Größe: vielleicht finden Sie auch solche in nachfolgenden Klagen einer zärtlichen Gemahlinn über den Verlust ihres Mannes.

. . . . Doch! hab' ichs nicht verdient? war er in meiner Brust
Nicht oftmals mehr als Du? hab' ich nicht oft die Lust,
Die mir sein Kuß erschuf, dem Himmel gleich geschätzet?
Hat mein Gebet nicht oft sein stolzes Herz verletzet,
Wenn

Wenn er voll Zärtlichkeit und schmeichelnder Begier
Die Stunden mir verwies, die ich ihm nahm, und Dir,
O frommer Gott! mit Dank in stiller Andacht weihte?
Wie oftmals bracht' ich nicht, nach manchem innerm Streite,
Mein aufgelöstes Herz doch dem zum Opfer dar,
Der, folgt' ich meinem Trieb, mein Gott, mein Alles war?
Und wenn ich endlich dann aus seinen Armen eilte,
Und unter Dich und ihn nur eine Stunde theilte,
Wars er nicht doch allein, wofür mein Herz Dich pries?
Dacht' ich wohl an die Huld, die mir dies Glück erwies?
Hab ichs Dir je verdankt, was Du mir sonst gegeben?
Und bat ich was für mich, als nur um ihn zu leben?

Allein auch in dergleichen Verschwendungen entdeckt sich eine Pracht, welche in dem Gefolge der Tugend ihre Hoheit den Augen der Sterblichen glänzender darstellt. Wenn der Vater aller Menschen bey dem Anblick seiner schlafenden Geliebte über die Macht und Güte des Schöpfers entzückt wurde, der sie so liebenswürdig für ihn gebildet hatte; wenn ihm mitten in diesem seinem sanften Erstaunen schauerte, daß ein Tag kommen würde, wo so viele Reizungen ein Opfer des verschuldeten Todes werden müßten: so war seine Leidenschaft vielleicht ja so heftig, obschon sie sich in richtigern Empfindungen zeigte; und die größte Ueberlegung eines Philosophen konnte vielleicht keinen stärkern Gedanken, als hier die fühlende Liebe, erzeugen.

Ich glaube also nicht zu irren, wenn ich seine Gemüthsart und die Stärke seiner Leidenschaft zur glücklichsten Quelle seiner Liebe mache, und bey mir heimlich zweifle,

ob

ob diese Tugend in der Brust eines Weisen, welcher seinem Herzen vorher überlegte Empfindungen gebieten kann, zu mehrer Vollkommenheit reifen können.

Seine ermunternde natürliche Aufmerksamkeit, welche allen seinen häuslichen Freunden die wirksame Begierde zu gefallen mittheilte; die zärtliche Sorgfalt, womit er seine geringsten Bedienten zu einem erkenntlichen und freudigen Gehorsam beseelte; der angeborne Liebreiz, welcher alle schuldigen Dienste als Gefälligkeiten aufnahm, floß aus eben dieser lautern Quelle, und erfrischte um ihn eine Gegend, worin sich sein Herz mit Wollust sättigte. Sein Verstand diente ihm fast zu nichts, als nur um die Richtigkeit seiner Neigungen und Leidenschaften, und ihre Uebereinstimmung mit dem großen Zweck seines Daseyns zu entdecken, und ihm durch seinen Beyfall die angenehme Versicherung zu ertheilen, daß die Natur in ihm nach einer Seite arbeitete, wo er nothwendig auf die Tugend treffen müßte. Und dieser Beyfall des Verstandes drückte seinen Neigungen das Siegel der Tugend auf.

Ich hätte es bald vergessen, Philokles, Ihnen sein väterliches Herz zu eröffnen. Sie haben vielleicht wohl gar schon gedacht, daß ich es mit Fleiß gethan, weil die Natur hier am schwächsten gearbeitet zu haben scheint, indem mancher Vater mehr Liebe gegen die erste Pfirsich, welche auf einem von ihm erzognen Baume gewachsen, als gegen seine wohlgerathenen Kinder zeigt; mancher bey der Bewundrung seiner gelehrten Geburten die Erziehung seines einzigen Sohns vergißt; und mancher seine Kinder unglücklich macht, um einen Plan, welcher die Frucht seiner eignen Erfindung ist, kostbarlich auszuführen. Denn so scheinet hieraus zu folgen, daß die Liebe eines Vaters gegen seine Kinder

der nur eine gar zu starke Eigenliebe sey, welche sich ohne Unterschied in allen ihren eignen Arbeiten spiegelt, und zu ihrer Hütte spricht: Diese ist die Burg, welche ich erbauet habe! Und wenn ich Ihnen dieses einräumte: so würden Sie wohl gar schließen, daß ein Vater am wenigsten Ursache hätte sich mit seinen Kindern zu schmeicheln, weil sie nicht, wie die Minerva vom Jupiter, aus seinem Gehirn geboren worden.

Allein im Ernst davon zu reden, so traue ich doch der Natur hierin mehr Vorsicht zu; und wenn ich gleich zugeben muß, daß die Selbstliebe den wahren Grund der Liebe eines Vaters gegen seine Kinder enthalte, weil sich in diesem Mittelpunkt aller Neigungen alle Strahlen vermischen. so ist doch in der Empfindung eines Vaters gegen seine Kinder etwas, welches sich in allen andern Arten von Liebe nicht findet. Die Natur hat nichts Unreifes hervorgebracht, welches sie nicht auch zugleich in den Stand gesetzt, reifer und vollkommner zu werden. Sie hat Kindern glückliche Mängel, und Vätern die sanfte und nächste Verbindlichkeit aufgelegt, solche zu ersetzen; sie hat den Vätern an den Kindern und den Kindern an den Vätern sichre Stützen in den unvermögenden Jahren bereitet, und das Wohlverhalten der Kinder gegen die Eltern zur strengsten Pflicht gemacht, und durch alle Arten von Religionen geheiliget, um das Vergnügen einer der schönsten Handlungen durch dieses Mittel zu stärken und zu versichern. Sie läßt ihre zarten Gewächse in dieser ersten und besten Gesellschaft zum Nutzen der allgemeinen aufwachsen, und frühzeitig die Empfindungen der Ordnung und Schönheit in ihnen keimen, welche diesen großen Theil ihrer Oekonomie unter allen Völkern erhalten. Sie entlehnet Aehnlichkeiten von den Vätern, und schenket sie den

Kindern, um diese nothwendigen Triebe auch sogar durch eine süße Schmeicheley zu verstärken. So vorsichtig geht die Natur in ihrer wichtigsten Arbeit zu Werke; so sorgfältig hatte sie das Herz desjenigen gebildet, welcher von ihren weisen Absichten zeugen sollte.

Wie stark, o Philokles! schlug nicht dasselbe gegen seine würdigen Kinder! Jede Bewegung dieses edlen Herzens war eine wohlthätige Begierde, ihr Glück zu befördern. Sein Auge erleuchtete ihre Wege, und die lebhafteste Erkenntlichkeit belohnte und verstärkte seine zärtlichen Bemühungen. Weil er die dauerhafte Güte glücklicher Neigungen kannte; so suchte er diese in ihnen zu erwecken, zu beugen und zu beleben, und besonders die Empfindungen von Ehrfurcht und Erkenntlichkeit, als die feyerlichen Vorbereitungen zu Religion und Tugend. Er forschte in ihren zarten Herzen nach dem Plan, wozu die Natur aus Vollmacht des Schöpfers ihre Anlage gemacht. Wie dieser nothwendig der vollkommenste seyn mußte; so bemühete er sich hauptsächlich denselben auszubauen, und wußte den Tugenden geschmeidigere Gestalten zu geben, wenn sie sich in ihrer völligen Größe mit der noch schwachen Neigung nicht fügen wollten. Auf solche Weise genoß er das Vergnügen eines Schöpfers, und bildete Seelen zu edlen Empfindungen, welche noch jetzt für ihre Unsterblichkeit bürgen.

Welch eine schmeichelnde Versuchung ist es nicht, ein rechtschaffener Vater zu seyn, wenn so viele Süssigkeiten mit diesem Namen vermischt sind; wenn wir in den jugendlichen Herzen unsrer Kinder unsern eignen Abdruck wahrnehmen, und in ihrer Betrachtung diejenigen unschuldigen Jahre noch einmal durchleben, wo wir zum erstenmal die angeborne Lust der Bewundrung,

die Reize der Neuigkeit, die lebhafte Sehnsucht empfanden, als unser weiches Herz um die lieblichen Gestalten der Tugend floß, und sich nach ihrem Bilde formte! Wie stark ist ein solcher Trieb zum Vergnügen? Wie würdig ist hier das Ziel des Ehrgeizes? Und ist es möglich, so viele Schönheiten zu empfinden, ohne zu dem wirksamen Verlangen überzugehen, ihrer beständig zu genießen? Was ist der Wollüstige einfältig, wenn er seine Neigung zum Vergnügen auf eine schlechte Art befriediget, und sich in dem Schweiß seines Angesichts eine zeitliche und ewige Reue bereitet!

Die traurigste Betrachtung umwölket nunmehr diese heitere Sonne. Eine furchtbare Nacht verhüllt das lichte Gestade, welchem wir uns auf dem schwimmenden Glanze günstiger Wellen zu nähern glaubten. Er lebt nicht mehr, der Christ, der Menschenfreund, der Patriot, der Gemahl, der Vater, welcher jetzt nach unserm Wunsche die zeitigen Früchte seiner gesegneten Bemühungen von seinen ererbten Fluren genießen sollte. O Freund! zu wie vielen langen Jahrhunderten scheinen mir die Tage ausgedehnt zu seyn, welche seit diesem großen und schrecklichen Augenblick verflossen! Wie sehr drückt uns die Bewundrung der furchtbaren Weisheit nieder, mit welcher unsre Freundschaft zu rechten sich nicht untersteht! Er ist nicht mehr, der liebenswürdigste Freund; und auch diejenige ist unserm zärtlichen Wunsche entrissen, ohne welche sein gütiges Herz die Seligkeit nur halb genossen haben würde. Die Natur hat die Edlen verloren, welche Gewähr ihrer Güte leisteten.

Eine langwierige schmerzhafte Krankheit bereitete ihn in Zeiten zu der großen Stunde, worin der Preis

der

der Gelübde sinket, und Opfer vergebens rauchen, um den Himmel zum Mitschuldigen der Bosheit zu machen. Er sah sie herannahen, ohne sich dieselbe mit Cäsarn plötzlich und unvermuthet zu wünschen. Ein langsames schwindsüchtiges Sterben schien ihm das beste für einen Christen zu seyn, welcher sich nie Zeit genug wünschen könnte, um sich zur Ewigkeit zu bereiten: in allen andern Auftritten des menschlichen Lebens, zerstreueten unzähliche nothwendige Sorgen diese feyerliche Bereitung; nur ein gewisser langsamer herannahender Tod wüßte unsre Betrachtungen am besten zu vereinigen. So sehr er aber auch von der Gewißheit desselben bey sich überzeugt war: so erlaubte er dennoch der Hoffnung, ihm dann und wann mit fröhlichern Aussichten zu schmeicheln, weil er fühlte, daß die Natur nicht dazu gemacht wäre dem Tode beständig entgegen zu sehen. Ich weiß, sagte er, daß ich sterben muß; ich fürchte auch als ein Christ im geringsten nicht, mich diesem, ewigen und sündigen Menschen heilsamen, Gesetze zu unterwerfen. Allein ich will es meiner Begierde zum Leben verzeihen, wenn sie dessen frohe Aussichten verlängert, oder den Wurf welchen sie nicht ändern kann, durch ihre Geschicklichkeit zu verbessern sich bemühet. Ich habe es oft mit Vergnügen bewundert, wenn der Ehrgeiz ein glückliches Leben gegen den Ruhm, wohl zu sterben, vertauschet. Ich fühle in einigen Augenblicken ein ähnliches Verlangen; und warum sollte ich als ein Christ diesen glücklichen Trieb unterdrücken, da ich gewiß weniger, als ein Römer, zu wagen habe? Warum sollte ich mit meinen Leidenschaften brechen, und mich mit ihnen in einen schweren Kampf einlassen, da sie sich von selbst so wohl anschicken, und während der Zeit, daß ich mit meinen Gedanken in die Ewigkeit vor mich hinaussehe, mein Herz gleichsam mit einem balsamischen

Beine stärken, und michgeschickt erhalten, ohne Furcht und Unruhe, über die finstern Ufer des Grabes hinweg zu treten? Jtzt fühle ich meinen ganzen Verlust, da ich an meine bald zu segnenden Freunde denke; mein Herz empfindet die ganze Süßigkeit des Lebens; alle die zärtlichen, die freundschaftlichen und rührenden Empfindungen, worin es sich so oft zu lauter Wollust aufgelöst, würden es zu lauter Thränen schmelzen, wenn nicht ein erhabneres und ehrgeizigeres Gefühl sich durch die schwachen Nerven ausdehnte, einen Trieb durch den andern stärkte, und solchergestalt ein glückliches Ebenmaß erhielte. Es sind dieses Umstände, welche in Ansehung meiner künftigen Wohlfarth nichts entscheiden, und ich wäre durch meinen Glauben versichert, auch zitternd selig zu sterben. Allein warum sollte ich mein Sterbebette in der Kälte wählen, wenn ich in einem wärmern Zimmer bequemer und mit wenigern Zerstreuungen mich zu dieser wichtigen Handlung bereiten könnte? Warum sollte ich einer fieberhaften Furcht Raum geben, wenn ich diese Schwäche durch eine angenehmere überwinden kann? Was habe ich nöthig zu wünschen, dasjenige durch Vorstellungen des Verstandes zu unterdrücken, was ich mit einer stärkenden Arzeney, und diese ist gewiß der natürliche Muth, verbessern kann? Oder sollte es etwa eine edlere Befriedigung unsers Ehrgeizes seyn, wenn ich diese letzte Ueberwindung auf die Rechnung meines Verstandes bringen könnte? Ist es nicht glücklicher für mich, daß ich die Trostgründe des Glaubens und der Religion bloß für meine unsterbliche Seele bewahren kann, ohne daß ich nöthig habe ihre balsamischen Kräfte für eine gar zu furchtsame Neigung zu verschwenden?

So dachte dieser große Mann, welcher die Vortrefflichkeit der Neigungen und Leidenschaften genau abzuwä=

zuwägen wußte, von ihrem Werthe in den letzten Tagen eines abnehmenden Lebens. Schrecken, Bangigkeit, quälende Sorgen und feige Reue zerstreuten sich vor seinen Blicken, und wenn der geheime edle Kammer, welcher große Seelen vergrößert, seine Empfindungen vertiefte: so stärkte sich seine Großmuth mit der rührenden Vorstellung wohl zu sterben, und hielt es für keine Thorheit seine zärtlichen Neigungen durch das Bild eines edelmüthigen Todes zu erheben, damit sie ihn in seinen heiligen Betrachtungen nicht stören möchten. Die Religion veredelte seine nunmehr zu seligern Wollüsten bestimmten Empfindungen. Der Glaube heiligte die natürlichen Neigungen einem gnädigen und barmherzigen Gotte. Er weihte seinen Ehrgeiz dem hohen Gedanken, daß ein Gott sein Erlöser geworden; und sein freundschaftliches Herz, welches wirklich einer edlern als menschlichen Gegenliebe würdig war, näherte sich mit eben dem Vertrauen der himmlischen Liebe, womit es sich bisher dem Verdienste tugendhafter Sterblichen eröffnet hatte. Er sah mit einem Auge voll demüthiger Hoffnung auf seinen rechtschaffenen Wandel zurück, und fand in einer erhabnen Verleugnung eigner Verdienste die Ehre wieder, welche er als ein Christ zu verachten keine Ursache hatte. Die vollkommenste Erniedrigung gegen den Allmächtigen schien ihm der größte Gipfel menschlicher Ehre, und David im Sack und in der Asche größer als König zu seyn. Der Gedanke, sich von einem so großen Herrn durch schwere Leiden geprüft, und was noch mehr war, durch die Mittheilung des Glaubens gestärket zu sehen, war ihm schmeichelhaft und unterhielt ihn in einer Geduld, welche um so viel größer war, je weniger sie von weichlichen Neigungen geschwächt wurde. Der ewige Triumph, welcher seiner nach vollendetem Siege erwartete, vermehrte die

natürliche Freudigkeit seines Gemüths; und so glaubte er nicht zu sündigen, wenn solche auch mit der letzten Wallung des Geblüts sein sterbendes Herz noch einmal erquicken würde.

Diejenigen welche die große Vollmacht, die größte welche jemals Sterblichen zu Theil geworden, von Gott erhalten: für noch mehrere Seelen als ihre eigne zu sorgen, suchen insgemein die natürlichen Neigungen und Leidenschaften in diesen Vorbereitungen der Ewigkeit gänzlich zu ersticken. Und wer weiß, wie manche gerechte Ursache ihre Bemühungen in diesem Stücke rechtfertigt, da sie nach geendigtem Lustspiele die blassen und elenden Menschengesichter hinter den Scenen erblicken, welche einen Augenblick vorher Götter, Könige und Weltweisen auf der Schaubühne dieses Lebens gespielt haben? Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie die Falschheit der menschlichen Tugenden aus einer traurigen Erfahrung kennen, und mehr als einmal durch die Bewegungen eines klopfenden Herzens den vergoldeten Panzer zersprengen sehen, womit sich eine feige Brust in sichern Tagen bewaffnet. Allein überhaupt glaube ich nicht, das es eben rathsam sey, der Natur ihre treuesten Freunde abspänstig zu machen, welche so redlich mit ihr aushalten, und auch den Tod selbst mit sanften Wallungen durch die schlaffen Adern schleichen lassen. Neigung und Leidenschaft sind in unserm Wesen gegründet, und wo sie die Tugend befördern, da sehe ich keinen Grund, solche in der letzten Stunde unsers Lebens zu schwächen. Ihre gänzliche Erstickung ist unmöglich, und derjenige welcher sie am glücklichsten besiegt zu haben glaubt, hat selten etwas anders ausgerichtet, als daß er eine furchtsamere Neigung an die Stelle der tapfern gepflanzet. So glaubt der verwegne Freygeist, welcher

welcher in seinem Leben nichts glaubte, zuletzt Alles was man seiner geschwächten Einbildung vorsagt, und meinet nunmehr seine Leidenschaften erstickt zu haben, da er die gegenseitigen erwählt. Es würde auch wider die Absicht des Schöpfers seyn, wenn wir diese zur Erhaltung und Beförderung unsrer Glückseligkeit von seiner Hand empfangenen Triebe zu einer Zeit ausrotten wollten, wo sie uns am besten zu statten kommen. Daß sie aber unter der Herrschaft der Vernunft und des Glaubens seyn müssen, dieses ist die Forderung, welche ich zum voraus als richtig erkannt, und solche nur in so weit abgelehnt habe, als diese Herrschaft zur Tyranney und auf die Vertilgung glücklicher und wohlgerathener Unterthanen ausgedehnet werden wollen.

Ich kann es auch keine blinde Verwegenheit nennen, wenn der stoische Weltweise mit einem überlegten Muthe dem Tode herzhaft unter Augen tritt; wenn ein sterbender Cäsar mit dem Anstand eines Helden sich in seinen Mantel wickelt, und der freudige Hurone sich in der Glut langsam zu Tode tanzet. Ich finde vielmehr darin eine Vorsorge der Natur, welche überall den Menschen mit Leidenschaften gewaffnet, und den einen zum schwersten Leben, den andern zum grausamsten Tode gehärtet hat. Und warum sollte Sokrates einer Verwegenheit und eines niedrigen Stolzes beschuldigt werden, daß er so gelassen den Tod erwartet, und seine Freunde zu Zeugen seiner Unerschrockenheit gewählt? In seinen Umständen konnte er sich mit der Vorstellung beruhigen, daß den ewigen Göttern seine erhabne Tugend nicht mißfallen würde. Und warum sollte er nicht den Ehrgeiz zu Hülfe und seine Freunde zu Zeugen seines Sieges wünschen, wenn ihr Lob die Bitterkeit des Todes versüßen konnte? Ich finde hierin

nichts als ein Merkmal seiner Einsicht in die menschliche Natur, und würde ihn sehr getadelt haben, wenn er bey der lebhaften Ueberzeugung welche er von der Unsterblichkeit der Seele hatte, auf einmal seine glückliche Leidenschaft des Ehrgeizes abgelegt, und den Giftbecher mit feigen Thränen vermischt hätte. Und gesetzt, er hätte denselben einsam im Gefängniß, ungetröstet und unbewundert, ausgeleert; wäre sodann nicht die sorgfältige Vermeidung der Ehre nur eine vollkommnere Probe seiner glücklichen Ruhmbegierde gewesen? Die Unterdrückung des Ehrgeizes ist nur ein größerer Sieg; und die Vermeidung der Wollust, eine höhere Art sich zu vergnügen. Auch Thränen des Schmerzens fließen aus zärtlicherm Kummer, und der Ueberwinder aller seiner Leidenschaften hat nur eine vollkommnere Größe gesucht. Ja, wer den Menschen ganz ausziehen und sich in lauter Geist verwandeln könnte, der würde bekennen müssen, daß er sich über den Rang der Menschen zu erheben, und sein Vergnügen in Gott gesucht hätte.

Es verhält sich freylich ganz anders mit dem Tode eines wahren Christen. Diesem hat Gott die Ewigkeit in seinen sterblichen Tagen eröffnet, und ihn von seiner glücklichen und unglücklichen Erwartung zeitig benachrichtiget. Er müßte also mit Schrecken an die schwere Rechenschaft denken, welche er von einem jeden unnützen Worte, von einem jeden verschwendeten Augenblicke ablegen soll; er müßte mit Angst und Schrecken seine letzte Stunde erwarten, und um jede Minute des Lebens betteln: wenn diese wichtige Offenbarung nicht auch zugleich solche Gnadenmittel enthielte, womit er seine Seele beruhigen, und mit mehr als sokratischer Freudigkeit den Tod als eine Wohlthat annehmen könnte. Ein reuiges und zerknirschtes Herz, nebst einem

einem gläubigen Vertrauen auf das Verdienst seines Erlösers, wird die Empfindungen seiner Wollust nicht schwächen, welche dadurch daß sie geheiliget ist, nur eine größere Vollkommenheit erworben. Die völlige Uebergebung in Gottes Willen wird die natürliche Zufriedenheit seines Gemüths nicht ersticken; und so lange kein tödlicher Frost unser Herz seiner Empfindung beraubt, so lange wird die Zueignung eines göttlichen Verdienstes durch den Glauben die letzte Kraft seines Ehrgeizes erregen müssen.

Es scheinet mir fast, Philokles, als wenn Neigung und Leidenschaft in diesem letzten Kampfe getreuer und freundschaftlicher an unsrer Seite bleiben als alle Philosophie des Verstandes, und unsre Seele alsdann mehr Empfindungen als Gedanken habe. Wenigstens erfahren wir dieses in allen großen Begebenheiten des Lebens, wo der Gedanke als ein frostiger Ausleger hinter der Urkunde steht. Wenn dieses wahr seyn sollte, wie vieles muß die Andacht eines Christen nicht gewinnen, wenn sein Herz zu wohlgewognen Neigungen gebildet und von wirksamen Trieben zu seiner Vollkommenheit, oder welches eben dieses ist, von glücklichen Leidenschaften erhoben wird, sich mit einem unendlichen Schwunge seinem Ziele zu nähern? Wie stark, wie feurig mußte der Glaube desjenigen nicht seyn, welcher nicht allein eine so glückliche und kühne Neigung von dem gütigsten Wesen erhalten, sondern auch seine ganze Lebenszeit in beständiger Uebung derselben zugebracht, und sich dadurch zu einer solchen lebhaften Empfindung der Tugend, zu einem solchen Geschmack des Schönen gewöhnt hatte, daß er die Nothwendigkeit eines Erlösers, mit seinem zärtlichen Vertrauen auf die Güte eines barmherzigen Gottes, erreicht und ihn mit einer

Aehnlichkeit des Glaubens umfasset haben würde, wenn er unter jenen entfernten Zonen gelebet, wo die göttliche Offenbarung erst in spätern Zeiten gewirkt hat.

In solchen edlen Empfindungen dauerte er seine schmerzhafte und langwierige Krankheit aus, bis sich endlich die Stunde unvermerkt näherte, welche die letzte eines so glücklichen Lebens seyn sollte. Sein Haus war bestellt; die Pflichten waren erfüllt, welche er der Zeitlichkeit noch schuldig war; und die Hoffnung einer frohen Ewigkeit begeisterte seine Brust zu mächtigen Entschlüssen, welche durch menschliche Empfindungen nicht geschwächt, sondern nur zärtlicher und rühmlicher gemacht wurden. Die fehlschlagende Erfüllung so vieler mit Entzückung überrechneten Glückseligkeiten, welche mit dem süßen Vaternamen verbunden sind, und bey dem Anblick einer liebenswürdigen Gattinn von neuem entstehen, erhielt zwar von seiner Zärtlichkeit eine heimliche Zähre. Sie würde aber heißer geflossen seyn, wenn nicht die göttliche Weisheit ihre Prüfung vollendet, und einen Augenblick zu seiner Auflösung erwählt hätte, in welchem ihn Gemahlinn und Kinder der Ruhe überlassen hatten. Eine harte, aber unendlich schätzbare Wohlthat für denjenigen, welcher den Werth seines Lebens, als Freund, als Vater, als Gemahl empfunden, und jetzt Alles ruhig zu verlassen wünschet!

Sanft neigte er sein Haupt den Seligkeiten entgegen, welche die Religion nur Christen entdeckt und versichert, wenn die Zukunft ihre nächsten Entwickelungen den kühnsten Muthmaßungen der Weltweisen verhüllet. Seine letzten Worte flossen aus der erhabenen Andacht und aus dem liebreichen Vertrauen auf seinen Erlöser, welchem seine Leidenschaften geheiligt waren. Eine feyer=

feyerliche Stille beförderte seine letzte Ruhe, und klärte seine Seele zu größern Betrachtungen auf, welche jetzt seinen unsterblichen Geist erweitern sollten. Eben dieses zärtliche Auge, worin sich seine ganze Seele seinen Freunden beständig entdeckte; eben diese offne Stirn, womit er sie bewillkommte, zeigte sich in dem Schlummer, welcher ihn jetzt zur ewigen Ruhe bringen sollte. Seine erkalteten Lippen und Hände drückten noch Liebe und Andacht aus. Und die Natur, welche die Züge der Menschen nach ihren Neigungen bildet, verließ auch ihre Arbeit in diesem letzten Augenblick nicht. Man entdeckte noch in seinem erblaßten Angesicht einen Theil der Seele, welche ehemals diesen Körper bewohnt, und man konnte ihn nicht ansehen, ohne zu empfinden daß diese Seele und dieser Körper dermaleinst wieder vereiniget werden müßten.

So starb, o Philokles! dieser Liebling der Natur, so groß, und doch so zärtlich! so glücklich in seinem Leben, und doch so gelassen im Tode! Es gehöret vielleicht nur ein gemeiner Entschluß dazu, ein Leben zu fliehen dessen weiteste Aussichten dem trüben Auge lauter finstre Gegenstände zeigen, und den ganzen Horizont mit einer Mitternacht bedecken wo die Hoffnung nirgends den Tag aufgehen sieht; wer aber nahe vor der Aernte seiner redlichsten Bemühungen stirbt, wer eine vortreffliche Anlage und große Entwürfe zur allgemeinen Glückseligkeit mit seinem Tode vereitelt sieht, wer aus der kummervollen Besorgniß der Armen, aus den Thränen einer würdigen Freundinn, aus dem zärtlichen Jammer hoffnungsvoller Kinder, und aus dem traurigen Ernste seiner besten Freunde, die Größe seines eignen Verlustes mit einer so sanften als unruhigen Ueberzeugung vorher sieht: der wird auch bey dem vollkommensten Ent-

Entschlusse seine Ueberwindung nicht ohne Thränen vollführen. Und mit einer so menschlichen Großmuth legte er sein Haupt zur Ruhe, zur Ruhe auf die Erinnerung seines rechtschaffenen Wandels, und auf den Glauben, selbigen durch das unendliche Verdienst eines göttlichen Erlösers mit sich aus dieser Sterblichkeit zu retten. Sanfter, größter und seligster Augenblick, wo ein solches Andenken, eine solche selige Hoffnung, ein so edles Gefühl unser Herz beruhiget, und die letzte Bewegung desselben gleichsam der unmittelbare Anfang einer ewigen Seligkeit ist!

Gebeut, o Sterblicher, deinem Wunsche, und laß diesen prächtigen Augenblick, diese Morgenröthe ewig heitrer Tage vor deinen Augen vorübergehen! schaffe ihn, und laß seinen göttlichen Glanz schon jetzo die Nächte erheitern, welche du einsam, bekümmert und trostlos verweinest: so wird die Freude, diese ewige Gefährtinn der Schöpfung, deine lange schwermuthsvolle Zärtlichkeit zu seligern Empfindungen stärken; so werden deine Neigungen, von mächtigen Leidenschaften getrieben, sich allein nach einer solchen wahren Glückseligkeit bestreben; so werden ihre Schmeicheleyen die Laster nicht in den Gesichtspunkt der Tugend stellen können, wenn du sie aus dem Glanze der letzten Stunde betrachtest; so wird dein Stolz nichts, als den Triumph dieser großen Stunde verlangen.

Lehrer der Menschen! schwächet diesen edlen Ehrgeiz, diese Vorempfindung einer ewigen Wollust nicht. Ihr entziehet euren Freunden einen Theil ihrer Seligkeit, wenn Ihr uns ohne Unterschied diese Stunde, als die fürchterlichste unter allen, als ein Gedränge von Angst, Verleugnung und Zaghaftigkeit vorstellet, und

die

die gänzliche Erstickung aller menschlichen Neigungen und Leidenschaften, als ein nothwendiges Opfer verlanget. Betret den sterbenden Helden in die Flammen verheerter Städte; laßt die Thränen der Mutter und das Blut hoffnungsvoller Jünglinge, welches für seine Thorheit geflossen, sein jetzt erweichtes Herz mit Schaam und Reue erfüllen; laßt den Tyrannen die segnende Thräne der Unschuld, welche noch zuletzt für seine Besserung floß, erschrocken wieder bemerken, und ihn unter der Last unersetzter Verwüstungen seufzen; laßt dem späten Mitleiden des sich so glücklich schätzenden Bösewichts die liebenswürdige Tochter, welche seine mißbrauchte Redlichkeit, seine unwahrscheinlichen Meineide und der Mißbrauch des edelmüthigsten Vertrauens, dem Vater zum Fluch und der Mutter zum Jammer gemacht, mit ihren unschuldsvollen Reizungen erscheinen, und die Rettung ihrer Seele von der seinigen fordern; laßt den unerbittlichen Minister das Gebet der verachteten Demuth öffentlich suchen, und zu seiner Zerknirschung finden; laßt den stolzen Freygeist sich in der abscheulichen Einöde wahrer Verdienste wüthend herumwälzen; laßt seine eigenen Mitschuldigen seiner Buße in der letzten Stunde spotten, und ihn über seine Thorheit in Gegenwart derjenigen erbeben, deren Ermahnungen sonst sein Spott gewesen; laßt die geschäftige Eitelkeit in ihrem Putzzimmer, von allen Anbetern verlassen, das ganze Nichts ihres Lebens in ihrem geängsteten Gewissen überrechnen, und von ihrem Nachttisch einen Blick auf die entsetzliche Ewigkeit werfen; laßt den unersättlichen Geiz sein sauer erworbnes Gut seinen Kindern entziehen, und die Tempel, welche er im Leben beraubt, im Tode zu Hehlern seiner Diebstähle machen: nur stürzet den rechtschaffenen Christen nicht von der heitern Höhe herunter, welche er entweder un-

ter

ter der Last seiner Bürde kümmerlich erstiegen, oder von dem Throne betreten, welchen glückliche Neigungen dem Himmel entgegen gebauet haben. Seine Seele fühle die ganze Süßigkeit, welcher eine vortreffliche Gemüthsart fähig ist. Seine Brust umschließe in ihren Empfindungen den Himmel, und sein Glaube heilige die Rechtschaffenheit seines Wesens: so wird er sterben, o Philokles! wie unser Freund gestorben, welchen dermaleinst keine Engel, sondern freundschaftliche Neigungen und Empfindungen den ewigen Umarmungen seiner Freunde entgegen führen werden. Könnte ich mit einer angenehmern Vorstellung schließen?

Unterthänigste Vorstellung und Bitte

Mein

Joseph Patridgen, Generalentrepreneur der Winterquartierslustbarkeiten bey der Hohen Alliirten Armee.

praes. den 12 Jan. 1760.

in puncto des Abzugs von 1 p. C.*)

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Fürst und Herr!

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht haben zwar endlich Dero Hauptquartier verändert. Allein meine Umstände sind

*) Dieses feine und launicht gewandte Compliment an den Herzog Ferdinand von Braunschweig schrieb Möser, welcher sich damal als Landesdeputirter bei der Alliirten Armee aufhielt, in wenig Stunden. Hier sind einige Anmerkungen zum bessern Verständniß des Aufsatzes. Krofdorf hieß der Ort, wo der Herzog im damaligen Winter eine lange Zeit hindurch sein Hauptquartier hatte. Dillenburg ward den 10 Jänner 1760 eingenommen, und damit der Feldzug beschlossen. Den 12 Jänner war des Herzogs Geburtstag. — Die kleine Schrift wurde zuerst in Quart, mit lateinischen Lettern, auf 1 Bogen gedruckt, nur am Geburtstage vertheilt zu werden; nachher „Bremen, bey Cramer, 1777," 20 Seiten in 8.

sind dadurch noch nicht viel gebessert, und der heutige Tag, als der letzte worauf sich alle meine Hoffnung gründete, scheint mir, als dem Generalentrepreneur der Winterquartierslustbarkeiten, noch nicht sehr viel zu versprechen. Inmittelst geht mir alles was ich vorigen Winter mit meinem sauren Weine in Münster erworben habe, wieder drauf, da ich zwey Prinzessinnen, einen König, ja was noch mehr ist, einen Staatsminister, und noch ein paar andre dergleichen kostbare Personen, welche an dem heutigen Tage eine Oper, ein Trauerspiel, eine Pantomine, und eine Comödie spielen sollten, umsonst verschrieben, und theuer zu unterhalten habe. Die Prinzessinnen haben mir schon etlichemal entlaufen wollen, als Eure Hochfürstl. Durchlaucht auf einem bloßen Strohsack schliefen, und unser Wirth in Krofdorf sagte, daß andre ehrliche Leute, welche dieses nicht so gewohnt sind, sich wohl mit der Erde behelfen könnten. Ich war willens, dorten meine Redouten wieder zu eröffnen: allein der Hauptsaal in diesem unwürdigen Hauptquartiere hielt keine acht Fuß ins Gevierte; und wenn ich nicht irre, so bewohnten Euer Hochfürstl. Durchlaucht selbst einen welcher noch etwas kleiner war. Nach der Küche zu urtheilen, wornach ich gemeiniglich mein Augenmaaß zu nehmen pflege, mußte er wenigstens sehr schlecht seyn. Mylord . . . . besuchte uns einigemal, und er hätte gern mit der Prinzessinn Isabelle allein gesprochen. Wir hatten aber leider nicht so viel Raum; und sie war recht beschämt, ihn nicht in ihr Closet führen zu können.

Was mir am mehrsten zu Herzen geht, sind die vergeblichen Kosten, welche ich an meine Opernmaschinen und andre Dinge gewandt habe, die nun gar von keinem Gebrauch seyn werden. Eine Pastete von

papier

papier maché doré et vernissé par Martin, ein prächtiger welscher Hahn welchen Jupiter in die Pastete ritt, eine tapezirte Mausefalle von Crebillon Fils, ein schöner blauer Himmel mit gemalten Geigen, eine ordentliche Seeschlacht und mehr als dreyhundert Ellen nagelneuer Wellen, ein Sturm couleur de Pompadour, eine Sonne die im Meere unterging von le Brun, die Siegesgöttinn auf einem sechsspännigen Wagen von englischen Pferden gezogen, ein Wintercampement von Zucker mit kleinen Lauriers, und in der Mitte, anstatt der Pyramide, Dillenburg, zum Desert; allerhand Arten von Cremes a la Glace natürlich; und mehrere Kostbarkeiten, welche mir auf Höchstderoselben Geburtstag fast eben so viel als eine Fourageentreprise einbringen sollen, stehen und liegen jetzt da, wie alte Familienstücke, welchen der Enkel, da sie Niemand kaufen will, noch aus Gnaden ein Plätzchen auf dem Heuboden gönnet.

Bey dem allen bin ich aber doch noch so glücklich gewesen, daß der Dichter, welcher mir meine Opern, Trauerspiele rc. verfertigt, wider alles Vermuthen gar kein Geld für seine Arbeit nehmen wollen. Die Stücke, sagte er, sollen doch am Geburtstage und zur Ehre des Herzogs aufgeführt werden, und das Lob dieses Herrn wird mir so leicht, und meine eigne Freude hierbey ist so groß, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, diese angenehme Mühe nicht umsonst zu übernehmen. Gleichwohl war seine Arbeit, meines Ermessens, nicht uneben. Wenigstens wußten unsre Prinzessinnen die letzte Scene in dem Lustspiel, der Abschied genannt, mit einer so rührenden Mine herzusagen, daß Euer Hochfürstl. Durchlaucht gewiß mehr als eine Ursache haben, meinen wenigen Verdienst zu bedauren. Hier ist die Scene selbst . . . Das allerliebste

liebste Fräulein! . . . wie manche kleine süße Thräne fiel nicht mit darunter!

Nur diese Zähre noch, und dann auch keine mehr!
Dein Abschied, Werthester, fällt mir schon minder schwer.
Mein Herz, so schwach es war, fühlt seine Kräfte wieder,
Und legt die größte Furcht, bey Gottes Führung, nieder,
Die uns den Herzog gab. Der wacht für dich und mich,
Für uns und unser Land; und Ihm vertrau ich dich,
Dich, meine Seele, an; und traue nicht vergebens,
Sucht Gott uns wieder heim, und schont nur Seines Lebens.

Doch sey auch, Theurester, stets wo du kannst, um Ihn.
Du magst mir, ganz für Ihn, dein Herz so lang entziehn.
Hab' ich doch oft, um Gott für diesen Held zu bitten,
Ein gleiches Ungemach an meinem Theil erlitten.
Und wann sich die Gefahr dem lieben Fürsten naht:
O so . . . ich zittre schon . . .; doch ist kein andrer Rath,
So laß von meinem Blut aus deinem Herzen fließen,
Und rett' Ihn! Werd' ich dann dereinst das Glück genießen,
Den Held, durch dich bewahrt, zu wissen und zu sehn:
So soll mein zärtlich Herz Ihm seinen Dank gestehn
Für diesen deinen Ruhm; und meine Thränen sollen
Vor Freuden und vor Dank auf deine Wunden rollen.

Für mich sey unbesorgt; du siehst, ich fasse mich.
Vergiß zu deiner Ruh, vergiß, ich bitte dich,
Daß hier in dieser Brust ein zärtlich Herz geschlagen,
Das Muth genug gehabt, dein Leben so zu wagen:
Ein Leben, das wohl nie so sehr geliebet ward.
Doch Ferdinand verdient ein Opfer dieser Art.

Was rührt dich? Sieh es nicht, daß diese Thräne fließet,
Es war die letzte noch. Mein Geist, der sich entschließet,
Ist noch nicht völlig stark ... doch geh! .. nimm diesen Kuß ...
Die Liebe hat ihr Recht ... Du siehst zurück? ... ich muß,
Ich muß. Nun ist er fort; ich darf alleine weinen,
Und mit dem größten Muth den größten Schmerz vereinen.
Doch, Himmel, segne nur das, was der Herzog thut!
Wenn dann mein Liebster einst an meiner Seite ruht:
So soll der Liebe Macht mich nie so stark verbinden,
Um nicht den Dank für Ihn zugleich mit zu empfinden ...

Das arme gute Kind sah so betrübt dabey aus, daß ich es wohl glauben will, wie es ihr einige Mühe gekostet, ihren lieben Officier zwey Minuten zu vergessen, um für Euer Hochfürstl. Durchlaucht zu beten. Daß sie aber auch eben in der Brautnacht an den Dank für seine Erhaltung denken will, dieses erforderte zum Beweise noch wohl etwas mehr als ein süßes ehrliches Auge.

Ich habe dem Dichter eben diesen Einwurf gemacht, und ihn beschuldigt, daß er hier die Wahrscheinlichkeit ein wenig verletzt, und vielleicht noch nie erfahren hätte, wie einem jungen Fräulein in solchen kritischen Umständen zu Muthe wäre. Allein seine stolze Antwort war, wie er es lediglich auf Euer Hochfürstl. Durchlaucht Empfindung ankommen ließe. Nun habe ich zwar vorigen Winter auf meinen Redouten Höchstdieselben oft als den besten Tänzer bewundert; allein die beständigen Sorgen, das ewige Wachen, das

harte Lager, die unendlichen Beschwerlichkeiten, welche längst einen Grenadier zu Grunde gerichtet haben würden, lassen mich sehr zweifeln, daß dieses Urtheil mit der sonst gewöhnlichen Einsicht abgefaßt seyn werde, weil nothwendig eine Erfahrung dabey zum Grunde geleget werden muß.

Gleichwohl mußte der Dichter eine gute Kenntniß der menschlichen Gemüther haben. Denn er hatte mir in einem Nachspiel die wichtige Rolle des Harlekins vertraut, und meinen Charakter vollkommen getroffen, wenn er mich darin singen ließ:

Komm Gredel, laß die Helden kriegen,
Laß Ferdinand und Friedrich siegen,
Ich küsse dich; und denke:
Soll es gekrieget seyn,
So seys mit dir allein,
Wo nicht; doch in der Schenke.

Der Herzog mag sein Leben wagen,
Sich Tag und Nacht mit Sorgen plagen,
Ich trinke eins; und denke:
Soll es gestorben seyn:
So seys ein Stückfaß Wein,
Worin man mich ertränke.

Den Erbprinz mag sein Muth verleiten,
Die Ruh zu fliehn, und nur zu streiten,
Ich schlafe gern, und denke:
Der Ruhm, ein Held zu seyn,
Wiegt ihn so sanft nicht ein,
Als mich ein gut Getränke.

Der Wunsch, die Feinde zu besiegen,
Mag unsers Herzogs Heer vergnügen:
Ich wünsche nichts, und denke:
Hab' ich dich, Brot, und Wein;
So sey das Grab nicht mein,
Worin man mich versenke.

Nolo,

Nolo, nolo Caesar esse! ich mag nicht Herzog seyn! Den Sommer über ließ ich es gelten. Denn so viel ich muthmaßen kann, mochte nach dem Siege bey Minden ein Glas Wein vortrefflich schmecken, und der Anblick so vieler niedlichen Mädchen, welche Euer Hochfürstl. Durchlaucht aus allen Fenstern Glück wünschten, keinem Römischen Triumph etwas nachgeben. Allein im Winter den Krieg ohne Ball, ohne Concert ohne Redoute und ohne Komödie zu führen, und, um alles mit einem Worte zu sagen, mir gar kein Verdienst zu gönnen, dieses finde ich recht Gothisch. Wie ich vorigen Sommer in Paris war, um meinen neuen Hut recht a l' ecuyere fassen zu lassen, fragte mich ein brauner ehrbarer Bürger, ob der Rhein eine Brücke wäre, weil Euer Hochfürstl. Durchlaucht so trocken herübergegangen. Allein wenn ich jetzt dahin käme, und er von diesem Winterkriege hörte: so würde er sich leicht einbilden, daß die Flüsse in Deutschland beständig gefroren wären, weil so gar kein Unterschied mehr unter Sommer und Winter gemacht wird.

Ich habe alle Officiere von der Armee im Vertrauen gefragt, ob sie nicht endlich einmal wünschten, ihre Mühmgen wieder zu besuchen. Der Engländer antwortete mir: God dam you Ioseph. Der Preusse sagte, er wäre zu Allem gewohnt, und mache sich nichts daraus. Der Hannoveraner hieß mich ein Glas Wein auf eine gute Wintercampagne trinken. Der Hesse verfluchte den Gedanken, welcher einem Wunsche, wie dem meinigen, ähnlich sähe. Der Braunschweiger sagte lachend: wo unser Erbprinz bleibt, da bleiben wir auch; und alle Hußaren und Jäger waren der Meynung, daß Bassam . . . . . . kein Winter so strenge

 seyn

seyn würde, worin ihnen das Geblüt erfrieren sollte. Ich dachte bey mir selbst, die guten Leute haben bey ihrem Rauhfutter den Geschmack der petits patés völlig verloren, und wenn ich die Gnade hätte, Euer Hochfürstl. Durchlaucht wahre Meynung zu vernehmen: so wüßte ich gewiß, daß ein heimlicher Seufzer über das Ungemach so vieler braven Cameraden dem Helden entwischen und den Menschenfreund bezeichnen würde.

Inzwischen sehe ich aber doch noch keine Gelegenheit, meine Dominos, deren ich über hundert neu machen lassen, mit einigem Vortheil zu vermiethen. Wenn sie zu Wachtröcken dienen könnten: so wäre ich versichert, durch Höchstderoselben gnädige Fürsorge mein Glück zu machen. So aber scheint es wohl, als wenn mir das Carneval nicht einmal so gut, wie einem Domherrn das Fasten, bekommen werde; ich bin darüber recht bekümmert; und glaube fast, wenn ich an dem heutigen Tage etwas anders als Freude empfinden könnte, ich würde die erste ernsthafte Ueberlegung in meinem Leben machen. Das Einzige, was mich noch aufrichtet, ist ein Vorschlag, welchen ich dem lieben Gott diesen Morgen gethan habe, und worüber ich die Bestätigung alle Augenblick erwarte. Er bestand darin, daß er mich zum Großzahlmeister aller Wünsche machen möchte, welche heute für Euer Hochfürstl. Durchlaucht Wohlseyn geschehen. Wenn ich hierunter erhört werden sollte: so zweifle ich nicht, der Höchstdieselbe werden mir einen geringen Abzug von 1 pro Cent erlauben; ein so kleiner Abzug wird bey der Menge unmerklich, für mich aber so hinlänglich seyn, daß ich nicht nöthig haben werde, das

Glück

Glück andrer Zahlmeister zu beneiden, und meinen jetzigen Schaden zu bedauren.

Mit dieser Hoffnung habe ich die Ehre, in tiefster Ehrfurcht zu beharren

Euer Hochfürstl. Durchlaucht

Marburg d. 12 Jan. 1760.

unterthänigster Knecht

Joseph Patridge.

Harlekin
oder
Vertheidigung des Groteske-Komischen. *)

Anch' io son Pittore.



Vorbericht.

Der große Trieb, welchen alle Menschen haben der Welt öffentlich zu sagen daß sie Thoren sind, verleitet mich

*) Zuerst gedruckt „1761." 80 Seiten in 8. darauf „Bremen, bey Cramer, 1777." 96 Seiten, klein 8. — Die Anmerkungen sind vom Verfasser selbst.

mich eben nicht ein Schriftsteller zu werden. Ich habe diese allgemeine Schuld der Natur vor meinem siebenzigsten Jahre schon bezahlt. Allein das Vergnügen, auch in meinem hohen Alter kein Sonderling zu seyn, und vor Andern etwas klügers zu schreiben, hat daran einen desto größern und gerechtern Antheil. Möchten nur auch meine Leser nicht zu viel Vernunft darin finden! Dieses würde mir sonst um so viel näher gehen, je größere Mühe es mir gekostet, dieser Krankheit der Alten zu entgehen. Vielleicht sind andre Schriftsteller hierin glücklicher; ich aber muß zu meiner eignen Schande gestehen, daß es mir manchen schwermüthigen Augenblick gekostet, als ein erträglicher Narr zu erscheinen. Allein ich will mich hier der so rühmlich überwundnen Zeiten nicht wieder erinnern. Der Wunsch, solche von neuem zu überleben, möchte sonst meine gegenwärtige Beruhigung schwächen. Wenn ich nicht irre, so wollte ich eine Vorrede schreiben. Meine Leser werden es aber meinen Jahren verzeihen, daß ich es vergessen hatte.

* * *

Die Herren Gelehrten mögen bisweilen seltsame Einfälle haben. Denn in der Zeit, daß Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Freyherren, Ritter, Räthe, Kaufleute, Handwerker, und welche ich hier billig zuerst nennen sollen, Frauenzimmer und Geistliche, sich vor meiner Schaubühne einfinden, und mir ihren unverdächtigen Beyfall durch ein offenherziges Lachen bezeugen; in der Zeit, daß der Bischof seine Gemeinde, der Staatsminister seine neuen Vorschläge, der Feldherr seine Schlachten, und der alte ehrliche Sancho Pansa seine Statthalterschaft bey mir vergißt: so sitzt

der unerbittliche Gelehrte in seinem geerbten Lehnstuhle, wie der Kaiser auf einem alten Reichsstädtischen Groschen, und rechnet nach Gründen aus, ob meine Vorstellungen gefallen können, oder nicht?

Eine so vergebliche und doch beleidigende Arbeit würde meine ganze Familie, eine der ältesten und zahlreichsten, welche sich zu Bergamo und vielleicht in der ganzen Welt befindet, in Waffen bringen; wenn uns nicht unser Ahnherr, welcher als ein vorsichtiger Mann allem Unheil unter seinen Nachkommen vorbeugen wollen, in seinem letzten Willen ausdrücklich und wohlmeynend befohlen hätte, überhaupt aller Gelehrten, um unsrer nahen Verwandtschaft willen, zu schonen, und gegen ihre spitzigen Federn bloß mit unsern hölzernen Säbeln zu fechten.

Ob wir aber gleich solchergestalt zu unsrer Nothwehr nur ein sehr stumpfes Werkzeug haben: so mögen diese Herren dennoch glauben, daß man denjenigen nicht völlig ungestraft beleidige, welcher die Ehre hat in seiner Allerchristlichsten Majestät Besoldung zu stehen *), und von Haus aus der klügsten Nation und einer Familie anzugehören, welche ihren stifts- und turnierfähigen Adel bey allen Deutschen Domstiftern besser als Cäsar und Pompejus erweisen kann **).

Es

*) Herr Carlo Bertinazzi, ordentlicher Harlekin Sr. Allerchristl. Majestät, genoß einer jährlichen Besoldung von 8000 Pfund.

**) Pietro Maria Chechini, mein Ur-Ur-Ur-Ur-Eltervater, ist, wie bekannt, als der beste Harlekin seiner Zeit vom Kaiser Mathias geadelt worden. S. *Riccoboni* hist. du théatre Ital. im 6. Abschnitt. Der in den neuern Zeiten vom König August geadelte Costantini ist nicht von unserm Geschlechte, wie Einige behaupten wollen.

Es würde mir ein Leichtes seyn, nicht allein von dem königlichen Leibarzt, Herrn Dü Moulin, sondern auch von der ganzen Parisischen Fakultät ein beglaubtes Zeugniß beyzubringen, daß noch Niemand seine Abendmahlzeit übel verdauet hätte, welcher mein geringes Auditorium mit seiner angenehmen Gegenwart zu beehren sich gefallen lassen. Und wenn meine Kollegen, welche die Tugenden und Thorheiten der Menschen in prächtigern oder feinern Gestalten aufzuführen berufen sind, einigermaßen unparteyisch seyn könnten: so würden sie gewiß selbst gestehen müssen, daß ihre tragischen Prinzessinnen nur um deswillen so oft von einer allzeitfertigen Kolik befallen werden, weil die vorhandenen wenigen Zuschauer, mit Einschluß ihrer Anbeter und Parteygänger, nicht zureichen wollen den Aufwand der Lichter zu bezahlen.

Allein meine Ehre leidet es so wenig wie meine Absicht, mir auf fremde Kosten ein abstechendes Ansehen zu geben, oder die Verdauung meiner Freunde als ein günstiges Vorurtheil für meine Geschicklichkeit anzuführen: ungeachtet die größten Naturforscher durch die Bemerkung der Wirkungen, als den sichersten Weg, zu allerhand artigen Systemen gelangen. Ich will vielmehr mit derjenigen aufrichtigen Bescheidenheit, womit ein angehender Dichter seine Gönner, die öffentlichen Herren Kunstrichter, in der Vorrede zu hintergehen sucht, sowohl der Oper als dem Trauerspiel, sowohl der eigentlichen Komödie als dem rührenden Lustspiel, einen Vorzug einräumen welchen ihre glücklichen Verfasser für sich und ihre wahren Erben, nun und zu ewigen Tagen, mit oder ohne Recht, gegen mich und die Meinigen überall, wo es nöthig ist, verfolgen mögen. Ich will hiermit vor Jedermann, dem es zu

 wissen

wissen nöthig ist, öffentlich bekennen, daß die Bezauberungen der Oper ein gegründetes Recht haben unsre Augen und Ohren zu ergetzen; daß die Majestät des Trauerspiels, wenn der Geist eines Cato unter der Last seines Schicksals arbeitet, oder Zaire weint, den Zuschauer auf eine angenehme Weise rühre und erhebe; daß die Terenzische und Molierische Komödie ein recht gewürztes und wohlthätiges Lachen erwecke; und daß endlich das rührende Lustspiel alle Reizungen einer wohllebenden, zärtlichen und tugendhaften Schöne besitze, welche die Empfindungen ihrer Liebhaber veredelt. Ja, ich will meinen Vorstellungen so gar den Namen einer Komödie freywillig vergeben, wenn Einige mit dem strengen Herrn von Chassiron*) diesen gleichgültigen Titel einzig und allein denjenigen komischen Vorstellungen zueignen wollen, welche so glücklich gewesen sich in den alleinigen Besitz desselben zu setzen. Allein dieses muß ich mir dagegen mit aller Demuth ausbitten, daß man mir, in der Ordnung nach ihnen, wenigstens denjenigen Rang vergönne welchen meine Vorfahren von undenklichen Jahren ziemlich ruhig behauptet haben. Ich schmeichle mir, in der besten komischen Welt ein nothwendiger und angenehmer Bürger zu seyn; und hoffentlich wird man mich auch nicht aus einer andern Welt verbannen, worin so viele Thoren zum größten Dienst der Weisen geduldet, ja selbst die Helden welche so manches fromme Christenkind mit ihren scharfen Säbeln ums Leben bringen, nicht allein ehrlich begraben, sondern wohl gar vergöttert werden.

Wenn

*) S. Réflexions sur le comique larmoyant par Mr. de C . . . Tresorier de France, Conseiller au Présidial de la Rochelle etc. Er spricht dem Weinerlich-Komischen den Namen der Komödie ab.

Wenn die komische Oper, welche sich eine Zeitlang alles Beyfalls in Rom, Paris und Potsdam bemächtigt hatte, mit gleicher Bescheidenheit gehandelt, und sich mit dem Range eines Zwischenspiels, welcher ihr unstreitig zukam, befriedigt hätte: so würde sie gewiß den Neid ihrer Mitbuhlerinnen versöhnt, und nicht beständig zu ihrem Untergange gesiegt haben. An dem Titel Komödie ist mir ohnehin wenig gelegen. Es schadet einer schönen Polonoise nichts, daß sie nicht die Ehre hat Menuet zu heißen; und manche Blume ist an einer Doris Busen ganz stolz verblühet, deren Geschlecht vom Ritter Linne' niemals bestimmt worden. Meine komischen Vorstellungen mögen künftig immer Harlekinaden heißen, und meinen Namen, so wie ehemals eine Pflanzstadt ihren Stifter, verewigen. Vielleicht ist es mir auch weit rühmlicher, ein eignes Thier in meiner Art zu bleiben, als wie der Löwe zum Katzengeschlecht gezählt zu werden.

Diese meine aufrichtige und jedem Redner gegen seine vorgesetzte kritische Obrigkeit wohlanständige Demuth erlaubet mir aber nicht, denen zu schmeicheln welche die komischen Vorstellungen bloß auf die eigentliche Komödie und höchstens auf das rührende oder sogenannte weinerliche Lustspiel einschränken wollen. Die Sphäre des menschlichen Vergnügens läßt sich noch immer erweitern, und der besondre Geist der Engländer hat zu unsern Zeiten selbst in krummen Alleen neue und mehrere Vollkommenheiten, als in den ewig einförmigen und beständig in einer Linie fortgehenden Lustgängen gefunden, wovon man bey dem ersten Eintritt die ganze monotonische Einrichtung erräth, das Ende immer vor Augen hat, und endlich mit der größten Langenweile erreicht. Die Natur ist unerschöpflich an Gestalten, worin sie

ihre

ihre Reizungen den begierigen Augen verschwendet, und Sitten und Leidenschaften sind eben so mannichfaltig, als die unterschiednen Menschengesichter.

Wenn ich also auch gleich kein Redner für meine eigne Sache wäre: so würde mich dennoch ein bloßes warum nicht? womit Fontenelle so viele unentdeckte Welten bevölkert, von der Möglichkeit mehrerer komischen Arten überzeugen. Ich will hier nicht untersuchen, ob die fürchterlichen Alten eine andre Art, als die Terenzische, gekannt haben. Sonst ließe sich vielleicht aus einigen Scenen des Aristophanes und Plautus zeigen, daß diese großen Meister, eben wie Terenz und Moliere, von meinen Vorfahren manche schöne Stellung geborgt, und solche mit ihren geschickten Pinseln originalisirt hätten. Vernünftige Leser werden mir ohnedies glauben, daß den Satyren, diesen ersten Schauspielern der Griechen, der Bocksfuß nicht edler, als mir mein buntschäckiges Kleid gestanden, wozu alle Stände in der Welt, sowohl geist- als weltliche, ihre Läppchen hergegeben haben. Ist aber Jemand so ungläubig, daß er auch hieran zweifeln und die Regierung Harlekins des Ersten in ein späteres Jahrhundert versetzen wollte: so muß ich denselben, zu seiner bessern Belehrung, an den grundgelehrten Herrn Magister Stifelius jetzigen Prof. extraord. verweisen, welcher den verlornen Theil von Aristoteles Dichtkunst, worin er meinen Vorfahren ihr gebührendes Recht wiederfahren lassen, durch einige nicht unglückliche Vermuthungen guten Theils wiederhergestellt hat.

So viel bleibt inzwischen gewiß, daß die Natur der komischen Malerey weit mehrere Arten, als die vor-

vorhin angeführten, erkenne, und dem eigennützigen Zwange zuwider sey, womit ihre beiden angeblich erstgebornen Töchter die Fruchtbarkeit ihrer Frau Mutter bisher verhindert haben. Meine Leser dürfen sich nur an die verschiednen Gattungen der komischen Dichtkunst erinnern, um sich hiervon aufs lebhafteste zu überzeugen. Wie mannichfaltig ist nicht das Heldengedicht und die Oper in ihrem Geschlechte? Die Verfasser von beiden haben bald aus der höhern Geisterwelt, bald aus der Helden- und Rittergeschichte, bald unter den Menschenkindern, bald unter den Thieren, bald aus den unterirdischen Klüften der Gnomen, ihre Personen und Schilderungen gewählt, das Kleine ins Große und das Große ins Kleine verstellt, jetzt ihre Figuren im schiefen, jetzt im verzerrten Geschmack geschildert, hier dem Silen ein Bocksmaul mit fingerlangen Zähnen, dort dem Bocke ein richterliches Ansehen gegeben, und überhaupt alle in der Nachahmung ergetzende Gegenstände in eben so unterschiedenen Arten geschildert, als die Natur in ihren Werken beobachtet, wo unzählige Stücke zu einer Art, und unzählige Arten zu einem Geschlecht gehören. Die heroisch-komischen, die komischen, die von dem rührenden Lustspiel nachgeahmten *), die burlesken, grotesken und Poissarden-Opern sind keinesweges bloße Spielarten ihrer Gattung, sondern eigne fruchtbare Geschlechter, welche sich wie die wellenartige Menuet von der sanften Polonoise, und wie das flüchtige Schwäbische oder Schottische von dem

*) Herr und Frau von Favart sind die ersten, welche diese Art der komischen Opern verfertiget. La jeune Grecque ist eine vortreffliche Probe davon, und dies Stück verliert nichts von seinem Werth, wenn es auch von der Fille d' Aristide der Frau von Grafsigny nachgeahmt worden.

dem tragi=komischen Spanischen in ihren Takten und Ausführungen unterscheiden.

Die Art eines Cervantes und Swift, eines Despreaux und Fielding, eines Pope, Zachariä und Dusch, eines Gresset und Vadé *), eines Scarron, Buttler, Garth, und Voltaire in der Pucelle, gehören zwar zu dem Geschlecht des Heldengedichts; sind aber in ihrer Art, wie Klopstocks Schöpfungen von Homers wirklichen Helden, unterschieden. Und der mannhafte Don=Quixote würde im Vert-Vert, oder der Mikromegas in Gesellschaft der Arabella Fermor keine bessere Figur machen, als der hölzerne Rhinoceros in dem Porzellankabinet zu . . . . . Selbst Cervantes und Fielding, die von Manchen in eine Klasse gesetzt werden, sind in ihren Arten unterschieden, indem erster in der komischen Karikatur, letzter aber in den Stellungen nach dem Leben und besonders in moralischen Küchenstücken sich gezeigt hat. Und wer nicht die Stücke eines Rubens, Vinkenboom und Watteau zu einer Gattung, oder die Satyren des in seinen Zeichnungen so vortrefflichen und in den Farben sparsamen Hagedorn zur Flämischen, und die in ihren Farben so prächtigen und schattenreichen Gemälde eines Young **)

und

*) Der liebenswürdige Vadé, Schöpfer des wahren Vaudeville, und Verfasser des Heldengedichts la Pipe cassée, starb zum großen Leidwesen aller guten Gesellschaften, in den Armen der Wollust im 37 Jahre seines geschwinden Lebens. v. Année litteraire de 1757. p. 350.

**) Wenn Young Fieldings Pinsel genommen: so hätte er einen christlichen Don=Quixote gemahlt.

und Haller zur Italiänischen Schule, oder die Harlekine zur Siciliano rechnen will; der muß gestehen, daß in der komischen Malerey, es sey nun daß solche von dem Dichter, dem Maler, dem Schauspieler, dem Tonkünstler, oder dem Tänzer gebrauchet werde, sehr viele unterschiedne Arten möglich sind, die zu einem gewissen eignen Grad der Vollkommenheit gebracht werden können. Ist aber dieses, warum sollte denn der komische Schauspieler, welcher der Natur nachahmt, und in seinen lebendigen Gemälden den Ausdruck des Pinsels, der Feder, der Saiten und des Fußes übertrifft, bloß an zweyerley Arten gebunden seyn? Was kann man für einen Grund angeben, warum die verschiednen Arten der komischen Malerey, welche überall eine so glückliche Mannichfaltigkeit haben, bloß auf der Bühne mißfallen sollten? Giebt es doch im Hirtengeschlecht Trauer- und Lustspiele. Und wenn ich gleich in letztern so wenig, als der Graf von Tüffiere, erscheinen darf: so wird ein jeder Kenner doch empfinden, daß die Einfalt und Unschuld der Sitten, welche dem Hirtengedicht eigen sind, sowohl nach dem Leben als in grotesken Gestalten ausgedrückt, folglich auch hier verschiedne Arten von Lustspielen erfunden werden können.

Ich muß hier eine Note in den Text bringen, welche einen besondern Absatz ausfüllen soll, damit meine eilfertigen Leser sie desto eher überschlagen können. Sie betrifft die Einwürfe, welche man gemeiniglich gegen die Opern macht, und mich gewissermaßen auch treffen könnten, wenn ich sie unberührt auf dem Ansehen der größten Kunstrichter beruhen ließe. Die Oper, sagen sie, ist unnatürlich, obschon Herr Remond von Saint Mard den unglücklichen Beweis des Gegensatzes übernommen. Allein ich meines

Orts

Orts begreife gar nicht, was man mit jenem Einwurfe gewinnen wolle. Die Oper ist eine Vorstellung aus einer möglichen Welt, welche der Dichter nach seinen Absichten erschaffen kann, wenn er nur im Stande ist selbige dem Zuschauer glaublich zu machen. Die einzige Natur, welche wir in unsrer wirklichen Welt haben, ist zu enge für die Einbildung des Dichters, und Alles was der Opernschöpfer von dieser ohne Noth entlehnt, zeugt von seiner Schwäche. Es würde lächerlich seyn, wenn die Operngötter gleich Adams Kindern sprächen, indem daraus eine Mischung verschiedner Naturen entstehen würde. Die Opernbühne ist das Reich der Schimären. Sie eröffnet einen gezauberten Himmel; und da die Engel in ihrem seligen Aufenthalt beständig singen sollen, so müßte die Einbildungskraft desjenigen Operndichters sehr matt seyn, welcher seinen Göttern diese Art des höhern Ausdrucks und die Harmonie der theatralischen Sphären entziehen wollte. Es kann also der größte Lobspruch den man einer Oper, oder einem Heldengedicht, welches seine eigne Welt hat, geben kann, eben darin bestehen daß beide in Vergleichung unsrer Welt völlig unnatürlich sind. Und in dieser Absicht sagt Pope vom Shakespear, daß man letztern beschimpfe wenn man ihn einen Maler der Natur nenne, da er vielmehr ein Schöpfer neuer Urbilder gewesen *). Aber wiederum zum Text! Kluge Leser werden schon merken, warum ich diesen Einwurf in fremdem Namen vorgebaut habe.

Nach=

*) His characters are so much nature herself, that it is a sort of injury to call them by so distant a name as copies of her. But every single character in Shakespeare is as much an individual as those in life itself: it is impossible to find any two alike. S. Popens Vorrede zu Shakespears Werken.

Nachdem wir nun solchergestalt dargethan haben, daß noch mehrere als die bisher bekannten Arten der komischen Schauspiele möglich, und nicht gleich unnatürlich sind, wenn sie schon nicht zu dieser Schöpfung gehören: so sollten wir nunmehr billig zu dem andern Hauptabschnitte unsrer Rede übergehen, und mit gleicher Gründlichkeit den unterscheidenden Charakter unserer theatralischen Vorstellungen oder Harlekinaden zeigen. Allein ehe und bevor wir zu diesem wichtigen Werke schreiten, muß ich aus Vorsicht, und damit Niemand an dem Nutzen desselben zweifeln möge, von meinen Lesern eine Probe ihrer Freymüthigkeit fordern, welche sie mir aus Dankbarkeit für mein öffentliches Vertrauen schuldig sind. Diese soll darin bestehen, daß sie ihrem Verstande, ohne daß ich es höre, ganz ins geheim beichten, wie es nur selten, oder doch nicht oft, wenigstens nicht allemal eine Neigung zur Besserung sey, welche sie der Schaubühne zuführt. Wir müssen zwar, meine Herren Collegen sowohl als ich, vor einigen Leuten welche uns einen Platz auf dem geweihten Kirchhofe versagen, und die auch noch im Sarge liebenswürdige Le Couvreur aus aller Gemeinschaft der Rechtgläubigen verbannen, in allen unsern gedruckten Vorreden behaupten, daß die Besserung der Sitten unsre Hauptabsicht sey. Es ist uns auch wirklich damit gelungen, daß viele von unsern Widersachern theils mit der Versuchung, theils mit den Schauspielerinnen in ein näheres Verständniß gerathen, und unter dem Vorwand einer ihnen wirklich sehr nöthigen Besserung *) selbst

*) Wenn das Beyurtheil des Parlaments zu Rennes, wodurch die Väter der Gesellschaft J . . . zu öffentlichen Komödianten erklärt sind, erst durch ein Endurtheil bestätiget seyn wird: so kann ich noch ein mehreres sagen. S. La Gazette eccles. de France de 1757.

selbst vor unsrer Bühne erschienen sind, besonders seitdem das Frauenzimmer einen Arbeitsbeutel mitbringen *), und sein zartes Gewissen damit beruhigen können. Allein wenn man, nach meinem Beyspiel, mit der Wahrheit hervorgehen will: so wird Jeder für sich selbst gestehen müssen, daß die Begierde, sich aufzumuntern und zu ergetzen — ich darf gegen den traurigen Young nicht sagen, eine leere Stunde hinzubringen — die meisten Zuschauer herzuführen pflege.

Ich sehe auch eben nicht, was gegen einen so nöthigen und nützlichen Bewegungsgrund mit Bestande zu erinnern seyn möchte. Wir lieben den Tanz, nicht um unsre Sitten zu bessern, auch wohl immer nicht, um unsern Körper zu bewegen, wie manches junge Herz seinen Verstand gern bereden möchte. Wir hören eine lustige Musik nicht, weil Graun und Pergolesi unsre Herzen bekehren. Nein, wir suchen bloß uns zu besänftigen, zu beruhigen, zu erheitern, und den ermüdeten Geist zu ernsthaftern Pflichten zu bereiten. Selbst das so hochgerühmte Trauerspiel, worin allein die Großen der Erde sich vor dem Schicksal der Niedrigen bücken, schmeichelt unsrer Eigenliebe mehr als es sie bessert; und oft sind solche Gährungen in einem Staatskörper, wobey es gefährlich ist die Majestät nach der poetischen Gerechtigkeit zu bestrafen, oder Schrecken und Mitleiden in solche Herzen zu gießen, welche der Pächter oder Kriegeskommissarius auf eine weit nachdrücklichere Art zum Bluten bringt. Ist es nun aber hier erlaubt, bloß um die heilsame Arzney des Vergnügens zu genießen, und ohne daß der Nutzen den Vor-

*) Es ist dieses nunmehr auch in den Wochenpredigten zu Paris erlaubt.

Vorreihen führt, sich bisweilen dem Tanze oder der Musik zu überlassen, und ein schönes Gemälde zu lieben: so sehe ich gar nicht ein, warum es mir allein verdacht werden wolle, daß ich das Vergnügen meines Nächsten zu meiner Hauptabsicht erwählt habe. Mich dünkt, die Freude müsse allezeit in einer Welt willkommen seyn, worin nach der Rechnung einiger Algebraisten die Masse des Bösen gegen das Gute wie maximum: minimum steht. Und wer nur einigermaßen bedenkt, wie viel dem Staat daran gelegen, daß ich einen hypochondrischen Minister zu geduldiger Anhörung der Unschuld bewege, einen bedrängten Unterthan in seiner Last ermuntere, eine verdrüßliche Landschaft zu Einwilligung neuer Auflagen bereite, und überhaupt ein wildes Gemüth besänftige, ein niedergeschlagenes erhebe, ein ermüdetes von neuem begeistre, und die erschlaffte Hand eines Autors zu neuen Unternehmungen stärke; der wird handgreiflich finden, daß eine alte Operistinn in der Hofkapelle *), wo sie die Gemüther zur Andacht vorbereiten soll, in ihrer Art lange dasjenige nicht leisten könne, was ich bisher mit allgemeinem Beyfall aller hohen und niedrigen Standespersonen geleistet habe. Ich, und sonst Niemand, kann mich rühmen, daß mehrere Menschen vergnügter von meinem, als jenes Kaisers, Angesicht weggegangen. Und wenn ich meine Sache nach der neuesten Art führen wollte: so könnte ich mit gutem Grunde behaupten, daß ich zur Bevölkerung des Landes mehr als alle unsre Schriftsteller, den Marquis de Mirabeau nicht ausgenom-

 men,

*) Ich nehme die Hofkapelle von Paraguay aus, wo die Einwohner ihre Bekehrung mit einem Tanze angefangen. S. Hist. du Paraguay par le R. P. de Charlevoix.

men, beygetragen, und Ehemänner aufgemuntert hätte welche sonst nach ihren Geschäften aus den tiefsten Gedanken in den tiefsten Schlaf verfielen, indem ich ihre erfrornen Sinne zu neuer Lebhaftigkeit erwärmt, ihre Empfindungen gestärkt, und die zu einem todten Schlaf gewöhnten Glieder zu rühmlicher Verwegenheit begeistert habe, wie meine nach Standesgebühr Allerhöchst- Höchst- und Hochzuehrende Zuschauerinnen, welche, wie die Aurora *) des Herrn von Moncrif, ihre unter dem Beding nicht zu küssen wieder erlangte Jugend so gern und so geschwind verscherzt, mir selbst bezeugen werden.

Ich weiß nicht, ob die weinenden Prinzessinnen, die Helden welche sich so erbärmlich tödten, und andre schöne Grausamkeiten, mir in diesem Stück an die Seite gesetzt werden können; wenigstens kenne ich sehr viele, die das lange Gerippe des Trauerspiels, welches nie seine Gestalten sondern nur seine Trachten verändert, mit einem schläfrigen Ekel angesehen, und den Augenblick mit Ungeduld erwartet haben, worin dieses Gespenst durch mich von der Bühne vertrieben worden. So viel aber ist gewiß, daß meine Spiele und Vorstellungen, welche von mir und meiner Familie, wovon ich nur die Herren Dominique und Gehardi nennen will, geschehen, allemal ein kräftiges und wohlthätiges Lachen erweckt, und manchen Geist welcher ganz

*) Aurora und Titon hatten ihre Jugend unter der Bedingung wieder erhalten, daß ihnen jeder Kuß fünf Jahre kosten sollte. Sie küßten sich darauf einmal, und wurden fünf Jahr älter; die folgende Nacht verloren sie zehn Jahr; und endlich, wenn es wahr ist, die folgende, fünf und funfzig. Glückliche Aurora!

ganz eingerostet war, in eine gemeinnützige Bewegung gebracht haben. Wenn ich also nach meiner gewöhnlichen Unpartheylichkeit urtheilen soll: so müssen junge, verliebte, andächtige Heloisen, und andre Personen, zur Zeit wo ihnen eine sanfte angenehme Rührung willkommen ist, das Trauerspiel besuchen; wer sich in einer zur Freude ohnehin ziemlich geneigten Gemüthsverfassung findet, der wird am besten thun sich die Molierischen Komödien zu erwählen; und diejenigen welche heute den Ton der guten Gesellschaft zu hören wünschen, mögen ihre moralische Seele an dem rührenden Lustspiel weiden.

Allein, nun ist noch eine nicht unfruchtbare Art menschlicher Geschöpfe übrig, welche in ihren besten Augenblicken nach meiner Hülfe lechzen. Auch die strengsten Richter werden nicht leugnen, daß sie bisweilen Stunden haben worin sie nicht denken, nicht lesen, und so zu sagen nichts empfinden können, was nicht mit Händen gefühlt werden kann. Es sind Stunden, wo das so sehr gerühmte weise Lächeln unmöglich ist, wo ein allgemeiner Druck von Schwermuth den trägen Körper belastet, und die göttliche Phyllis mit ihren entzückenden Bewillkommungen den steifen Muskeln kaum eine kaltsinnige Höflichkeit auspreßt. Der ermüdete Gelehrte gähnet in seiner Abendstunde, und das junge Herrchen fühlt schon kein Vergnügen mehr die Gefangenschaft des Königs in der tapezierten Mausefalle *) zu lesen; der überlaufene Staatsminister seufzt nach einer Erlösung; und die von einer schweren Mahlzeit aufgehobene Freyfrau ist unschlüssig, ob sie spielen oder in die Komödie gehen will, weil die Fehler ihres Näch-

*) Ah quel Conte! und noch einmal Ah quel Conte! de Mr. *Crebillon* fils.

sten die vom Plaudern geschwollne Zunge nicht mehr bewegen können. Die Säure hat sich aus dem fürstlichen Magen in die Gegenden des Kopfs gezogen, und die geplagten Hofleute haben ihre schlüpfrigen Erzählungen nach alphabetischer Ordnung erschöpft; der Hofnarr, oder vielmehr der Hausherr, welcher dessen Rolle seit einiger Zeit übernommen, käuet am Zahnstocher, und lobt die Morgenländer, welche ihre Gesellschaft bey Tische mit nackten Gauklerinnen unterhielten, um die gute Verdauung nicht durch ernsthafte Gedanken zu unterbrechen. Solche Menschen, und überhaupt die große Menge der menschlichen Gesichter, deren Frühling oft nur ein Gähnen ist, hat die weise und auf Alles bedachte Natur meiner Fürsorge empfohlen. Sie hat mir aufgetragen, den Schlummer der letzten zu vertheilen, ihre Säfte zu verdünnen, ihre Drüsen zu erweichen, und sie wenigstens alle Tage eine Minute dahin zu bringen, sich ihres Berufs in der Welt erinnern zu können. Man denke nicht, daß dieses auch wohl durch gelindere Mittel erhalten werden könne. Das Gehirn dieser Leute ist mit einem zähen Schleim umgeben, und Herr Monnet *) würde gewiß seine mannfesten Freunde aus England verschreiben müssen, wenn er ihre Aufmerksamkeit erwecken wollte.

Es heißt zwar, die Seele des Weisen lächelt, und der Körper des Narren stürmt ein Gelächter. Allein vielleicht ist diese Unterdrückung der guten Natur ein bloßer

*) S. *Fréron* Lettres sur les écrits de ce tems, T. II. p. 272. Herr Monnet gab Gelegenheit zu den komischen Unruhen in England, und seine Freunde bemühten sich vergebens, ihm den Beyfall der patriotischen Britten mit Schlägen zu erwerben.

bloßer Modezwang *). Vielleicht wäre dem Weisen auch bisweilen ein offenherziges Lachen heilsam. Vielleicht lächelte seine Seele einmal darüber, daß ich seinen phlegmatischen Bauch erschüttert hätte. Vielleicht wünscht er die seltene Gelegenheit, einmal aus erweiterter Kehle zu lachen. Vielleicht setzt man mich aber auch daher in die Klasse der possierlichen Figuren, der Pagoden, Meerkätzchen, Kammerjungfern und andern lächerlichen Gruppen, welche weiter kein Verdienst haben, als daß sie zum Lachen reizen. Allein, es gehört wahrlich eine mühsame Ueberlegung dazu, die rechten Züge und Töne zu erfinden wodurch die gelähmten und erstarrten Nerven eines Körpers erschüttert werden können. Jeder Musikus ergetzt durch Töne. Darum aber gehöret ein Luigi, ein Buononcini, ein Charissimi, ein Locatelli nicht in die Klasse der Crowder **). Es ist eine große Wissenschaft, die wahren Stellungen wodurch ein gutes Lachen erweckt wird, zu erfinden. Ein geschickter Componist kennet die Töne, welche am meisten rühren. Er wählt solche nach seinen Absichten, und wir fühlen daß einige Töne, vielleicht diejenigen so mit unsern Nerven einstimmig sind, ein angenehmes Zittern in denselben erregen, ja wohl gar sie auf eine nützliche Weise reizen, trocknen, stärken ***)

 und

*) *Trublet* ist dieser Meynung. S. dessen Essais Tom. II.

**) I' th' Head of all this warlike Rabble
Crowdero march'd expert and able.
oder:
Croder de son violon jouant vaille qui vaille,
Conduisoit au combat la guerriére canaille.
Hudibr. Ch. II, v. 105.

***) Man kann hierüber weiter nachsehen: Les réveries militaires.

und lebhafter machen. Man sehe die mechanischen Wirkungen der Stellungen und Gemälde an. Ein Kind lacht, wenn man ihm zulacht; ja Ludewig der XIV. that noch ein mehreres, als ihn der hierdurch allein unsterbliche Fiurilli*) auf seinen Arm nahm. Wolf, dieser auf eine andere Art verewigte Weltweise, erhielt in einer sehr ernsthaften Gesellschaft den unvergleichlichen Kupferstich des la Metrie. So wie er aus einer Hand in die andre ging, entfalteten sich die heiligsten Gesichtsrunzeln. Und wer ein Gemälde ansieht, der wird bemerken daß die Tiefe der Ausmalungen das Auge verkleinere, die Pracht solches vergrößere, und freudige Stellungen eine heitere Aufklärung in dem Gemüthe des Zuschauers hervorbringen.

Da ich nun sowohl den Augen als den Ohren malen, und so zu sagen einer verbuhlten Schöne gleichen muß, welche ihren Verstand, ihre Religion, ihre Stimme, ja alle Wendungen ihres Körpers in besondere Reizungen verwandelt: so wird man aus obigen Erfahrungen, welche die höhnischen Gelehrten vielleicht ein Galimathias nennen werden, zum voraus leicht errathen, daß ich mich sowohl über den Tonkünstler als über den Maler erheben, und meine Panacee für die Königinn aller Panaceen ausrufen werde. Und gewiß, wenn der Abt Venuti**) dem Verdienste, nachdem es 5709 Jahr seit Erschaffung der Welt zu Fuße gegan-

*) Ludewig der XIV. war damal ein Jahr alt; und wie ihn Fiurilli eine von seinen grotesken Mienen sehen ließ, so lachte er, und that was solche Kinder wohl mehr thun. Histoire de l' ancien théatre Italien par Mr. *Parfaits*.

**) In seinem Triumpho litterario.

gegangen, nicht endlich einen Staatswagen geliehen: so wäre ich versichert, dergleichen für mich allein, und zwar in Paris, für 120 Pfund monatlich zu erhalten.

Damit aber meine allerseits Hochzuehrende Leser bey so langweiligen Vordersätzen nicht ohne Schluß bleiben mögen: so will ich aus obigen in der Physik und Metaphysik des menschlichen Herzens augenscheinlich gegründeten Wahrheiten nur noch diese Folge ziehen, daß mein Beruf in der besten komischen Welt schon rechtmäßig seyn würde, wenn ich durch meine Vorstellungen auch nur allein den kranken Theil des menschlichen Geschlechts erwecken könnte, ihr unangenehmes Selbst einer einzigen Betrachtung zu würdigen. Allein ich kann auch auf mein ehrliches Gesicht versichern, daß ich mir die Besserung der Sitten etwas mehr als beyläufig angelegen seyn lasse, und zu diesem wichtigen Zwecke auf einem eigenen Wege gelange. Wir werden dieses nunmehr in dem folgenden andern Hauptabschnitte unsrer Vertheidigung zeigen. Denn, nachdem ich solchergestalt in einem kurzen Vortrabe den Nutzen meiner Vorstellungen bereits in etwas gewiesen: so hoffe ich einiges Recht zu haben meine Sache in ihrer Ordnung fortführen zu dürfen.

Dasjenige was man in der Malerey Karikatur nennt, und welches in einer Uebertreibung der Gestalten besteht, ist eigentlich die Art, wie ich die Sitten der Menschen schildre. So gut nun jene Gemälde ihre eignen Regeln und Vollkommenheiten haben, eben so gut sind auch meine Gemälde der Thorheiten einer eignen Vollkommenheit fähig; ja ich getraue mir zu behaupten, daß die Karikatur, in so weit sie die schöne Natur übertreibt, in ihrer Art unvollkommener als die

meinige sey, weil der moralische Mensch geschickter dazu ist als der natürliche. Kann inzwischen der gemalte Riese das Auge des Zuschauers vergnügen: so ist nichts gewisser, als daß eine moralische Schilderung desselben ein gleiches Recht habe; und der Nutzen ist, daß Menschen welche sich in einer ziemlichen Entfernung von der Wahrheit befinden, durch Vergrößerung der Gestalten zu einem deutlichern Gesichtspunkt gelangen müssen. Sind aber nicht alle diejenigen von der Wahrheit entfernt, die entweder aus Dummheit, oder einer verschuldeten Trägheit, das feine Salz der Satyre nicht empfinden, und gleichsam auf der Zunge gebrandmarkt werden müssen wofern sie zu einer lebhaften Empfindung gelangen sollen? Wird nicht oft die Dorfgemeine von eben dem Redner eingeschläfert, welcher die Hofkapelle entzückt *)? Wirft nicht Dryden den Franzosen vor, daß sie aus gar zu ängstlicher Beobachtung des Regelmäßigen den größten Haufen der Zuschauer zur baldigen Ruhe bereiten? Wenn nun an jenen Geschöpfen kein Mangel ist, wenn ganze Nationen und Gemeinen in ihrem Geschmacke so verschieden sind: so rechtfertigt sich dadurch die Art meiner Sittenmalerey, da ich kleine Narren in Riesengestalten, und königliche Thoren in chinesischer Miniatur auf die Bühne zur Schau bringe, damit letztere auch von den Kurzsichtigen in der Nähe betrachtet werden können.

Herr

*) Dem berühmten Young wiederfuhr indeß das Gegentheil. Da er einst zu St. James predigte, konnte er, aller seiner Bemühungen ungeachtet, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nicht rege machen. Seine Betrübniß übernahm ihn so sehr, daß er allen Wohlstand vergaß, sich auf der Kanzel niedersetzte, und in einen Strom von Thränen ausbrach. S. Vniversal Museum. May, 1756.

Herr Lessing, ein Mann der Einsicht genug besitzt um dermaleinst mein Lobredner zu werden, würde mir vielleicht hier einwenden, daß die Uebertreibung der Gestalten ein sichres Mittel sey seinen Endzweck zu verfehlen, indem die Zuschauer dadurch nur verführt würden zu glauben, daß sie weit über das ausschweifende Lächerliche der Thorheit erhaben wären *).

Allein meine gelehrten Feinde urtheilen hier abermals nach ihrer gebesserten Empfindung, und denken nicht, daß Mancher einen Geruch kaum empfinde, welcher dem Andern schon die schwersten Kopfschmerzen verursacht; sie erwägen nicht, daß es hinter ihnen noch ansehnliche Klassen von Thoren gebe, für deren Empfindungen sie nicht bürgen können. Ich habe es selbst erlebt, wie ich mich in einem bekannten Stücke durch ein Per li per la unsichtbar machen konnte, zum Schein aber dieses Wort vergessen hatte, und darüber in meiner sichtbaren Gestalt eine lustige Tracht Schläge empfing, welche mich zu einem erbärmlichen Geschrey bewog; daß ein deutscher Prinz, dem mein Geschrey im Ernst zu Herzen ging, mir im vollen Eifer zurief: Um Gotteswillen, so sagt doch: Per li! Ich habe es erlebt, wie der Canut des deutschen Racine **) vorgestellt

*) Herr Lessing hat mich in seiner Dramaturgie aufgefordert, ihm diese Vermuthung zu erweisen. Ich kann aber weiter nichts sagen, als daß ich etwas das mich zu dieser Vermuthung berechtigte, in den von ihm mit beförderten Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, wovon im J. 1750 vier Stücke zum Vorschein kamen, gelesen zu haben glaubte; beym Nachschlagen finde ich aber, daß ich mich geirret habe. Anm. zur zweyt. Ausg.

**) Joh. Elias Schlegel. A. d. Herausg.

stellt wurde, und die Scene kam worin Estrithe ihren Bruder um die Verhinderung eines immittelst zwischen ihrem Gemahl und Godewin vorgehenden Zweykampfs bat, aber in 20 der schönsten Verse die Abscheulichkeit dieser unbefugten Entscheidung vorstellte; daß ein bewegter Fleischer in voller Angst ausrief: Ich wollte, daß der Donner in das Geschwätz schlüge, sie stechen sich ja immittelst funfzigmal todt *)!

Man wird mir zugeben, daß die fürstliche Einfalt und die Einsicht des Fleischers, beide nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit nicht zu vermuthen waren. Indem aber doch Fürsten und Fleischer solche lucida intervalla, wie ein alter Lehrer ein ehrlicher Rechtsgelehrter es nannte, haben können; so glaube ich, meine Vermuthung noch etwas weiter erstrecken zu dürfen. Ich kenne viele Männer, die mit ihrer Zunge nur Handarbeiten verrichten. Diese haben mir oft gesagt, daß sie sich von keiner Regel eines allgemeinen Geschmacks überzeugen könnten. Die Uebertreibung der Gestalten kann also wohl eben durch einen allgemeinen Satz nicht verworfen werden.

Meine

*) Ein ähnlicher Vorfall trug sich in London bey der Vorstellung des Grafen von Essex zu. Der Graf hatte der Gräfinn von Nottingham einen Ring anvertrauet den sie der Königinn Elisabeth einhändigen sollte, und von der Auslieferung dieses Ringes hing sein Leben ab. Aus Eifersucht aber hatte sie sich entschlossen, ihn nicht abzugeben. Die Königinn, welche das Leben des Grafen zu erhalten wünschte, fragte sie mehrmals hinter einander, ob sie nicht einen Ring von dem Grafen bekommen hätte? und als sie es immer leugnete, rief endlich ein Schiffer, voll Mitleidens und edlen Unwillens, von der Gallerie: Bey Gott, sie lügt, die Canaille! ich sah es, wie sie ihn in ihren Busen steckte.

Meine Art der Uebertreibung ist aber doch so fruchtlos nicht, wie meine Herren Gegner behaupten. Ich traf vor einigen Tagen meine alte ehrliche Colombine beym Nachttische vor ihrem Hohlspiegel an. Ich erschrack, wie ich ihr über die Schulter in den ärgerlichen Spiegel sah. Jede Runzel erschien in demselben wie eine frisch gepflügte Furche, jeder Sommerfleck war ein rechtes Brandmaal, die ganze Haut ihres Gesichts schien verschimmelt und zotticht zu seyn. Meine Colombine, welche ihre Gestalt hier gleichsam auf eben die Art vorgestellt fand, wie ich die Thorheiten meines Nebenmenschen zu schildern pflege, versäumte aber keinen Augenblick zu ihrer Besserung, und schminkte sich aufs schönste. Nun hätte ich zwar lieber gesehen, daß sie ihre ganze Haut gesprengt und eine neue zugeleget hätte; da aber diese heroische Handlung mit gar zu vieler Gefahr für mich verknüpfet war, so verachtete ich auch die Wirkung des Hohlspiegels nicht: und werde von meinen Hochgeehrtesten Zuschauern, welche ihre scheußliche Gestalt in meinem moralischen Hohlspiegel erblicken, eben so wenig die Sprengung ihrer Haut fordern, sondern zufrieden seyn wenn sie bloß die Entdeckung gemacht haben, welche alle gesittete Frauenzimmer auf die Art meiner Colombine zu machen pflegen.

Gleichwie aber die Uebertreibung der Gestalten an und für sich allein nicht hinlänglich ist, zu vergnügen und zu bessern, wofern nicht zugleich nach Anleitung des Hogarth dabey gezeigt wird, wie selbige von der wahren Wellenlinie der Schönheit abweichen: also habe ich mich von Jugend auf darauf beflissen, diese Abweichung besonders auszubilden. Und daraus ist die wahre Art meiner grotesken Karikaturmalerey entstanden.

Ich

Ich hätte hier gute Gelegenheit, den Herren Gelehrten meine Geschicklichkeit anzupreisen, und ihnen zu zeigen, wie glücklich ihre Gestalt zu übertreiben und zu treffen sey. Ich will aber mit gutem Bedacht nur meinen Capitano anführen. Seine dicken Pausbacken strotzen ihm von Winde; seine lange Nase stürmt; seine Augen werfen Feuerkugeln; die Borsten seiner Augenbraunen spießen eine kleine Armee; seine Stimme donnert; und wohin er tritt, da springt eine Mine. In dieser grotesken Karikatur wird nun zwar keiner von unsern artigen Kriegsleuten seine süße Miene erkennen, sich aber doch auch wohl hüten in einige heimliche Aehnlichkeit mit meinem Herrn Capitano zu verfallen; wenigstens vergnügt darüber lachen, und des andern Morgens froh seyn, daß er bey mir einen Abend ohne Spiel und ohne Verlust zugebracht: wovon ihn vielleicht keine Oper abgehalten hätte, wenn es wahr ist daß sie ein Pranger sey, woran man seine Ohren heftet, um den Kopf zur Schau zu stellen.

Damit ich hier keinen Vorwurf bekomme, so will ich nochmals anführen, daß, so wie die groteske Malerey an keinem Hauptgebäude leicht Platz findet, also auch ich mit meinen Gemälden nur ein Nebenzimmer auf der Bühne verlange. Der Geschmack des Schiefen, oder der sogenannte gout baroc, ist gewiß sonderbar schön, gehört aber nicht in Tempel und andre dauerhafte Werke, welche die Ewigkeit erreichen sollen. Nur ein Bartas, le Prince des Poetes François, wie er genannt wird *), ist im Stande die Größe der Schöpfung in burleske Verse zu bringen; und ein Thor, die heil. Dreyfaltigkeit im Geschmack des Watteau zu fordern **). Ich aber werde mir nie einfallen lassen, die

*) La Semaine de Bartas.
**) Temple du gout, par Voltaire.

die erhabnen Gemälde eines Corneille oder Racine aus ihren prächtigen Sälen zu verdrängen. Allein, ein Schuster von Teniers, ein Federschneider von Douw, und die Figuren von Calot, hangen zwar nicht bey einem Jüngstengerichte von Michel Angelo; sie werden aber doch bewundert. Selbst die kleine Groteskenart der Chineser macht ein Gartenzimmer reizend; und Kenner bewundern den Geschmack eines Fürsten, welcher dergleichen, nicht in einem Winterpallaste, aber mit desto größerem Rechte in einem ganzen Lustgebäude anzubringen gewußt, und das Dach in einen chinesischen Sonnenschirm verwandelt hat. Nicht alle Meister denken von ihrer Kunst so bescheiden; und alle Kabinetter sind nicht mit gleicher Wahl geordnet. Sonst würde man nicht, in einem der vornehmsten, die Herzoge in marmornen Perüken unter die Brustbilder der römischen Helden gestellt haben. Eine gothische Prälatenmütze auf Cäsars Haupte würde keinen so guten Contrast geben. — Doch wiederum zur Sache! Ich schweife nach meiner Gewohnheit immer aus, und vergesse daß ich mich selbst, und keinen Autor vorzustellen habe.

Ich habe gesagt, daß es meine eigne Art zu malen sey, die moralischen Gestalten, und besonders ihre Auswüchse, zu übertreiben, und daraus groteske-komische Gemälde zu verfertigen. Die Erfahrung könnte mir hier die Gewähr leisten, daß ich solchergestalt eine vollkommne und besondre Art des Lächerlichen zur Bühne bringe, wenn ich es nicht auch zugleich nach Gründen erweisen könnte. Dasjenige worüber gelacht wird, was lächerlich und lachenswerth ist, hat sich zwar bisher noch nicht genau bestimmen lassen; weil, nach dem unterschiedenen Geschmack der Menschen, Mancher über dasjenige weint, worüber der Andre aus vollem Halse

lacht:

lacht. Aristoteles, dieser große Meister in allen Wissenschaften, welcher manchen Gedanken weggeworfen worauf nachher Andre ganze Systeme gebauet, glaubt, der Uebelstand ohne Schmerz würde den ganzen weiten Umfang des Lächerlichen erschöpfen; und so oft ich an den Staatsminister *) denke, welcher durch seinen am unrechten Orte ausgehängten Hemdzipfel den königlichen Staatsrath mitten in seinen Berathschlagungen über das Wohl Europens zum Lachen bewog, so bin ich fast bereit ihm Recht zu geben. Denn dieser Hemdzipfel war ein gewisser Uebelstand ohne Schmerz. Allein ich finde doch bey einer genauern Prüfung, welche Cicero bereits angestellt, eben nicht, daß dieser Satz hinreichend sey die ganze Lehre des Lächerlichen daraus abzuleiten. Denn nach meiner Logik heißt es: Omne principium debet esse unicum, adaequatum et universale. Die Größe ohne Stärke scheint mir ein weit fruchtbarerer Stamm zu seyn; wenigstens ist mir noch nichts Lächerliches begegnet, wozu ich nicht den zureichenden Grund in diesem A gefunden. Ein Mann fällt zur Erde, und neben ihm stürzt ein Kind. Man lacht über den ersten, weil man seiner Größe Stärke genug zutraute um sich vor dem Fall zu bewahren; letzteres im Gegentheil erweckt Mitleid. Mikromegas, dieses Ungeheuer in der übertriebnen Art, ist nicht lächerlich, weil er eine seiner Größe angemessene Stärke besitzt. Allein, die durch seine Gegenwart geschwächten Größen, die gedemüthigten Alexander und Newtons, reizen zum Lachen.

Gesetzt nun, daß dieser Begriff des Lächerlichen seine Richtigkeit habe, wie ich fast vermuthe, da im Gegen-

*) Popens Brief an Herrn Cromwell vom 30 Dec. 1710, im 4ten Theil seiner Werke.

Gegensatz alles Ernsthafte stark und groß ist, und selbst die Wellenlinie der Schönheit sich so wenig als immer möglich von der geraden entfernt, mithin von der Stärke ihr wahres Ansehen empfängt: so ist eben meine Karikaturmalerey die höchste Vorstellung des Lächerlichen, indem ich die Gestalt vergrößere, und die innere Seele oder Stärke dieser Gestalt aufs möglichste vermindere. Der mannhafte Ritter bey dem ersten Karikaturmaler, dem Cervantes, ist ein ausgehöhlter Körper; welcher Größe zeigt und Stärke lügt, und dennoch, nach dem Endurtheil des St. Evremont, ist er der rechte Arzt schwermüthiger Seelen. Seine bloße Miene, wie sie Picard und Coypel der Ewigkeit überliefert, hebt eine phlegmatische Lippe. Und Ninon, dieses originale Mädchen, welchem die Laster zum Verdienst gerechnet wurden, sah den gefrornen Schaum, ich will sagen die betrügerische Gestalt des Marquis von Sevigni, niemals ohne Lächeln; denn es war eine Größe ohne Stärke.

Ich glaube, daß der Helm des Ritters und mein Schwert im Anfange der Schöpfung nicht weit von einander gelegen. Wenigstens hat mir die Stimme des Volks, oder der Natur, worauf Moliere und Pope das Urtheil des guten Geschmacks in komischen Werken ankommen lassen, gar oft zu erkennen gegeben, daß meine bloße Figur ihr Zwerchfell erschüttert habe. Wenn ich also Könige, Philosophen, Dichter und Helden durch meine groteske Figur vorstelle: so müssen solche, nach den Regeln, so lächerlich als möglich werden; ihre Thorheiten müssen Pausbacken, und ihre Fehler Bocksfüße bekommen, um so recht im Vertrauen und mit aller Bequemlichkeit des Geistes besehen und belacht zu werden.

Was ich aber billig als ein Geheimniß meiner Familie bewahren sollte, ist dieses, daß ich in allen meinen Ausbildungen den Anstand einer Dummheit behalte. Dieser Anstand, oder das wahre Goffo, welches die Franzosen durch naif nur halb ausdrücken, schattirt alle meine Gemälde, und rettet meinen Rücken. Ein Mann, der das Unglück hat Verstand zu besitzen, und solchen fein auszudrücken, wird allemal wohl thun, fürstlicher Thorheiten zu schonen. Und wenn ein andrer als Sancho dem Herrn Baccalaureus das Räthsel vom Esel aufgelöset hätte: so würde es ohne Empfindung nicht abgegangen seyn. Alle meine Mitbrüder in der höhern Klasse des Komischen hingegen müssen diese Klugheit beobachten. Ich aber, mit dem Anstande meiner Einfalt, kann die höchsten und niedrigsten Fehler, so lange ich keine Bosheit blicken lasse, kühn aufdecken, ohne die Empfindung des Getroffenen zu verbittern. Er wird sich schämen sich von einem Narren beleidigt zu halten, und doch das Seinige daraus nehmen; eben wie der Gelehrte das Lob eines kleinen Geistes verachtet, und es doch heimlich mit zu seinem allgemeinen Beyfall rechnet. Dumme Leute loben nach Empfindung, Kluge nach Absichten; und im Zweifel muß man beides zu seinem Vortheil annehmen.

Ich weiß nicht, ob es mir allein oder Andern auch vorkömmt, der Diener in der Livree, welcher seinen Herrn zum Narren hat, scheint mir nicht wohl ausgedacht zu seyn. Gleichwohl ist in den übrigen komischen Vorstellungen, dieser Diener gemeiniglich der Controlleur der Sitten. In meiner komischen Republik pflege ich eben dieses wichtige Amt selbst zu bekleiden. Allein das Auge des Zuschauers ist gewöhnt, meiner Figur dasjenige zu verzeihen, was dem Lakai mit allem Recht

übel

übel genommen werden kann. Und wenn ich Narr meinen Herrn zum Narren habe: so ist der Zuschauer damit zufrieden, daß ein Narr den andern plage. Dieses ist die Wirkung meiner scheinbaren Dummheit. Ueberhaupt ist die dumme List, oder der Schein derselben, unter allen Vorstellungen die lächerlichste. Denn es ist eine Größe des Vorsatzes ohne Stärke des Geistes: der Schlüssel zu allen komischen Heldengedichten. Die aufrichtige Freude des Skaramusche, da er diejenigen welche ihn derbe geschlagen, um deswillen noch auslacht, daß er sie betrogen und durch seine von mir entlehnte Kleidung zu einem Irrthum in Ansehung der Person verführt habe, ist noch immer ein Meisterstück des Lächerlichen in dieser Art.

Meine Sprache, la goffosissima lingua bergamasca, ist der wahre Ton einer gewissen Einfalt. Und so wie der Capitano ein Neapolitaner, der Dottore ein Bologneser, Valerio ein Römer, und Isabella eine Florentinerinn seyn muß: eben so richtig ist es, daß Bergamo die einzige Gegend in der ganzen Welt sey, welche das vorzügliche Glück hat selbst die Bühnen Ihrer Päpstlichen Heiligkeit mit einem Harlekin aus ihrem Schooße zu versorgen. Es soll sich zwar ein naher Verwandter von mir in Baiern oder im Oestreichischen niedergelassen haben, und eine Nichte der Isabella zu Leipzig befinden; ich weiß aber nicht, ob dermalen noch eheliche Kinder von ihnen daselbst vorhanden. So viel ist jedoch gewiß, daß kein Niedersachse zum Harlekin geboren ist.

Doch es ist Zeit, daß ich zu einem wichtigern Gegenstande schreite. Meine Leser kennen nunmehr mein Geschlecht, meine Person, meinen Gemüthscharakter, meine Art die Sitten zu malen und die Gemüther zu er-

heitern. Allein, wie sieht es um die Ausführung aus? „Wie elend ist das Gemische der Harlekinaden? Ohne Wahl, ohne Ordnung, ohne Einheit, ohne Ton, ohne Absicht . . . . . . Niedrig kriechend, unanständig, possenhaft . . . voller Zoten, liederlicher Anspielungen, ausgestopfter leerer Einfälle, ewiger Sprichwörter . . . ist alles, was wir noch bisher von diesen so hochgerühmten Karikaturgemälden gesehen haben:“ sagen meine unermüdeten Feinde, die Herren Kunstrichter. Die Natur, setzt Mylord Buckingham hinzu, hat allen Menschen ihr Antheil Thorheiten zugetheilt, und keinen Harlekin erschaffen, welcher sich mit der Last aller menschlichen Thorheiten allein beladen sollte.

Allein mit Erlaubniß! wenn meine Leser noch nicht hungrig sind, so werden sie mich auch hören, oder ihr Urtheil so lange verschieben bis sie gegessen haben. Denn ich beurkunde hiermit eigenhändig und öffentlich, daß alle Mißgeburten dieser Art, welche zwey Köpfe und mehrere nicht zusammenpassende Glieder haben, keinesweges von mir abstammen, wenn sie gleich unter meinem Namen die Welt durchstreichen, und sich für Geld zur Schau stellen lassen. So lange es möglich ist, daß meine Stücke die Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit eben so gut, wie andre, behalten können, und dieses wird Keiner der grotesken Malerey absprechen; so lange es möglich ist, daß die grotesken Blößen eine sittsame Verhüllung leiden; und so lange überhaupt die Natur der grotesken Malerey aller Vollkommenheit fähig ist: eben so lange werden jene Einwürfe nicht mich, sondern diejenigen untergeschobenen Flüchtlinge treffen, welche mancher armselige Trauerspieler an Kindesstatt aufgenommen, und in seine Heldengedichte gemischt hat. Hans Wurst der Dreyzehnte, welcher mit Carl

dem XII. die Bühne betritt, ist nie von meiner Familie gewesen, und ich gebiete hiermit allen meinen Nachkommen, sich bey Verlust meines väterlichen Segens alles Umganges mit demselben zu enthalten; ja, ich gehe in meinem Eifer so weit, daß ich hiermit alle diejenigen von meinen Enkeln enterbe, welche sich in einem weinerlichen Lustspiele, oder statt der Musik zwischen den Auftritten des Trauerspiels, gebrauchen lassen, und verdenke es Molieren, daß er einige von meinen grotesken Figuren in seine Vorstellungen nach dem Leben gemischt, und damit die Einheit seines Gemäldes verletzet hat. Der Sohn des Großtürken im Bourgeois gentilhomme, welchen er mir abgeborgt, steht in meinen Gemälden an seiner rechten Stelle, anstatt daß er in dem seinigen gar zu sehr absticht. Terenz hatte seinen Davus; der ungleiche Goldoni wählt in den Vorstellungen des täglichen Haushalts einen Trappola, Rivella, Truffaldino; aber nur alsdann erscheine ich mit Recht, wenn die ganze Schöpfung der Bühne grotesk ist. Der Cardinal Pallavicini hatte meine ganze Familie auf ein Kaminstück malen lassen, die Herren Scapin und Mezzetin stunden daneben, und jedermann bewunderte die Wahl des Gemäldes.

Doch ich muß den Herren Gelehrten gelehrt antworten, und mit ihnen von der Einheit der Gemälde sprechen, wovon sie unter allen am wenigsten verstehen. Ich denke hier nicht an die Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung, welche kein Meister in der Kunst verletzen wird; da man Alles leicht in eine Haupthandlung flechten, die entferntesten Geschichten durch die Erdichtung in einem Zeitpunkt vereinigen, und ohne Verletzung der Re-

geln sich mit der beschwerlichsten Einheit des Orts *) nach Art eines Voltaire vergleichen kann. Ich will auch von der weitläuftigen Einheit der Absicht, wodurch sich fast alle Gemische rechtfertigen lassen, nichts erwähnen. Denn, wenn die Absicht eines Verfassers ist alle Regeln zu verletzen, und er thut es auf eine glückliche Art: so ist sein Werk einig und vollkommen. Im Rizcuansat **) sind alle mögliche Todesarten der tragischen Helden zusammen gehäuft; im Pot de chambre cassé wechselt das Erhabenste mit dem Allerniedrigsten ab; im Quodlibet liegt die Karte beym Cubach. Eine Posse ist Witz ohne Stärke: wer diese Art des Witzes lächerlich machen will, dem erlaubt seine Absicht, solche Possen zu machen, wodurch er diesem Endzweck ein Genüge leistet. Dergleichen Mischmasch ist durch die Einheit der Absicht verbunden, ohne welche ihr Anblick unerträglich seyn würde. Oft macht auch die Natur dergleichen Sprünge in ihren Gemälden; und wenn Jones, nachdem er gegen das Fräulein Western seine erhabenste Zärtlichkeit ausgekramt, gleich darauf mit der ersten Nymphe zu Bette geht: so entsteht daraus kein Fehler wider die vom Horaz angepriesene Einheit des Charakters. Denn Fielding malte keinen Roman-

*) Die Einheit des Orts ist die beschwerlichste unter allen. Im Orest des Herrn von Voltaire stellt die Bühne den Strand des Meeres, ein Holz, einen Tempel, einen Pallast, ein Grabmaal zur Seite, und die Stadt Argos in der Ferne vor. In der Semiramis fängt die dritte Handlung im Kabinet an, und endigt sich im Saale. Der Herr von Voltaire versteht unter der Einheit des Orts eine ganze Stadt, so daß eine Handlung im Kapitol anfangen und sich in einem Hause endigen kann.

**) Ein komisches Italiänisches Stück.

manheld, sondern einen jungen Menschen, dessen Einheit aus einem nicht wunderbaren Gemische bestund.

Die Einheit des Tons, welchen in der Musik fast Jeder kennet, und wodurch das Concerto der Stimmen, der Farben, der Stellungen, der Personen, und kurz, aller zu einem Ganzen versammelten Theile erhalten wird, ist dasjenige, was dem Auge der Kenner nicht entwischt, und zu der wesentlichen Schönheit des Ganzen gehört. Eine nackte Unschuld, welche dasjenige mit der Hand bedeckt worüber ein Zephyr die braunen Locken streuen sollte, sündigt wider die Einheit des Tons. Wenn Corneille aus dem Heroischen ins Natürliche, und Racine aus dem erhabenen Zärtlichen in die menschliche Sprache der Verliebten tritt; wenn Cupidos Glut- und Liebespfeile um Catos stille Größe schwärmen; wenn ein Deutscher das Wort *François* in der Zayre durch Franzos *) übersetzt; wenn eine ungeschminkte Person bey Abend unter geschminkten auf der Bühne erscheint, und solchergestalt den heutigen Cothurn ausziehet; wenn eine einzige Stimme auf der Bühne nicht in das Concerto der übrigen gehört; wenn eine Prinzessinn nicht mit Anstand zürnet, oder ein Hirt im Trauerspiel wie bey seiner Heerde spricht; und was dergleichen Fälle mehr sind, wovon ich hier nur aus jeder Art einen angeführt habe: so fühlt jeder Kenner, daß

*) François hat im Französischen einen Adel den es im Deutschen nicht hat, und muß daher nothwendig in der Zayre durch Franke übersetzt werden, zumal da in der Türkey, wo die Handlung ist, alle Christen Franken heißen, und die Deutschen das von dem Herrn von Voltaire so geschickt mit eingeflochtene Lob der Französischen Nation entbehren können.

daß der Mangel der Einheit des Tons das ganze Gemälde verstelle. Ein großer Meister drohet oft, aus einem Ton in einen ganz fremden überzugehen; allein er besitzt die Kunst, auch das Widrige zu vereinigen, und den Gedanken in einem Largo zu heben, welcher in einem Menuet geschmeidiger und freudiger den geschwinden Händen entschlüpfte. Ein Maler dämpft die verwegensten Farben nach dem allgemeinen Schatten seines Stücks; er bringt einen Hund in Salomons Opferung, setzt ihn aber in eine solche Entfernung, und legt ihm ein solches Erstaunen und so viel Ehrfurcht in die Augen, daß man fast glauben muß, er gehöre mit dazu. Ein Savarey zwingt Löwen und Lämmer zu dem Sitze des Orpheus; und die Macht der Musik erschafft in ihren Augen Entzückung und Frieden. Ja ich kenne einen Trauerspieler, welcher alle seine Prinzessinnen erst nach der Flöte stimmt, um das Concerto zu erhalten, und die Töne der Wörter unter einen Schlüssel zu bringen.

Die Haupteinheit des Stücks, welche Corneille sehr oft einer kühnern Schönheit aufgeopfert, Voltaire aber niemals verletzt, begreift in ihrem weitesten Umfange, und so weit das feineste Gefühl derselben reicht, nicht das mindeste was nicht in meinen Gemälden beobachtet werden könnte. Ich gerathe in eine Art von Entzückung, wenn ich die Harmonie meiner grotesken Schöpfung betrachte. Ich, als die Hauptperson, zeige mich immer mit einem mir eigenen Anstand in der besten Stelle, und sättige das begierige Auge mit lachenden Freuden. Alle meine Mitspieler folgen stufenweise nach mir; und unter denselben findet sich keine einzelne abstechende Schönheit, welche die Aufmerksamkeit auf das Ganze unterbräche, oder für Andre um Verzeihung flehte. Durch mich erhält das ganze Gemälde Leben,

und man sieht daß das Daseyn der Andern von mir, als dem Hauptwesen, abhängt. Die verschiedenen Arten des Lächerlichen schwellen in ihrer Ordnung zu einer vollendeten Karikatur, und die Abstiche sind durch den allgemeinen Schatten zur Genüge gedämpft. Die Herren Mezzetin, Scapin, Trivelin, bilden ganz unterschiedne Abfälle des Lächerlichen, ohne Mißtheile *) zu veranlassen. Meine Colombine, mein Capitano, mein Dottore, vermehren den grotesken Contrast. Ein jedes von meinen Lazzis giebt eine passende Gruppe ab; und kurz, die allgemeine Einheit des Tons fehlt meinen Gemälden nicht.

Was die Wahl meiner Stücke betrifft: so sind zwar sehr viele darunter, welche zu den Einfädelungen, pieces à tiroir, gehören. Allein ich bin erstlich noch nicht überzeugt, daß solche in meiner Art ganz verwerflich sind, indem doch jede theatralische Geschichte im Grunde nur ein Fuhrwerk ist, um seine Lehren und Einfälle zu Markte zu bringen. Gesetzt aber, daß diese Art komischer Vorstellungen nicht nach den aristotelischen Regeln wären: so sehe ich doch nicht ein, warum ich nicht gleichwohl ein Paar groteske Geschöpfe verheirathen, und damit nach dem Beyspiel meiner Mitbrüder die Einheit der Handlung erhalten könnte.

Die Possen, die Anspielungen, die Zweydeutigkeiten, sind Behelfe solcher Bettler welche unter meinem Namen die ehrbare Welt hintergehen, und zugleich einen Beweis abgeben wie vieles ich mir von dem Zuschauer versprechen könne, wenn derselbe sogar dergleichen After-

*) Da man im Deutschen Mißtöne und Mißfarben hat: so glaube ich auch Mißtheile, welche das eigentlich disparate veranlassen, sagen zu können.

tergeburten seines Gelächters würdigt. Ich, und Alles was von unserer Familie ist, wird sich aber nie einen solchen Vorwurf zu Schulden kommen lassen. Es gehen mithin alle obige Anklagen nur wider diejenigen, welche als Gespenster in meiner Gestalt erscheinen.

Wenn dieses aber auch nicht wäre, so glaube ich doch, daß die Art der groteskken Malerey, da solche eine beständige Ausschweifung ist, mehrere Freyheiten als andere komische Stücke habe. Dryden, um das Feld derselben zu erweitern, tadelt, wiewohl mit Unrecht, einen Racine, daß er seine Roxane in dem Tone des Stücks rasen ließe, und dadurch eine Monotonie verursachte. Seiner Meinung nach, wäre die Natur der Leidenschaften überall einerley. Der Wohlstand fiele in den großen Bewegungen weg, und eine rasende Königinn oder ein rasendes Heringsweib wären sich in diesem Augenblicke beide gleich. Der Dichter müsse die Natur malen, wie sie wäre. So wäre die Ophelie im Hamlet gerathen. Und nach diesen Grundsätzen schimpfen Drydens Octavia und Kleopatra trotz einer Prinzessinn vom Holzmarkte. Er rechtfertiget dieses mit dem Exempel des Achilles, welcher in seinem Zorn einem erhitzten Packenträger nichts nachgäbe.

Nun leugne ich zwar nicht, daß der allgemeine Ton des Stücks den Contrast beschwerlicher mache, und deswegen die Hand eines Meisters erfordre, damit aus der Symphonie keine Monotonie werde; ich leugne nicht, daß der großmüthige Stolz eines Gusmann, der großmüthige Haß eines Zamore, die großmüthige Liebe einer Alzire, die großmüthige Dankbarkeit eines Alvarez, da alle Personen in die genaueste Einheit des Tons gestimmt sind, einen langweiligen

Gleich-

Gleichlaut erwecken könne. Allein um deswillen, daß ein kleinerer Geist als Voltaire Fehler begehen könnte, halt' ich Dryden nicht berechtiget die Einheit des Tons zu verwerfen. Die Erziehung dämpfet alle Leidenschaften zu einem eignen Wohlstande, und eine Königinn wird immer erhabner als eine Bäuerinn schimpfen. Die Schaubühne im Trauerspiel ist der Hofsaal, und wer darin den Zutritt hat, von dem wird Anstand, diese Wölkung aller Handlungen, in seinen heftigsten Ausschweifungen vermuthet. Zur Zeit Homers war der Vorsaal eines Königes mehr gemischt, und Prinz Telemach lebte mit dem Kuhhirten vertraut.

Ueberhaupt aber zeugt es von der Größe des Meisters, der immer die Gerichtsbarkeit seiner Kunst erweitert, wenn er alle mögliche Gegenstände in den allgemeinen Gesichtspunkt seines Stücks bringen, und einen Eyerkuchen so heben kann, daß er in einem ernsthaften Heldengedichte kein Mißtheil wird. Dieses sind Meisterzüge; und man gebe Graun alle dem Anschein nach widrige Töne: durch seine Geschicklichkeit wird er sie alle vereinigen, und in einen Hauptton auflösen.

Inzwischen hätte ich doch Lust, mir für meine Wenigkeit die Anmerkung des Dryden zu Nutze zu machen. Denn die groteske Malerey ist dem Sonderbaren günstig; und ein prächtiger König, wenn ich ihn, wie der Maler den Hund zur Opferung, schildre, kann unmöglich zu einem solchen Mißtheil in meinen Gemälden werden, als der Arzt im Sejan des Ben-Johnsons: weil sein Pinsel an weit strengere Regeln als der meinige gebunden ist. Bey mir kann ein Mischmasch verschiedener Naturen zur Noth ein groteskes Quodlibet heißen, und in solcher Art mit durchwischen.

Der

Der gout baroc erfordert zu seiner Vollkommenheit unähnliche Theile. Berrin *) hat vor vierzig Jahren sogar zwey- und dreyköpfige Grotesken, geschwänzte und geflügelte Drachen erfunden, gezeichnet und in Mode gebracht. Garth in seinem Dispensary fällt oft ohne Mittel aus einem Ton in den andern; und vielleicht ist Pope in seinem Lockenraube, wenn er aus dem Komischen in das bloß Satyrische übergeht, von diesem Fehler nicht so frey, als Boileau im Pult: allein eben die Freyheiten der komischen und grotesken Malerey kommen ihnen einigermaßen zustatten. Man würde es aber einem Klopstock nicht verzeihen, wenn er die Liebe der Eidli nur um ein weniges natürlicher gemacht hätte.

Ich könnte hieraus die Folge ziehen, daß die Vermischung unterschiedener Arten in meinen grotesken Gemälden nicht so strenge als in andern verboten wäre. Allein ich will in meinem Satze wie der Divan beharren, und behaupten, daß meine Vorstellungen ihrer eigenen Regeln und Vollkommenheiten eben so fähig sind, als andre Lustspiele; und daß diejenigen von Michel Angelo della scopa **) sind, welche solche nicht besitzen.

In den alten Zeiten erschienen alle Schauspieler verlarvt auf der Bühne, und so herrschte auch in der Wahl

*) Freron Lett. 1. Tom. I. schreibt diesem seinem Landsmann, wie die Franzosen gern thun, die Erfindung dieser Art Grotesken zu. Ich sehe aber nicht, warum? da die Einbildung der Dichter und Romänchenschreiber längst mit dergleichen Geschöpfen angefüllet gewesen.

*) Michel Angelo della ruota war der bekannte große Maler; und die Italiäner nennen einen Pfuscher Michel Angelo della scopa.

Wahl der Kleidung eine gewisse Einheit, weil alle Larven komisch waren. Man vermied dadurch einen entbehrlichen Vertrauten, welchem die Prinzessinn oft nur weiter nichts als ihren Namen zu sagen hat, um sich den Zuschauern bekannt zu machen. Der Charakter eines jeden Schauspielers zeigte sich gleich in seiner Maske *). Meine Colombine aber, welche gern ihr schönes Gesicht zeigen wollte, verließ zuerst diese löbliche Gewohnheit; der Dottore glaubte auch in seiner langen Perücke, wie ein Minister mit dem Fernglase, kennbar genug zu seyn, und der Capitano berief sich auf seine stürmende Miene. Nur ich, obschon alle von meiner Familie sich durch ein gewisses Weiße im Auge von andern Menschen unterscheiden, die Herren Scapin, Mezzetin, Trivelin haben unsre Masken behalten, weil wir so unterschiedne Arten des Lächerlichen ausbilden, welche dem Zuschauer nur durch Hülfe der Malerey ausgedrückt werden können. Mir sieht Jeder

*) Eigentlich gewannen sie dadurch eben das, was man in der Fabel durch die Einführung eines Thiers von bestimmtem Charakter gewinnt. So bald man den Fuchs oder den Hasen nennt, so bedarf es keiner weitern Charakterisirung; und so bald man die alten Larven sah, hatte man einen völlig intuitiven Begriff von der handelnden Person. Die Italiäner und Franzosen agiren mehrentheils mit stehenden Figuren. Arist, Lisette, Isabelle sind stehende Namen, wie Harlekin, Colombine, der Capitano und der Dottore; und so bald sie nur genannt oder gesehen werden, kennt man auch ihren Hauptcharakter. Wir Deutsche hingegen erfinden mehrentheils zu jeder Komödie neue Namen, und verlieren dadurch jenen in der That wichtigen Vortheil. Die Namen der ganzen heidnischen Mythologie geben intuitive Begriffe, und dies ist die Ursache daß wir sie allezeit behalten werden.

Jeder die gute lächerliche Dummheit an, Herr Scapin ist spitzfindig, Mezzetin höhnisch, Trivelin grämlich, Pierrot bäurischlächerlich. Dieser auf der Bühne, ohne eine Reihe charakterisirender Handlungen, einem jeden Zuschauer nicht wohl anders zu entdeckende Contrast, wird durch unsre Masken, Kleidungen, Stellungen, Geberden und Lazzi unterstützt, und die ganze Menge sieht, kennt und belacht uns in demselben Augenblicke. Die Beschuldigung des Mylord Buckingham ist also ungegründet, indem wir die Thorheiten des menschlichen Geschlechts ziemlich vertheilen, und einzelne nicht mehr übernehmen als Mylord *) selbst getragen hat. Allenfalls aber sehe ich nicht ein, warum die Narren in der schimärischen Schöpfung nicht eben so gut ihre eigne Natur haben sollten, wie ihre Urbilder in der wirklichen.

Wenn ich sehr genau gehen wollte, so würde ich mich gar von dem Herrn Scapin, Mezzetin und Trivelin trennen. Denn auch selbst meine Art der komischen Malerey läßt sich in mehrere Zweige vertheilen. Die Franzosen, welche die Arten der Thorheiten am besten bearbeitet haben, fühlen den mächtigen Unterschied zwischen Bouffon, Burlesque und Poissard. Der Verfasser des Philoboussi hat sogar ein heroique poissard erfunden. Und Scapin sowohl, als Mezzetin, sind eigentlich Geschöpfe aus dem Poissardengeschlechte, worin lächerliche Größen dem höhnischen Auge des stolzen Weltweisen gemalet werden.

Der

*) Georg Villiers, Herzog von Buckingham, Verfasser des Lustspiels The Rehearsal, war ein Staatsminister, Goldmacher und Narr, wie Pope in seinem Briefe an Allen Lord Bathurst sagt. Dryden schildert ihn eben so, unter dem Namen Zimri.

Der Abt le Blanc *), welcher England wie ein Reisender die Provinzen nach dem ersten schlechten Wirthshause beurtheilt, verfällt in diese Art der Beschuldigungen bey Gay's Bettlers-Oper und Wicherley's Stücken, und wundert sich, daß ehrliche Leute in Gesellschaft der Bettler und Straßenräuber ein Vergnügen finden können. Mich wundert es aber noch mehr, daß heilige Männer eine gemalte Hölle, und die verschiedenen Ausdrücke der Raserey, des Schreckens und des Jammers mit vergnügter Aufmerksamkeit überschauen können. Ein König steigt zu seiner Erquickung gar gern von seinem Thron herunter, und Jedermann findet eine Art des Vergnügens, bisweilen aus seiner Laufbahn zu schweifen. Man betritt mit dem Gil-Blas des le Sage und der Amalie des Fielding ganz gern die niedrigsten Stufen des menschlichen Lebens, findet sich dort oft als in seiner Heimath, und erholet sich von den prächtigen Geschichten, womit uns die Erdichtung in einem regelmäßigen Tone unterhalten. Das Leben großer Herren ist ein beständiger Roman. Sie sehen das wahre gemeine Leben nie, es sey denn auf der Bühne. Hier kann ein Bauer auftreten, ohne des Oberhofmarschalls Erlaubniß zu haben.

Doch ich sehe, daß mich der Unwille aus meiner Gemüthsfassung gebracht, und zu einem Ernst verleitet habe welchen ich in meinem Leben nur einmal empfunden. Dies war in meiner zartesten Jugend, wie mich mein Vater mit Schlägen zum Grotesken abrichtete, ich auf die Bühne lief und die Zuschauer mit Thränen bat, nur ein einzigmal zu lachen, damit mein Vater besänftigt würde. Seitdem hat meine Einbildung allen sterblichen Wesen

*) Lettres sur les Anglois. T. III.

Wesen ein Paar Hörner oder lange Ohren zugesetzt, um allemal in einer grotesken Welt zu leben.

Es geschicht niemals ohne Ehrfurcht, daß ich an die Apologie der französischen Geistlichkeit denke, wodurch sie die Gewohnheit der jährlichen Narrenfeste gegen das bischöfliche Verbot vom 12 März 1444 zu rechtfertigen sich bemühte *). Die Thorheit, heißt es in diesem ernsthaften Werke, ist dem Menschen gleichsam angeboren, und gewinnt durch diese sanfte und heilige Ergetzung jährlich nur einmal ihren Ausbruch. Frische Weine sprengen das Faß, wenn man ihnen nicht das Spundloch öffnet. Es sey ferne von mir, daß ich eine solche abscheuliche Gewohnheit wie das Narrenfest war, billigen sollte. Allein der Grund der Vertheidigung ist wahrlich aus der menschlichen Natur genommen,

*) *Dict. Encycl.* unter dem Worte: Fêtes des foux. On élisoit dans les Eglies Cathédrales un Evêque ou un Archevêque des foux, et son élection étoit confirmée par beaucoup de bouffonneries qui servoient de sacre. Cet Evêque élû officioit pontificalement et donnoit la bénédiction solemnelle au peuple, devant lequel il portoit la mitre la erosse et même la croix. Dans les églises qui relevoient immédiatement du Pape, on élisoit un Pape des fous, auquel on accordoit les ornemens de la Papauté, afin qu'il put agir et officier solemnellement comme le Saint Pere. Des Pontifes de cette espece étoient accompagnés d' un clergé aussi licentieux. Tous assistoient ce jour là au service divin en habits de mascarade et comédie. Dieses war die heilige und stille Ergetzung. Der Verfasser des Artikels setzt hinzu, daß er noch das Aergerlichste ausgelassen habe.

nommen, und ich fühle in mir selbst, daß die Freude ein Bedürfniß unserer Seelen, und der Trieb dazu eben so gegründet wie der zum Trinken sey. Die weisesten Männer erwarten, bey einer kleinen komischen Erzählung, mit Ungeduld den Schluß zum Lachen. Die Geistlichkeit verlangt ihre fêtes des fous, und die Weltlichen sind sehr zufrieden wenn ich ihnen eine freye Gelegenheit dazu verschaffe. So ist es jederzeit gewesen; nur der Geschmack ist feiner geworden. In allen Heldengedichten wird eine Liebesgeschichte angebracht; Dido und Henriette d' Etrees sind aber ganz anders, wie Aurencide, Dame Polinarde, und die Heldinn von Hug und Wolf Dietrich *). Der Anfang jeder Wissenschaft ist allemal unvollkommen, und mit sehr groben Fehlern gezeichnet gewesen. Wenn denn aber endlich aus den Liebesepisoden eine erhabene Eidli entstan-

*) Meine Leser werden die beiden ersten kennen. Aurencide, die Schwester des Sultans von Persien, schildert sich ihrem Liebhaber folgendergestalt: Regarde s'il y a quelque vice dans mon corps. Mon poil n'est ni dur ni brun, mon teint ni obscur ni roux, ma chair encore moins rude ni salle. Je crois que le tetin ne te semblera mal, ni l' un trop proche de l' autre, le ventre n'est ni ridé ni fletry, les bras sont charnus et les cuisses bien rondes... S. l'Histoire de Palmerin d'Olive, ch. 126. Dame Polinarde ließ ihren Palmerin mit der Strickleiter ins Fenster, und erzählte ihm einen Traum, der sehr schwer zu erfüllen war.

Die Schöne des Hug und Wolf Dietrichs
Die thäte sich aufdecken
Die Jungfrau überall . . . .
Da ward dem Helden reine
Gar teuflischen stahn.

S. das Heldenbuch im andern Theil, p. 423.

entstanden, warum sollte nicht auch noch die groteske Sittenmalerey zu ihrer Vollkommenheit reifen? Und was kann unsere Feinde bewegen, die Beschuldigungen gegen mich zu wiederholen, welche seit undenklichen Jahren nur einen Hanswurst getroffen haben? Das Gassenlied war im Anfange eine gereimte Zote. Nachher hat es ein französischer Prinz zu seiner glücklichsten Beschäftigung gemacht, bis es endlich die Ehre gehabt ein ordentliches Lehrgedicht zu erwecken *).

Dem sey aber wie ihm wolle; so erweckt die allgemeine Uebereinstimmung, worauf Hume die Vielgötterey, und andere den Gegensatz gegründet, eine rechtliche Vermuthung für mich. Ich sehe meinen philosophischen Hörsaal niemals leer, und der selige Herr von Hagedorn, welcher in seinen Ansprüchen auf die Freude so unbillig war daß er von jedem gedruckten Werke wenigstens einen guten Gedanken forderte, versäumte solches selten. Er lachte wie Andre lachen, und antwortete dem spitzmündigen Tadler nicht, welcher sich nach der Ursache seines Lachens erkundigte. Ihm war es genug diese Wohlthat ungekitzelt zu genießen, und seine Augen aufzuklären wenn sie von vielem Lesen erstarrt waren. Er dachte wie van Effen:

> Eh bien soit, voyons l' Opéra!
> De l' humeur dont je suis, tout me divertira.

Die größte und wichtigste Wahrheit ist diese: daß jeder Mensch wechselsweise klug und närrisch ist. Das Mehrere und Wenigere in diesem Gemische entscheidet sein Lob. Der große Staatsminister, welcher den Friedensschluß mit Spanien auf dem geheimsten Theile seiner

*) Le Vaudeville, poème didactique de Mr. *Sédaine*.

ner Geliebten unterschrieb, beförderte nichts destoweniger das Wohl Europens. Ich in meiner Wenigkeit fordre nur eine Stunde aus dem Tage des Weisen. Ich lasse ihm also noch drey und zwanzig zu seinen übrigen Beschäftigungen; und derjenige ist wahrlich weise der nur eine Stunde, nicht verliert, sondern zu seiner nöthigen Ermunterung anwendet. Der Ausspruch strenger Sittenlehrer schreckt mich nicht. Diese mögen immerhin die Castraten vom Fegefeuer freysprechen, und die schönen Sängerinnen dort ihre verlornen Stunden nachholen lassen; ich werde dennoch das Glück der erstern nicht beneiden, und hoffentlich mit meiner Arbeit für das allgemeine Vergnügen die Strafe der letztern nicht verdienen.

Meine Leser werden mir erlauben hier Abschied zu nehmen, weil es nach ihrer Uhr gerade eine Stunde seyn wird, daß ich ihre wichtigen Beschäftigungen unterbrochen habe.

Schreiben
an den Herrn Vicar in Savoyen,
abzugeben
bey Herrn Johann Jacob Rousseau *).

„Wie mancher Vater sagt nicht zu seinem Sohn:
„Junge, geh nicht ins Bordell, du wirst sonst im
„Hospitale sterben! — Gerade dies, und nichts mehr
„hab' ich in dem Briefe sagen wollen. Man thut mir
„also Unrecht, wenn man fordert daß ich andre Gründe
„für die christliche Religion gebrauchen sollen; oder der
„Vater hat auch gesündigt, daß er seinen Sohn nicht
„jedesmal auf das sechste Gebot verwiesen."

* * *

Mein Herr Vicar!

Es ist mir leid, daß Ihr Glaubensbekenntniß, welches Sie so lange zurückgehalten hatten, in solche Hände gefallen, die es sogleich der ganzen Welt bekannt gemacht

*) Dieses Schreiben, datirt: Osnabrück den 2 Novemb. 1762, ward zum zweytenmal zu Bremen bey Cramer 1777 gedruckt, auf 55 Seiten in 8, mit nachstehender kurzen Erklärung des Verfassers.

gemacht haben. Vermuthlich hatten Sie es, als den Stein der Weisen, mit einem Fluche versiegeln, und bloß den Adepten hinterlassen wollen. Ich schließe dieses aus der sorgfältigen Achtung welche Sie Ihrer kleinen Gemeinde bezeugt, und aus der ehrfurchtsvollen Andacht womit Sie, Ihrer heimlichen Meynung ungeachtet, den öffentlichen Gottesdienst Ihres Kirchspiels abgewartet haben. Es ist mir leid, sage ich, daß Ihr Freund nicht eben die Achtung gegen ganz Europa gehabt, womit Sie Ihrer gebirgischen Gemeinde begegnet sind. Sehr weise Gesetzgeber und Stifter haben eine geheime Religion von der öffentlichen unterschieden, und damit eine große Einsicht in die mancherley Fähigkeiten der Menschen bewiesen. Vielleicht thäten wir bisweilen nicht übel, dieser Weise zu folgen. Auch die ersten Christen hatten Geheimnisse, welche nicht sogleich den Anfängern eröffnet wurden.

Jedoch der Fehler ist geschehen, und das Aergerniß gegeben, und alles was Ihnen und Andern, mein werthester Herr Vicar, übrig bleibt, ist dieses, solches auf alle Weise wieder auszulöschen. Sie erkennen einen Gott; Sie machen unser Gewissen zum Richter, und nehmen ewige Strafen und Belohnungen an. Dieses ist der Hauptinhalt Ihrer Lehre; und damit glauben Sie, daß wir einen sichern Führer haben, und aller übrigen Leiter entbehren können. Wenn dieses die geheime Lehre einiger natürlich guten und wohlerzogenen Emile seyn sollte: so würde ich Ihrer Meynung in der Stille nachdenken, und vielleicht die einförmigen Geschöpfe, welche sich mit einem so gelinden Faden leiten ließen, glücklich preisen. Da es aber eine allgemeine Lehre seyn soll, worin Ketten für Bösewichter, allerhand mächtige Triebfedern für Schwache und Feige,

Trostgründe in den grausamsten Martern, Gewichte gegen tyrannische Fürsten, und sehr viele andere Dinge liegen müssen: so glaube ich, daß Ihr Plan viel zu schwach, und zu allen Absichten bey weitem nicht hinlänglich sey. Ich glaube, daß wir nicht wohl thun, Religion bloß für Philosophen und nachdenkende Wesen zu bilden. Ja, ich glaube, daß es nach der neuesten Art gedacht sey, die Schöpfung verarmen zu lassen, um lauter milchbärtige Emile zu haben.

Sie haben vermuthlich längst die Anmerkung gemacht, daß die positive Religion mehrentheils mit den bürgerlichen Gesellschaften ihren Anfang genommen, und die Lehre von den Göttern sich in der Genealogie der ersten Stifter und in der Vollmacht der Gesetzgeber am ersten gezeigt habe. Wenn wir ein wenig nachdenken: so werden wir die Ursache leicht finden, warum Nachbarskinder die über einander herrschen wollen, dergleichen Maschinen zu Hülfe nehmen müssen. Wir werden gar bald entdecken, daß ein einzelner Mann auf einer wüsten Insel, einzelne Hirten mit ihren Familien in großen Wüsteneyen, mit der natürlichen Religion wohl auskommen könnten, anstatt daß die Vereinigung vieler Menschen zu einem gemeinsamen Stande, zu nahen Aeckern und Wohnungen und zu reizenden Versuchungen, ganz neue Triebfedern, Schnellkräfte und Gegengewichte erforderte; und daß endlich der Gesetzgeber, welcher die Anlage dazu machte, sich einige Stelzen geben müßte.

Laßt uns nun einmal annehmen, eine bürgerliche Gesellschaft sey nöthig gewesen, um die Welt glücklich oder wenigstens minder unglücklich zu machen; oder man habe nicht umhin können, dergleichen zu errichten: was meynen Sie, würde es besser gewesen seyn, daß ein

ein glückliches Genie eine erdichtete Nemesis oder eine Asträa aus seinem Gehirne kommen, und durch dieselbe gewissen Pflichten das Siegel der Heiligkeit aufdrücken lassen, wenn seine Gesellschafter sich durch bloße Vernunftgründe nicht hätten bändigen lassen wollen; oder aber, daß er ihnen, wie die Chineser ihren Weibern, die Füße verdorben hätte, um seine neuen Bürger in Ruhe und Frieden bey einander zu halten? Vielleicht denken Sie, sey keines von beiden nöthig, und selbst die Errichtung großer Gesellschaften überflüssig gewesen: indem jeder Mensch ein guter Philosoph seyn, und in den Savoyischen Gebirgen ruhig leben können; vielleicht gehen Sie gar so weit, und sagen, daß der Mensch glücklicher gewesen seyn würde, wenn ihn so wenig Furcht als Liebe geplagt, und ihm die großen Gesellschaften zur Vertheidigung und Bequemlichkeiten nöthig gemacht hätten. Allein, wir wollen nicht grämlich seyn und unsere Einwürfe übertreiben, sondern freundschaftlich annehmen, daß allmählich von Adams Kindern einige tausend schlimme Enkel herangewachsen und von einander völlig unabhängig geblieben wären; daß sie als Hirten in einer geraumen Wüste gelebt, und sich endlich über die Weide entzweyt hätten; wir wollen weiter annehmen, daß diese Hirten in der Schule des Herrn Rousseau nicht erzogen, sondern etwa solche Menschen, solche Hußaren gewesen, wie wir noch zu unsern Zeiten, wo wir doch Lehrer und Prediger haben, bisweilen sehen; was meynen Sie, würde bey diesem Kriege entstanden seyn? Ein Heerführer, glaube ich, auf beiden Seiten, eine Macht viele Köpfe zu vereinigen, sie auf den Nothfall zu zwingen, zu züchtigen, zu strafen, zu henken, zu brennen, ganze Rotten von ihnen zu vertilgen. — Und, welchen würden Sie zum Heerführer erwählt haben? im Eifer den Tapfersten

und Stärksten. Aber nun, wenn der Eifer vorüber? aus Dankbarkeit den Erretter. Und, wenn Eifer und Dankbarkeit erkaltet wären? wenn Stolz, Eifersucht, Haß und Strafen Einige aufgewiegelt hätten? wenn Niemand mehr gehorchen und Jedermann gebieten wollen? die auswärtige Gefahr aber, welche dem Auge des Pöbels entwischt, eine innerliche gute Verfassung, Gesetze, Ordnung, Steuern, Strafen und mancherley Anstalten noch immer nothwendig gemacht hätte? Wie sollte da ein glückliches Genie, welches seinen und seiner Freunde Untergang verhüten wollte, zu der nothwendigen Macht gelangen? Das Ansehn einer fürstlichen Geburt, welches itzt die Stelle einer göttlichen Genealogie vertritt, konnte ihm nicht dienen. Ueber eine Mütze mit glänzenden Steinen, über einen Pelz von Hermelin, und über einen kurzen runden Stab, an beiden Enden mit Gold beschlagen, hätten die Hirten gelacht; Keiner unter ihnen wäre mit einem Helm geboren, und Keiner zu bereden gewesen, das Wiehern eines Pferdes, oder den Traum einer guten Frau, für einen göttlichen Beruf zu halten. Unter ihnen hätte sich zwar ein Fündling gezeigt, der in seinem Busen das göttliche Feuer genährt, wodurch privilegirte Seelen zur Herrschaft über den Haufen zuerst berufen werden. Allein er wäre, wie M o s e s, von schwerer Zunge gewesen, und also hätte ihm auch das letzte Hülfsmittel, die Macht der Beredtsamkeit, welche sonst die Menschen beherrschte ehe sie vor dem Fürsten schweigen mußte, gefehlt. Was sollte er nun anfangen? — Wie? ich frage? Er sollte, wenn er konnte, einen Gott zu Hülfe nehmen, oder mit einer Göttinn buhlen; seine Mutter von einem H e r k u l e s schwängern, und seine Gesetze vom Himmel fallen lassen. Er sollte Geheimnisse, Tempel und Priester anordnen, Wunder befehlen und

die

die Aufrührer niederdonnern lassen. Das sollte er thun.

Das sollte ein Mensch, ein glückliches Genie, ein Held thun? und wir sollten Lügen und Betrügereyen billigen? — Ich denke aber doch, die ersten Stifter großer Gesellschaften haben dieses nothwendig thun müssen, um sich die nöthige Vollmacht zu verschaffen, eine Vollmacht welche sie berechtigen konnte, Vater und Mutter auf den Scheiterhaufen zu setzen, wenn sie sich dem großen Endzweck der allgemeinen Wohlfarth einer ganzen Gesellschaft widersetzten.

Aber die Leute sind auch Narren, dumme Köpfe und Klötze gewesen, welche sich auf solche Art hintergehen, oder, welches einerley ist, regieren ließen? — O! mein werthester Herr Vicar, sie waren freylich keine Emile. Allein bey aller ihrer Einfalt suchten sie doch, wie er, auf einem kleinen Hügel in einem weißen Hause, mit grünen Volets und rothen Ziegeln, zu wohnen; sie wollten der Frucht ihrer Arbeit und der Reben ihres Weinstocks ruhig genießen, und gelangten zu diesem großen Endzweck, indem sie sich gewisse Dinge einbilden ließen. Das waren gewiß keine dumme Leute. Und, wenn Ihnen das nicht Beweis genug ist: so nehmen Sie dieses dazu, daß keiner von den Klügern die Kunst und den Meister verrathen; — ich bitte das Letztere Ihrem guten Freunde dem Herrn Rousseau zu sagen.

So ist es aber erlaubt, böse Mittel in guter Absicht zu gebrauchen? — Bewahre mich der Himmel, daß ich dieses behaupten sollte. Verstehen Sie mich ja recht, Herr Vicar; ich mißbillige dieses alles im höchsten Grad, indem es zu meinem Satze gar nicht dient. Nur eine Folge habe ich aus dem allen nöthig, und

diese müssen Sie mir nun auch ohne weitere Einwürfe zugeben, nehmlich: daß alle Gesetzgeber und Stifter großer Staaten, sie mögen nun zu loben oder zu tadeln seyn, die natürliche Religion unzulänglich gehalten haben, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen; und daß sie deswegen zu Göttern und andern Maschinen, oder zu einer positiven Religion, ihre Zuflucht nehmen müssen. — Nun, das geben Sie mir zu!

Was meynen Sie aber, wenn Gott, den wir beide erkennen, eben so viel Einsicht, als jene Gesetzgeber, jene Genies, jene großen Schelme, wenn Sie wollen, in die menschliche Natur gehabt hätte? Was dächten Sie, wenn er einige, seiner Gottheit anständige, seinem großen Endzwecke zusagende Maschinen erwählt hätte, um uns – glücklicher zu machen? Sollte dieses unwahrscheinlich seyn? sollten ihn hierin menschliche Genies beschämen? Entweder hat er die großen Gesellschaften gewollt, oder nicht. Im ersten Falle, lassen Sie die erwiesenermaßen zu ihrer Erhaltung nothwendige positive Religion durch irgend ein Mittel offenbaren: so haben Sie eine geoffenbarte Religion. Im letztern streite ich gar nicht mit Ihnen.

In der Natur mag diese Offenbarung freylich auch schon liegen. Aber es ist doch seltsam, daß alle Weisen und alle Gesetzgeber sie nicht darin gefunden haben. Sie muß also wohl so tief liegen, daß sie dem gemeinen Auge entwischt. Und, wenn dieses ist: so ist es eben so gut, als wenn sie nicht darin läge.

So ist also die Religion eine Politik? und ihr erhabener Endzweck nicht, Gott zu dienen? — Ja, die

die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen. Und, wenn wir Gott dienen, ihn loben und preisen: so befördern wir damit Gottes Ehre. Und Gottes Ehre ist die Glückseligkeit seiner Geschöpfe. Können Sie aber der Gottheit noch eine größere Absicht zuschreiben: so bin ich es auch zufrieden. Aber allezeit, denke ich, wird die größte Vollkommenheit seiner Geschöpfe damit verbunden seyn.

Versuchen Sie es einmal, die geoffenbarte Religion aus diesem niedrigen Gesichtspunkte zu betrachten. David auf dem Throne oder in der Asche; der Sünder auf der Scala sancta, oder unter einem mit goldenen Franzen besetzten Himmel; der Philosoph mit einem System, und das Kind mit einer Klapperbüchse, könnten dem allmächtigen Gott einerley seyn, wenigstens würde es uns so scheinen, wenn er bloß auf das einsiedlerische Vergnügen eines Gebehrdenspiels rechnete, und ein speculativisches Wohlgefallen an der verschiedenen Lage unserer Seelen hätte. Allein, uns und der bürgerlichen Gesellschaft ist unendlich daran gelegen, daß der König bisweilen in der Asche und auf den Knieen erkenne, wie er vor Gott ein armer Sünder sey. Es ist von der äußersten Wichtigkeit für das Wohl einer Gesellschaft, daß der Mensch Andacht habe, und sich dadurch zu guten Regungen, zur heilsamen Furcht und zu der nöthigen Standhaftigkeit bereiten lasse. Es ist von der größten Nothwendigkeit, daß wir gewisse verstärkte Glaubensartikel haben, welche den Unglücklichen trösten, den Glücklichen zurückhalten, den Stolzen demüthigen, die Könige beugen, und den Krämer einschränken. Ich sage, es ist dieses von der äußersten Nothwendigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Diesen Endzweck hat Gott mit der Religion wohl suchen können;

und

und ich würde es seiner Weisheit gemäß achten, wenn er auch solchen nur allein mit seiner Offenbarung gesucht hätte.

„Meine natürliche Religion aber, sagen Sie, wird „dieses alles eben so gut und noch besser leisten. Sie „gründet sich dabey auf keine zweydeutige Zeugnisse. „Ich erkenne den Schöpfer aus seinen Werken. Diese „sind die beredtesten Prediger. Sie reden zu allen Au„gen und Ohren. Ihre Sprache verstehet der Irokese, „wie der Kalmucke. Ihre Schönheit gründet sich auf „unveränderliche Regeln, welche den weisesten, den „mächtigsten Gott erkennen, und nach einer ganz noth„wendigen Folge auch zugleich verehren, bewundern und „lieben lassen. Wenn wir diesen Empfindungen folgen, „und mit Hülfe einer guten Erziehung unser Gefühl „oder unser Gewissen bilden: so wird uns dieses alle„mal richtig führen; und die Aussicht einer ewigen „Strafe und Belohnung, welche ich annehme, wird „den schlechtern Theil der Menschen beugen, oder doch „wenigstens dem Gesetzgeber die Mittel geben, sie zu „bändigen, zu begeistern und ins Feuer zu führen.“

Gut, mein werthester Herr Vicar! ich will Ihre Theorie noch nicht bestreiten. Aber nun laßt uns auch den Faden der Erfahrung ergreifen. Wenn wir diesem folgen: so werden wir sogleich finden, daß alle Gesetzgeber mit dieser Theorie nicht ausgelangt sind. Ich habe es oft versucht, und Mosen mit aller der Stärke ausgerüstet, welche ihm die natürliche Religion darbieten konnte. Ich habe ihn gegen einige hunderttausend Ziegelbrenner, welche ihr Gefühl und ihr Gewissen in den Leimgruben gebildet hatten, und ihn stürmisch fragten wer hat dich doch zum Richter über uns gesetzt? von der Schönheit der Gestirne, von der Pracht des Donners,

Donners, von der Ordnung im unendlich Kleinen, und andern Dingen reden lassen; ich habe ihm die Gründe eingegeben, welche die Verfasser der Donner- Stein- und Fischtheologieen dem gebändigten Theile der Menschen mit gutem Erfolge vorgelegt haben; ich habe ihn endlich, mein werthester Herr Vicar, aus Ihrer natürlichen Theologie, und besonders aus Ihren Vermuthungen über die ewigen Strafen und Belohnungen, gegen die Rotte Kora, Dathan und Abiram reden lassen. Allein, niemals habe ich damit auch nur zu der Vermuthung gelangen können, daß er mit diesen menschlichen Kräften ein unbändiges Volk von seinem göttlichen Beruf zur Herrschaft überzeugt haben würde; besonders, wenn es die Noth erfordert hätte etliche Rotten aufhenken zu lassen. So stelle ich mir die Sache vor; trauen Sie den Ziegelbrennern ein besseres Gefühl zu: so habe ich Unrecht.

Ueberhaupt aber dünkt mich, Gott habe die Seelen der Menschen nicht alle nach einem Maaßstabe gemacht; so wenig, als er sie alle zu Königen und Weltweisen berufen. Ein großer Theil derselben scheinet mir unfähig zu seyn gewisse Wahrheiten und Folgen zu begreifen. Viele werden von der Wahrheit nicht lebhaft genug gerührt, um zur Zeit der Anfechtung auszuhalten. Es giebt sklavische Seelen, welchen die Wahrheiten anbefohlen werden müssen. Es giebt Könige, welche keine andre Beweise als Wunder zulassen. Das Costume, die Sitten und die Arten zu denken und zu begreifen, sind unterschieden. Alle diese Menschen finden sich in der Gesellschaft, und die Religion muß für alle gerecht seyn. Wenn wir aber der Erfahrung folgen: so hat die natürliche Religion alle diese Bedürfnisse nicht erfüllen können.

Und

Und was thun wir Menschen mit der Beredtsamkeit und Poesie? Wir malen unsern Sinnen. Und warum das? Weil uns eine sinnliche Rede mehr als bloße Schlüsse rührt. Nun wollen wir einmal annehmen, eine gewisse positive Religion wäre eine sinnliche Rede von der natürlichen; und warum dürften wir das nicht annehmen, da die sinnliche Rede auch das Wahre zum Grunde haben kann? Sollten denn nicht die Stifter und Gesetzgeber Macht haben, unsern eigenen Plan zu verfolgen, und die menschlichen Gemüther auf eben die Art zu ihrem Besten anzugreifen und zu rühren, wie wir solche mit sinnlichen Reden anzugreifen nöthig finden? Sie haben ewige Strafen und Belohnungen in Ihrer natürlichen Religion aufgenommen. Thun Sie mir nun die Liebe, und malen der bedürftigen Einbildung einiger Menschen den Himmel und die Hölle, so wie uns Gott diese Vorstellung zu geben dienlich befunden hat, um den nöthigen Eindruck zu machen: so sind wir über den ersten Punkt schon verglichen, daß nehmlich Gott gar wohl einige Wahrheiten zur nähern Intuition bringen, und dasjenige was wir in der natürlichen Religion bloß als Schlüsse und Folgen erkennen, durch eine Offenbarung verstärken, bilden und besiegeln können.

Sie führen an, da Sie das Daseyn Gottes als das erste Hauptstück Ihrer natürlichen Theologie beweisen, daß es Menschen gäbe welche solches leugneten; und vielleicht sind diese Menschen Gelehrte. Sie führen an, daß Andere von eben diesem Range die Unsterblichkeit der Seele, Ihr zweytes Hauptstück, in Zweifel zögen. Sie werden mir zugeben, daß es um das Gewissen, weil es durch zufällige Umstände gebildet wird, eine gar mißliche Sache sey. Und das ist Ihr drittes Hauptstück. Sie werden aus der Erfahrung wissen,

daß

daß die Predigt der Werke Gottes, welche wir täglich vor Augen haben, gar oft dem Geschrey eines Kanarienvogels gleiche, welches sein Besitzer zuletzt gar nicht mehr hört, wenn einem Fremden im Zimmer die Ohren davon erklingen. Und mit dieser Predigt, mit diesen Hauptstücken, gedenken Sie die wilden Ziegelbrenner zu einem starken, glücklichen und ruhigen Volke zu bilden? Wie, wenn diese menschlichen Thiere Ihre Schlüsse von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit unsrer Seelen gar nicht faßten? Wie, wenn sie ihre Begierden mit dem Gewissen verwechselten, und den unrechten Richter ihrer Handlungen erwählten? Wenn sie die Sonne auf- und untergehen ließen, ohne an etwas anders als an ihre Nahrung zu denken? Wenn ihnen die Werke Gottes bloß zu der Zeit einleuchteten, wo die Saat auf ihren Aeckern verdorrte, und der Blitz die Ziegelöfen einschläge? — O, mein werthester Herr Vicar! glauben Sie gewiß, Ihre natürliche Religion ist gut, aber nicht hinlänglich.

Lassen Sie Tyrannen, Erdbeben, Ueberschwemmungen und andre Landplagen kommen. Mich sollen Sie als einen andern Orpheus unten am Felsen, und vor mir die erschrockenen Menschenkinder finden. Jedes Herz will ich, mit Hülfe der geoffenbarten Religion, stärken, trösten, und zu neuen Unternehmungen geschickt machen; wann Sie in Ihren Gebirgen einigen verzagten Zweiflern die Schönheit der eingestürzten Werke Gottes vergeblich predigen werden.

Sie mögen mir immer sagen, die Religion sey solchergestalt nur eine bezaubernde Musik; ein Kappzaum für den Pöbel. Ich antworte Ihnen darauf itzt weiter nichts als; Wir sind alle Pöbel; und Gott hat

besser

besser gethan, uns seinen Zaum an die Seele, als an die Nase zu legen. Denn an einer Stelle, denke ich, war er uns doch nöthig, um zu gewissen Endzwecken geführt zu werden. Für uns Pöbel, und nicht für Engel, ist unsre Religion gemacht.

Was ist der Mensch? Ein Thier, das an der Kette seiner Einbildung liegen soll. Etliche brauchen einen Klotz von fünf Centnern, um nicht mit der Kette wegzulaufen. Andre liegen vielleicht geruhig an einem Lothe. Die Religion aber muß beides, den Klotz und das Loth, für Millionen Einbildungen haben. Und Sie, mein theuerster Herr Vicar! glauben, mit einigen zweifelhaften Sätzen diesen unermeßlichen Plan zu erfüllen?

Aber, weiter! Können wir in der natürlichen Religion zu einer vollkommnen Gewißheit gelangen? Nein. Ist dieses ein Vorzug der geoffenbarten? Nein. Und warum das nicht? Gerade aus der Ursache, weil wir Menschen sind. Der Fehler liegt nicht an Gott. Er liegt an dem Maaß der Erkenntniß, welches wir in der unendlichen Reihe von Geschöpfen erhalten haben. Wir könnten alle Engel seyn, und alle Thiere könnten gleiche Ansprüche machen; wir könnten durch einen Schluß Gott zwingen zu bekennen, daß er billig nur ein einziges Geschöpf in der nächsten und vollkommensten Ordnung nach ihm selbst erschaffen sollen (dann aber wären wir alle beide wohl nicht da gewesen); und dieses einzige Geschöpf könnte seinen Schöpfer fragen, warum er nicht ein unmögliches Ding, einen zweyten Gott, aus ihm gemacht hätte? Dieses alles könnten wir thun, wenn wir thöricht genug wären zu glauben, daß wir als Menschen billig mehr Einsicht haben müßten, als wir wirklich empfangen haben.

Aber

Aber nun die Folge? werden Sie mir sagen. Zu welchem Ende sollen wir denn eine ungewisse natürliche mit einer ungewissen geoffenbarten Religion vertauschen? — Freylich sollten wir das nicht thun. Wie, wenn wir aber hier die Wahl nicht haben? Wenn wir zu gewissen Pflichten durch eine Offenbarung, durch einen Glauben geführt werden müssen, wie ich itzt voraussetze? Wenn das Maaß unsrer Erkenntniß gerade nicht anders ist, und also auch nicht anders hat seyn können, als daß wir Mitteldinge etwas wissen und etwas glauben sollen, und daß wir folglich nur unter Offenbarungen zu wählen haben? Dann werden Sie mir doch zugeben, daß es nur auf die beste Wahl, und nicht mehr auf die unzulängliche natürliche Religion ankomme; dann werden Sie mir doch einräumen, daß eben die Ungewißheit, diese Quelle unsers Vergnügens, uns fähig mache von einer höhern Weisheit geleitet zu werden.

Vermuthlich stellen Sie Sich aber nun in den Weg, und rufen mir noch eifrig nach: Was ist Wahrheit? Was ist Wahrscheinlichkeit? Wer kennet alle Religionen? Wer hat sie alle verglichen? Wer ist im Stande, den Geist einer jeden durchzuschauen, und darnach ein richtiges Urtheil zu fällen? Entweder alle Religionen, welche das Beste der bürgerlichen Gesellschaft, die Glückseligkeit der Menschen und die Vollkommenheit des Ganzen befördern, sind gleichgültig, und es ist kein Unterschied ob ich dieser oder jener meinen aufrichtigen Beyfall gebe; oder aber diejenige welche den Vorzug verlangt, und grausam genug ist andern ehrlichen Leuten die Thüre des Himmels vor der Näse zuzuwerfen, muß unterscheidende, sehr unterscheidende Kennzeichen haben. Und, wenn sie diese nicht hat:

so gehe ich am sichersten, wenn ich der Religion meiner Erziehung folge. Denn diese hat meinem Gewissen seine itzige Falte gegeben; es ist schwer solche wieder auszulöschen, und für die bürgerliche Gesellschaft höchstgefährlich wider sein Gewissen zu handeln. — Dieses werden Sie sagen, und ich erkenne die ganze Macht Ihrer Gründe.

Aber nun erstlich, was verlangen Sie für Kennzeichen? Menschliche Zeugnisse können trügen; ja sie können trügen. Wunder, sagt Hume, können von Menschen nicht beurtheilt und nicht beurkundet werden. Denn es sind Wunder, und diese eben deswegen nicht häufig genug, um unter einander und mit ähnlichen Dingen hinlänglich verglichen und geprüft zu werden. Wenn Leute von den Todten auferstünden: so würden sie dennoch wieder Menschen seyn, und Engel, denke ich, können auch nichts anders als eine zweydeutige Figur annehmen, wenn sie uns eine von ihren Gebehrden sehen lassen wollen. Erschiene uns Gott in der Gestalt einer Feuerflamme, oder im Donner: so würden wir mit unsern Augen nichts als eine Feuerflamme sehen, und mit unsern Ohren nichts als einen Donner hören. Beide Erscheinungen würden nichts anders als brennen und donnern können. Und nähmen sie Menschenstimmen an; so würden Sie wieder sagen: Was habe ich denn mit Menschen zu thun? Und auch sogar der Donner will, wie ein Mensch, lügen? Kurz, ich stelle mir, wenigstens nach unsrer Geisterlehre, vor: Gott könne sich uns Menschen nicht anders als unter einer Gestalt offenbaren, und hierzu keine Gestalt wählen, ohne daß wir nicht immer noch zweifeln könnten, ob die Gestalt wirklich einen Gott enthielte. Ja ich glaube, wenn er sich täglich jedem Menschen, in

jedem

jedem Alter und in jeder Laune, offenbarte: so würden Copernik oder Newton eine krumme Linie erfinden, wodurch diese öfteren Erscheinungen in den ordentlichen Lauf der Natur gerechnet werden könnten. Maupertuis würde es thöricht finden, Gott in die Kosten so vieler Wunder zu stürzen, wo er uns mit dem bloßen Scheine derselben regieren könnte. Und wenn Gottes Wort vom Himmel regnete: so legte Herr Rousseau gewiß eine Druckerey in dem Monde an. Das thäten wir Philosophen gewiß. O, es ist eine mächtige Rede: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben ob jemand von den Todten zu ihnen käme. Es ist ein hartnäckiges Volk; beides der Philosoph und der Mensch. Fünf Centner halten sie nicht.

Was meynen Sie nun, wenn wir unsre Foderungen billig machten, und von Gott keine andre Kennzeichen forderten, als solche die in unsre fünf Sinne, oder in unsre Einsicht fallen können? Wenn wir dieses thäten: so würden wir schon unser lüsternes Verlangen nach außerordentlichen Kennzeichen aufgeben, und endlich erkennen, daß wir hier auf Erden keine geflügelte Apostel, welche uns die Wahrheit aus den Wolken predigen, zu erwarten haben.

Was dächten Sie weiter, wenn ich gegen Sie den Satz wagte, daß die Oekonomie einer jeden Religion erforderte, öffentlich zu behaupten daß außer ihr kein Heil sey? Mir scheinet es, als könne eine Religion ihre bürgerliche Wirkung ohne diesen Grundsatz nicht haben. Wenigstens bilde ich mir ein, wenn in einem öffentlichen Katechismus mit großen Buchstaben die Kinderlehre stünde: Man kann in allen Religionen selig werden, daß dieses den nöthigen Enthusiasmus un-

gemein schwächen würde; ich, als ein fauler Knabe, würde sicher geträumet haben: Laß die Seele gebähren, bringt sie keine Wahrheiten, so bringt sie Phantasieen; und jede Religion ist Gott angenehm. So hätte ich gewiß geschlossen, oder mein Vater hätte mir die große Lehre von der Gleichgültigkeit aller Religionen eine Zeitlang verbergen, und mich wider Ihre Meynung erst mit einem Vorurtheil auferziehen müssen. Als ein Mann, wäre ich vielleicht so billig geworden, mich hierdurch nicht irren zu lassen. Allein der große Haufe der Kinder, welche niemals zu einem männlichen Verstande kommen, würde mich allemal gedauert haben. Eine solche Gleichgültigkeit hätte, meiner Meynung nach, jede Religion um ihre Kraft gebracht, die Gewissen zu binden; welches doch nothwendig ist, um den bürgerlichen Endzweck des Eides, dieses unentbehrlichen, obgleich traurigen Mittels, zu erhalten. Und dieses bewegt mich zu glauben, daß jede Religion in ihrer öffentlichen Lehre alle andere ausschließen, und den Philosophen nichts mehr als die heilsame Ungewißheit zur weitern Betrachtung lassen müsse.

Die Ewigkeit der Höllenstrafen ist seit einiger Zeit bestritten worden. Die Unsicherheit dieses Satzes ist erträglich, ja vielleicht mit Fleiß erwählt, damit wir zwischen Furcht, Hoffnung und Verzweiflung bleiben. Aber die öffentliche Gewißheit des Gegentheils, nehmlich ein göttliches Gesetz über die kurze Dauer der Höllenstrafen, ist aus vielen Ursachen bedenklich.

Dies vorausgesetzt, will ich auf Ihre Frage: ob nicht solchergestalt, da Keiner alle Religionen vergleichen, prüfen, und die beste daraus erwählen könne, Jeder wohl thue in seiner Religion zu beharren? nur dieses

ses antworten, daß wir so etwas nicht öffentlich zu einer unumstößlichen Regel machen können, ohne alle Religionen, welche das Beste der Gesellschaft befördern, gut zu heißen; und, daß wir nicht alle gut heißen können, ohne jede in ihrer besondern Kraft, die Gewissen zu binden, zu schwächen. So bald wir aber das Gewissen schwächen: so heben wir den bürgerlichen Nutzen jeder Religion auf. Wir wollen uns also hierüber solchergestalt vergleichen, daß es schädlich sey, durch eine öffentliche Kirchenlehre die Gleichgültigkeit aller zur größten Vollkommenheit der Welt eingerichteten Religionen zu behaupten; und, daß Ihr Freund kein Meisterstück gemacht, wenn er einen solchen Satz zur öffentlichen Lehre machen wollen. Ich bitte mir aber aus, daß dieser Vergleich bloß unter uns gelte. Denn dies was ich hier sage, ist nur gegen Sie gerichtet: ich antworte jetzt lediglich auf Ihre Einwürfe. Erwägen Sie indessen doch noch einmal die Gründe, welche große Männer für die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der christlichen Religion beygebracht haben. Sie haben selbst die Probe gemacht, wie stark man für sie reden könne. Und wenn Sie nur das voraussetzen, daß eine positive Religion nothwendig sey: so wird Ihnen die Wahl nicht mehr so schwer fallen, als vorher.

Da ich einen Satz gewagt habe: so will ich auch noch einen zweyten wagen, und glauben, daß keine Religion auf bloßen Vernunftschlüssen beruhen dürfte. Denn dieses kann nicht geschehen, ohne eines jeden Menschen Vernunft zum Richter zu machen. Der Schüler wird sowohl urtheilen dürfen, als der Meister; oder es muß eine Macht kommen, und eine gewisse Auslegung der Natur festsetzen. Und, wem sollte die Auslegung der Natur anvertrauet werden? Einem Ora-

kel? Je nun: so hätten wir wieder eine Offenbarung. Einem Fürsten? Dem werden wir schwerlich den Vorzug des Verstandes einräumen, und die Natur möchte leicht einen Kammerpräsidenten zu ihrem Hohenpriester erhalten. Einer versammelten Geistlichkeit? Gut; aber würden wir nicht gleich fragen: Redet sie dieses aus eigener oder aus göttlicher Macht? Und so kämen wir wieder zu einer Offenbarung, oder zu Menschentand. Die Priester der Natur würden sich auch von den beiden Polen nicht versammeln, um eine allgemeine Auslegung, wie Sie doch verlangen, zu machen. Und wenn die Schwarzen und Weißen nur jede eine besondere Kirchenversammlung hielten: so hätten wir doch schon zwey Auslegungen, die, dem Ansehen nach, sehr verschieden seyn würden. Dem versammelten Volke? Dieses würde freylich das beste und natürlichste seyn. Die Stimme des Volks würde die Stimme Gottes heißen. Aber, sollte der große Haufe eben die Ehrfurcht vor seinem eigenen Werke haben, die er vor einer Offenbarung haben kann? Würde dasselbe wohl zu vereinigen seyn? Würde die Erinnerung des Zanks und der dabey vorgefallenen Heftigkeiten nicht die Macht der Religionen schwächen? Würde nicht Voltaire aus dem Untergange Lissabons einen bösen Urheber der Natur, und Candide bey dem weißen Mädchen auf dem schwarzen Atlas einen gütigen voraussetzen?

In der That, diese Schwierigkeiten sind groß, und ich bin bereit anzunehmen, daß alle Völker solche eingesehen, welche sich Orakel erwählt haben. Die Orakel sind gute Beweise der Nothwendigkeit einer Offenbarung. Obige Schwierigkeiten haben die weisesten Männer dahin zurückbringen müssen. Sie konnten die Auslegung der Natur nicht heiligen, ohne sie von Gott kommen zu lassen. Sie konnten solche bey dem Mangel

der

der Buchstaben nicht bewahren, ohne sie täglich von Gott geben zu lassen. Und das geschah durch ein Orakel. Sehen Sie, mein werthester Herr Vicar, so hat die Noth vernünftige Menschen in ihren Erfindungen geleitet. Und, welche Erfindungen? Ruhe, Freundschaft, Liebe, und viele andre gesellschaftliche Tugengen zu besondern Pflichten zu heiligen; eine Gottheit da einzuflechten, wo sie fühlen daß die natürlichen Bande reißen möchten.

Es ist ein besonderer Hang des Menschen zum Wunderbaren, zum Außerordentlichen, zu Geistern, Gespenstern, Vorgeschichten, heimlichen Naturwirkungen und andern Dingen, welche auch oft dem Philosophen das Bekenntniß abpressen: Ja, wir wissen noch nicht Alles. Die großen Männer, welche die Wirkungen dieses Hanges als abergläubische Einbildungen bestritten haben, sind glücklich genug gewesen solchen unschädlich zu machen. Allein, die Wurzel haben sie nicht ausrotten können; und Viele schämen sich nur, dasjenige jetzt öffentlich zu gestehen was sie sich in ihrer Betrachtung heimlich selbst beichten. Sollte aber dieser Hang nicht eine höhere Ursache haben? Die Rosse sind weich im Maule, damit sie den Zaum vertragen. Und wir haben vielleicht diesen Hang, um zu weisen Absichten geleitet zu werden. Stellen Sie Sich einmal vor, daß wir ihn nicht hätten; daß wir einen Knorpel im Gehirn hätten, der sich bloß durch mathematische Beweise behandeln ließe; sollten wir dann wohl diese glücklichen, zärtlichen, weichlichen und leichtgläubigen Empfindungen haben, welche so vieles zu unsrer Wollust beytragen? Entweder wir müßten Alles bis auf den Grund einsehen können: und diese Forderung ist ungereimt; oder wir sind glücklich, daß wir uns leichter und sanfter beruhigen lassen. Freylich ist dieser

Hang sehr bequem, den Aberglauben zu unterstützen. Aber die natürliche Liebe, die Gütigkeit, die Großmuth, sind eben so sehr zu mißleiten. Sie wissen dieses selbst, und haben sie nicht verflucht. O, der Mensch ist ein allerliebstes, wunderliches Ding. Er ist der Herr und der Narr aller seiner Mitgeschöpfe. Wir haben Vermuthungen und Systeme über seine Bestimmung. Itzt sehe ich nur auf sein Verhältniß in diesem Leben, in der Reihe worin ich ihn mit meinen Augen sehe; und da finde ich durch die Erfahrung, daß er auf mancherley Art geleitet und gebändigt werden muß.

Noch eine wichtige Betrachtung, mein werthester Herr Vicar, muß ich Ihnen vorlegen, und ich bitte Sie inständigst, solche in ihrem ganzen Umfange bey Sich Selbst zu überdenken. Glauben Sie, zum Exempel, daß die natürliche Religion einem Priester die vollkommene politische Heiligkeit, worauf alle Völker einmüthig verfallen sind, mittheilen werde? Jeder Mensch ist dem andern durch einen Vernunftschluß heilig. Reichs- und Landstände sind durch besondere Verträge und Gesetze in ihrem Amte geheiligt. Beide aber sind gegen die Macht gewaltsamer Fürsten nicht sicher geblieben. Den Stand des Priesters aber hat man weit mehr gefürchtet und geschont. Das Volk hat diesem Stande einen besondern heiligen Charakter zugeeignet; und Gott mag dieses zum Besten und zur mehrern Sicherheit der Menschen gar weislich verordnet haben. Wenigstens halte ich es für höchstnothwendig, daß Wahrheit und Vorurtheil, und alles was Sie sonst wollen, sich vereinige, um die politische Heiligkeit, das göttliche Merkmal der Unverletzlichkeit und die größte Ehrfurcht diesem Stande zu erhalten.

Sehen Sie einmal die Staaten an, worans Thomasius und seine Nachfolger einen Theil dieser Wahrheit, oder dieses wichtigen Vorurtheils, wenn Sie wollen, verbannt haben. Die Bischöfe, Domkapitularen, Canonike und andre dieser Art Geistliche, haben mit ihrem schwarzen Kleide den Charakter ihres Standes abgelegt. Man fürchtet sie nicht mehr, als andre Weltliche. Der Pfarrer ist ein unbedeutender und geplagter Hauswirth geworden. In einigen Ländern hat sogar der unbedachtsame Staatsmann dem Fürsten die Verwaltung der geistlichen Einkünfte übertragen, und diesen zum Herrn über ihr Brot und ihre Stimme gemacht. Das Heiligthum der gesunden Vernunft, worauf sich die weltlichen Stände stützten, ist verschwunden; und es ist ein Glück, daß der Fürst gerecht ist. Wenn er es nicht wäre, Niemand würde ihn binden. Treten Sie nun mit Ihrer natürlichen Religion hinzu; verwandeln Sie die ganze Geistlichkeit in ordentliche Menschen; schwächen Sie in dem großen Haufen die Meynung, daß der heilige Geist auf eine besondre Art in ihnen wohne; beruhigen Sie damit den Fürsten wider Himmel und Hölle, Unruhen und Empörungen: was meynen Sie, sollte daraus wohl ein großer Vortheil zu erhalten seyn? Gewiß, die Reformation hat den katholischen Fürsten wohl gedient, aber die katholische Religion dienet noch immer den lutherischen Unterthanen. In dieser Religion hat sich die politische Heiligkeit des geistlichen Standes besser erhalten. Der zweyschneidige Schluß, daß man keinen Staat im Staate dulden müsse, welcher in seinem unbestimmten Umfange eben so schädlich als glücklich gebraucht werden kann, hat sie noch nicht unterdrückt. Die bischöflichen und landesherrlichen Rechte sind zwar, wie billig, auf ein Haupt vereinigt, aber glücklicher Weise nicht

so durch einander gemischt, daß man nicht immer noch die verschiednen Aemter, den Oberaufseher und den Herrn, von einander unterscheiden könnte. Und diejenigen bringen einen Fluch über das menschliche Geschlecht, welche der Geistlichkeit ihr politisches Heiligthum, welches sich nicht anders als auf eine göttliche Offenbarung zulänglich gründen kann, entreißen. Seitdem der Fürst seine beständige Miliz erhalten, darf man eben nicht befürchten, daß die Geistlichkeit das Ansehen welches wir ihr geben müssen, mißbrauchen könne.

Laß den Mufti einen Böswicht seyn, sagte mir einstmals ein türkischer Staatsmann: aber falle vor ihm in den Staub, wenn du ein Unterthan des Großsultans bist. Dieser und seine Geistlichkeit ist der einzige heilige Fels, hinter welchem du dich verbergen kannst, wenn dich der Tyrann suchet. Höret dich Gott im Zorn, und erlaubt dir, den würdigen Geistlichen allein zu verehren, und den unwürdigen öffentlich zu verachten: so wirst du das politische Heiligthum dieses Standes schwächen. Der Tyrann wird deinen Unterschied gern annehmen. Er wird den Priester der dich vertreten soll, als einen Unwürdigen schelten, und ihn mit dieser Entschuldigung tödten, und dich hernach umbringen. —

So urtheilte ein Türke, der kein Donatist war, und die Kraft des göttlichen Worts von dem Wandel der Priester abhangen ließ. Wie würde es in Spanien und Portugal seit dem Verlust ihrer Gesetze stehen, wenn die geistliche Gewalt den Ausbruch der Obermacht nicht hemmte? Dieses sagt Montesquieu. Und ich sage nichts mehr, als daß die natürliche Religion uns

diesen

diesen grossen Vortheil nicht gewähre, und daß es politische Verfassungen gebe worin die schreckliche Inquisition zu einem nothwendigen Uebel, zu einem heiligen Zaume des Despoten gereiche.

Nunmehr erwarten Sie vielleicht, daß ich die Vertheidigung der Wahrheit unsrer christlichen Religion übernehme. Allein, hier muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich kein Theologe, sondern ein Rechtsgelehrter bin. Ich habe meine Betrachtungen bloß so entworfen, wie ich glaube, daß sie ein unpartheyischer Mann, der von unsrer Religion nur etwas versteht, entwerfen könnte. Ich habe die Bedürfnisse einiger Arten von menschlichen Gesellschaften, und ihre Zufälle angesehen; ich habe die Krankheiten dieser großen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchieen, Aristokraticen, Demokraticen oder Tyrannieen heißen, erwogen, und daraus geschlossen daß ihnen eine geoffenbarte Religion jederzeit nothwendig und heilsam gewesen. Hiernächst habe ich gefunden, daß die christliche Religion zu allen Absichten, welche eine Gottheit mit den Menschen haben kann, auf das vollkommenste hinreiche. Und daraus ziehe ich den Schluß, daß wir thöricht thun, ein so vollkommnes Band zu schwächen, oder wohl gar zu zerreißen.

Schließlich bitte ich Sie, Ihrem Freunde dem Herrn Rousseau zu sagen, daß es einem großen Geiste, der tausend Seiten an einer Sache entdeckt, sehr leicht sey etwas wider die Meynung zu behaupten, und jede besondere Wahrheit einer untergelegten höhern Weltabsicht aufzuopfern; eben wie ein Held alle bürgerliche Rechte aufhebt, und einen Tempel mit Recht in Brand schießt, wenn er ihn am Siege hindert. Sagen Sie ihm,

ihm, daß Arlaud sein schönes Gemälde von der Leda, ungeachtet es der vollkommenste Ausdruck einer nackten Wahrheit gewesen, selbst wieder zerschnitten habe. Zeigen Sie hieraus, daß es auch ärgerliche Wahrheiten gebe, und daß man dasjenige ärgerlich nenne was der Absicht der bürgerlichen Gesellschaft widerspricht. Schnell wird er vielleicht fragen: ob sich denn die Religion selbst den Absichten der bürgerlichen Gesellschaften unterwerfen sollte? und ob die Theorie der christlichen Religion nicht gerade das Gegentheil thue? — Aber ich komme niemals zu Ende. Vielleicht antworte ich hierauf ein andermal. Bis dahin leben Sie wohl!

Sendschreiben
an Herrn von Voltaire
über
den Charakter Dr. Martin Luthers und über seine Reformation. *)

Mein Herr,

Ich habe zwar immer bemerkt, daß Sie sehr billig sind, und nicht leicht einen Ketzer hassen, der für seinen Irrthum wahrhaftig schon genug gestraft ist, wenn er sich aus aufrichtiger Einfalt ins Verderben stürzet. Allein eben darum kann ich nicht begreifen, woher es kommt, daß diese einem Weltweisen so anständige Billigkeit sich nicht bis auf unsern Dr. Luther erstrecket. Es müßte vielleicht eine Folge seiner Lehrsätze seyn, daß dieser große Mann die wohlverdiente Hochachtung von Ihnen niemals hat erlangen können?

In

*) Diesen Brief ließ Möser in Französischer Sprache drucken. Ein Kandidat zu Lübeck, Ge. Wilh. Bokelmann, übersetzte ihn ins Deutsche, und gab seine Arbeit 1765 zu Lübeck bei J. Schmidt und Donatius, auf 40 Seiten in 8, heraus. Es ist mir unmöglich gewesen, mir die Urschrift zu verschaffen; ich muß also diese Uebersetzung hier drucken lassen, welche ich nur von den auffallendsten Sprachfehlern gereinigt habe.

In den Briefen über die Engelländer *), deren Charakter Sie gänzlich scheinen angenommen zu haben, damit Sie diese Nation desto besser nach dem Leben schildern könnten, drücken Sie Sich so aus: „Ist es „nicht lustig, daß Luther, Calvin, Zwingli, „lauter Schriftsteller die man nicht lesen kann, solche „Sekten gestiftet haben die ganz Europa theilen? Und „daß der höchst unwissende Mahomet in Asien und „Afrika eine Religion errichtet hat? So vortheilhaft ist „es, wenn man zu rechter Zeit das Licht der Welt er„blickt! Wenn der Kardinal von Rez heut zu „Tage wieder zum Vorschein käme, er würde in ganz „Paris nicht zehn Weiber zusammen rotten." Eben diese Gedanken sind dem Weisen und dem Volke **) in den Mund geleget worden, außer daß es da die Thomisten und Skotisten sind, welche Sie mit Luthern und Calvin in eine Klasse gesetzt haben.

Allein, ich begreife zuvörderst nicht, mein Herr, was für eine Vergleichung man zwischen diesen friedfertigen Männern, und dem schlauen und tyrannischen Mahomet machen könne, dessen abscheuliche Politik seinen Fanatismus durch Feuer und Blut befestigte; indem die andern das Evangelium in Frieden predigten. Eben so wenig kann ich errathen, was Luther und die Thomisten mit einander gemein gehabt haben. Denn so große Hochachtung ich auch immer für den englischen Thomas und seine cherubischen Schüler hege; und so scharfsinnig auch seine Erklärungen, Unterscheidungen und Einschränkungen über den Verlust der Jungfrauschaft

*) Im siebenden Briefe.

**) Siehe la voix du sage et du peuple.

schaft *) sind: so ist es doch nichts destoweniger wahr, daß die gelehrten Subtilitäten dieses spitzfindigen Kopfes und die hochweisen Chikanen seiner Anhänger über nichtswürdige Dinge, von der gründlichen Gelehrsamkeit Luthers so sehr unterschieden sind, als die Kunst des Ackerbaues von dem Cartesischen Wirbelsystem. Desgleichen fehlte auch der Kardinal von Rez, welcher die besten Entwürfe von der Welt machte, und die Intriguen mit aller möglichen Feinheit einzufädeln wußte, allezeit in der Ausführung. Er kann daher auch nicht mit dem D. Martin verglichen werden, dessen Unternehmungen einen Verstand verriethen, der vermögend war sich sogleich aller Vortheile zu bemächtigen, ohne einen einzigen zu verlieren.

Diese Betrachtungen hätten mich bald überredet, daß Sie, mein Herr, vielleicht niemals Muße genug gehabt hätten, die Schriften Luthers zu lesen, die, ich weiß nicht wie viel Folianten ausmachen, und nach einem Geschmacke gedruckt sind, den Sie gothisch nennen werden, auch gemeiniglich auf eine solche Art eingebunden sind, daß sie in einem Bücherkriege füglich zu Kürassieren dienen können. Doch bey Durchlesung der Stimme des Weisen und des Volks habe ich meinen Irrthum gemerkt. Ich ward gewahr, daß die Grundsätze welche Sie daselbst in ein neues Licht gestellt haben, eben dieselben sind welche durch die Reformation geltend geworden, und durch welche wiederum die Reformation in den Staaten geltend gemacht ist, wo man ein wenig auf den Nutzen des gemeinen Bestens aufmerksam gewesen.

Wenn

*) S. *Thomae* secundam secundae qu. 152, art. 12, 34. und dessen Kommentator den Kardinal.

Wenn es wahr ist, daß nichts den Lobspruch des vielgeliebten Königes mehr rechtfertigt, als die Verordnung Seiner Majestät, daß Niemand vor dem fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters sein Gelübde im Kloster ablegen solle; und wenn es ebenfalls zu wünschen wäre, daß dieser große König, um sein Gedächtniß bey einem unzählbaren Volke in Segen zu erhalten, so vielen tausend braven Unterthanen die Erlaubniß ertheilen möchte, sich zu verheirathen, und sich mit ihren Familien von dem Ueberflusse derjenigen frommen Faullenzer zu ernähren, die klug genug sind jenen die irdischen Reichthümer zu entziehen, und sie dafür auf die himmlischen zu verweisen: können Sie denn unserem Reformator Ihre Hochachtung und den Titel des Vielgeliebten versagen, der als ein Held für die gemeinschaftliche Sache des menschlichen Geschlechts gestritten hat, so daß sein Gedächtniß noch itzt bey mehr als zehn Millionen vernünftiger Wesen gesegnet seyn muß, die seiner Reformation ihr rechtmäßiges Daseyn zu danken haben?

Denn es ist gewiß, daß wir seinem Eifer die Vertilgung von vier tausend Klöstern und andern geistlichen Stiftungen schuldig sind, die für die menschliche Gesellschaft gleich verwüstend waren, und die Deutschland, England, Dännemark, Norwegen, Schweden, Preussen, die Schweiz und Holland mehr als alle Geißel des Himmels entvölkerten. Gesetzt also, daß aus einem jeden Kloster dreyßig Personen oder funfzehen Paar sich verheirathet hätten; denn es gab Klöster, worin sich die Anzahl der Mönche und Nonnen, mit denen die von ihnen abhingen, auf mehr als Zweyhundert erstreckte; gesetzt weiter, daß jedes Paar und ihre Kinder, im Verhältnisse von Zwey, sich vermehret hätten: so würde am Ende des neunten Geschlechts

die Anzahl der Personen sich schon auf funfzehn Millionen belaufen. Und damit diese Rechnung desto genauer sey, habe ich diejenigen nicht einmal mit in Anschlag gebracht, welche in den erfolgten Geschlechtern durch die Reformation sind verhindert worden sich ihrem Untergange zu weihen, und welche nach eben dem Verhältnisse wenn wir für acht Generationen achtmal vier tausend Funfzehende setzen, eine Nachkommenschaft von mehr als zwölf Millionen gegeben haben. Gesetzt endlich, daß die durch Luthern aufgeklärte Welt die Thorheit der Stifter eingesehen hat, deren grausame Frömmigkeit mit einer heiligen Raserey alles zur gänzlichen Tilgung ihres Geschlechtes beytrug, und daß dadurch tausend neue unnatürliche Stiftungen in ihrer Geburt erstickt sind: so wird hieraus folgen, daß die Anzahl der Personen, die seiner väterlichen Fürsorge ihr Daseyn schuldig sind, unendlich sey, und daß dieser große Mann mit Recht eine Ehrensäule verdiene:

OB CONSERVATUM GENUS HUMANUM.

Diese Betrachtung führt mich zugleich auf eine Anmerkung, die, so viel ich weiß, noch Niemand gemacht hat. Sie ist diese: der Zeitpunkt der Klöster in den nördlichen Gegenden ist auch eben der Zeitpunkt wo die Wanderungen der Völker aufhörten; folglich hat das Klosterleben eine erschreckliche Abnahme bey dem menschlichen Geschlechte verursachet. Zufolge dieser Anmerkung, glaube ich behaupten zu können, daß die Handlung nach beiden Indien, und die errichteten Handlungssitze in diesen weitläuftigen Ländern, welche seit der Reformation gleichsam auf die Wanderungen der Völker gefolget sind, niemals zu diesem Grade der Vollkommenheit würden gelangt seyn, wenn die Ab-

schaffung der Klöster nicht die Geburt von Millionen Matrosen und Kolonisten befördert hätte, welche die Handlung nach beiden Indien der europäischen Welt kostet.

Luther begnügte sich nicht damit, den hölzernen Wegweisern nachzuahmen, welche allen Vorübergehenden den Weg zeigen, und doch keinem folgen. Er verheirathete sich selbst, um die Andern durch sein Beyspiel aufzumuntern *), und gab zugleich eine Schutzschrift **) für die unglücklichen Opfer heraus, welche dem Eigennutze eines Erstgebornen oder dem andächtigen Eigensinne einer Mutter aufgeopfert, die Rechte der Natur aufforderten. Er sah alles vorher was man ihm bey einem so herzhaften Entschlusse vorwerfen würde, und schrieb es an Spalatin ***). Allein, da er kein Mann war der seine Plane zur Hälfte ausführte, so durchschnitt er alle Schwürigkeiten, ohne auf das Urtheil einiger seiner zu behutsamen und scheuen Freunde zu achten. Seine Heirath hat die Welt weit mehr ergötzet, als die englische Komödie von der Heirath des Papstes †). Sie hat selbst zu einer nie versie-

genden

*) Si elector (*Albertus Moguntinus* Cardinalis) forte dicet, cur ego non ducam vxorem, qui omnes ad nubendum incito; respondebis, me semper adhuc dubitasse, an idoneus ad id sim. Attamen si meo matrimonio elector confirmari potest, propediem paratus sum ad exemplum ei praebendum. In ep. ad Ruelium, Tom. III. Altemb. S. 140.

**) Sie führet den Titel: Unterricht, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen. S. Tom. VI. Wit. S. 245.

***) S. T. II. Ep. S. 294.

†) Eine Englische Komödie, die ziemlich schlecht ist.

genden Quelle von Verläumdungen gedienet, die aber sehr unglücklich erdichtet waren, weil seine Feinde, nach dem Urtheile des Bayle *), so wenig die Kunst zu lästern verstunden, daß ihre Erfindungen aus Mangel der Wahrscheinlichkeit so gleich der Wahrheit weichen mußten. Das Lustigste dabey ist, daß einige Franzosen, als die Maimbourgs, die Remonds von Florimond, die Varillas, und einige andere Schriftsteller welche diese Abschreiber wieder abgeschrieben, die Thorheit gehabt haben, seine Heirath als ein Zeichen einer liederlichen Neigung zu verschreien, da sie doch wohl wissen mußten, daß man weit eher im ledigen Stande die Annehmlichkeiten einer ungezügelten Ausschweifung bequem genießen kann.

Die edelmüthige Sorgfalt Luthers für den ehrlichen Unterhalt derjenigen Klosternonnen, die ihn um seinen Beystand anfleheten **), war desto außerordentlicher,

*) Dict. im Art. Luther.

**) In einem Briefe an Spalatin drücket er sich also aus: Ad me venerunt novem istae apostatae moniales, vulgus miserabile, sed per honestos cives Torgavienses advectae. — Miseret me illarum valde, maxime autem et aliarum, quae pereunt maledicta et incesta illa castitate. Sexus iste per se longe infirmissimus est, et ad virum natura, immo divinitus, coniunctus, tanta crudelitate separatus perditur. O Tyrannos et crudeles parentes in Germania! — Quid cum illis agam? Primum cognatis significabo, ut eas suscipiant, qui si nolint, curabo eas alibi suscipi. Nam est mihi promissio facta ab aliquibus; aliquas etiam matrimonio iungo, ubi potero. Te autem oro, ut et Tu opus charitatis facias, et pro me mendices apud aulicos tuos divites aliquid pecuniae, qua eas ad octiduum vel quindenam aliquam alam, donec eas commode suis cognatis, aut meis promissoribus, tradam. S. Tom. II. ep. S. 130.

licher, je mehr sie ihn den leichtfertigen Lästerungen seiner Feinde bloß stellte. Man mußte wahrlich ein so gutes Gewissen wie er haben, um mit so weniger Behutsamkeit den Schein zu vermeiden.

Indeß ist hieraus leicht zu sehen, daß Luther kein Mann war, der nur mit den Barfüßermönchen über die Gestalt ihrer Kutten stritt. Und wenn er ja behaupten mußte, daß die geweiheten Hühner zusammen essen müßten, um zu weissagen *): so wird doch Niemand sagen, daß die Geheimnisse der allerheiligsten Religion, welche vorzüglich vor einer jeden andern das Beste eines Staats befördert, zu den Possen der Thomisten, Skotisten, Okkamisten und anderer Pedanten in isten gerechnet werden müssen. Luther that sein Bestes, die gesunden und guten Lehren der ersten Kirche wieder herzustellen, die Sittenlehre zu reinigen, und beide zur allgemeinen Glückseligkeit der Welt anzuwenden. Es war ihm also auch nicht zu verdenken, wenn er die wahre Gestalt eines Geheimnisses vertheidigte, welches mit so wichtigen Wahrheiten in Verbindung stand. Selbst diejenigen die nicht eben seine Formeln angenommen haben, erkennen mehr und mehr die Vortrefflichkeit seines Lehrgebäudes. Und das geistliche Gewebe, welches man die Hierarchie nennt, würde noch itzt von den Franzosen und Römischkatholischen nicht so oft solche grimmige Streiche bekommen, wenn

*) S. den 8ten Br. über die Engelländer. „Marius „und Sylla, Pompejus und Cäsar, Antonius und Augustus stritten nicht mit einander, um zu entscheiden, „ob die geweiheten Hühner essen und trinken, oder nur „allein essen sollten, um das Weissagen anzustellen.“ Man siehet leicht, daß Hr. von Voltaire hier auf unsere geheiligten Geheimnisse zielt.

wenn Er ihnen nicht einen festen Fußboden bereitet hätte. So gar in Spanien erkühnet man sich schon, auf ein geistliches Tribunal zu denken, welches, als das höchste Gericht, diejenigen Streitigkeiten schlichten soll, wofür man noch bisher durch ein würkliches Ueberbleibsel einer vandalischen Barbarey von Rom mit Millionen die Entscheidung zu erkaufen pfleget. Der verstorbene Herr Graf von Plettenberg hatte, in Absicht des Reichs, eben diesen Entwurf gemacht, den auch der Kaiser Karl der Sechste gebilliget. Allein zu seinem und zu Deutschlands Unglück starb er eben, da er als Abgesandter nach Rom unterwegens war. Ohne Zweifel hat ihn der Himmel, wie ein römischer Advocat sagt, wegen seiner kirchenräuberischen Gedanken gestraft.

In einer kleinen Schrift, welche Luther zu Anfange seiner Reformation von der Würde und dem Amte der Obrigkeit heraus gab, fing er damit an die Einheit der Majestät festzusetzen. Und, zur Ehre seiner Lehre, ist kein protestantischer Staat, wo die physische oder moralische Einheit nicht die höchste Instanz ist. Seine Feinde haben ihm öffentlich vorgeworfen, daß er sich zur Unzeit in politische Verbesserungen mischte, und daß er bloß um die Fürsten auf seine Seite zu bringen die Geistlichkeit zu ordentlichen Unterthanen derselben zu machen gesucht habe. Allein, war es denn eben nothwendig, eine bloß sophistische und seraphische Theologie zu lehren, um diese Vorwürfe zu vermeiden? Und müßte ein König sich minder liebenswürdig betragen, um seine Herablassung von dem Verdachte eines subtilen Hochmuths zu befreyen? Ist es denn auch würklich an dem, daß die Fürsten und der Adel so viel bey Luthers Lehre gewonnen, da sie von der Päpstlichen und Kardinalswürde, von so vielen Erz- und Bischof-

thümern, geistlichen Kurhüten, Abteien, Dohmpräbenden, Kanonikaten und Pfründen, wodurch noch itzt mehrere als durch alle Jesuiten bekehret werden, schlechterdings ausgeschlossen worden?

Ich gestehe, mein Herr, daß es ein Großes sey, wenn man zur rechten Zeit zur Welt kommt, und daß Luther kein sonderliches Glück machen würde, wenn er heut zu Tage aufträte. Eine Kirche die einmal erleuchtet ist, bedarf keiner Fackeln mehr. Allein, wenn Sie daraus folgern wollen, daß er nur kleinen Geistern seine Vernunft auszukramen sich getrauet, und daß er als ein angebeteter Dorfpfarrer in der Hauptstadt ein kleines Licht würde vorgestellet haben: so erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß es Luthern eben so viel Ehre mache, Alberne, Thoren und Unvernünftige bekehrt zu haben, als dem Orpheus, durch die angenehme Harmonie seiner Leier Pluto und die Steine zu bewegen. Es ist weit leichter, einen vernünftigen und aufgeklärten Geist von der Wahrheit zu überzeugen, als solche personificirte Spitzfindigkeiten, solche halsstarrige Schulweisen, solchen abergläubischen Pöbel, solche Geistlichkeit, deren Eigennutz erfordert, daß die gegenseitigen Vorurtheile erhalten werden. Umsonst hatten die Kirchenversammlungen von Kostnitz, Pisa und Basel alle ihre Kräfte angewandt, ein gleiches Ziel zu erreichen. Umsonst hatten die Väter die zu Pisa versammelt waren, ein Gelübde gethan, nicht eher wieder aus einander zu gehen, bevor die Kirche vom Haupt bis zu Fuß verbessert wäre. Umsonst hatte Erasmus einen Versuch gemacht, das Schloß aufzudrehen *). Die Ehre, den

*) Crocheter la serrure: ein Ausdruck des Simon Fontaine, D. der Gottesgelahrtheit zu Paris, in seiner

den Hauptstreich zu vollführen, war Luthern allein vorbehalten, der so wie die Schwedische Armee, da sie von allen ihren Alliirten in dem großen Deutschen Kriege verlassen war, ohne Anfrage durch das Gebiet der Fürsten ging, ohne Erlaubniß Winterquartiere bezog, und der alle die eigennützigen Absichten verachtete, welche bey den größten Unternehmungen sich gemeiniglich mit einzuschleichen pflegen.

Er war zwar der Anführer einer Sekte, aber keiner Rotte. Er folgte dem Mornai darin, daß er die Schlachten verdammte, seinen Herrn beklagte, und ihm gehorchte *). Und dieses macht den wahren Charakter eines Unterthanen aus, der in Religionssachen anders denkt wie sein Fürst. Der öffentliche Gottesdienst hängt bey uns von dem Landesherrn ab. Er hat die Gewalt, die Lehre seiner Kirche nach den Grundgesetzen seines Staats zu bestimmen; allein die Entscheidung lassen wir auf unser Gewissen ankommen, und ein Jeder hat die Freyheit zu glauben, was er nach seinen Einsichten für richtig erkennet.

Es ist zwar eine große Demüthigung für die menschliche Vernunft, daß so viele Sekten nach Luthern entstanden sind. Allein, hat man jemals auf das Evangelium Jesus die Thorheiten der Sekten geschoben, welche das Christenthum trennen, und die sich alle auf das Evangelium berufen?

seiner katholischen Geschichte seiner Zeit (Hist. cathol. de notre tems.) L. VII. fol. 91. nach Baylens Anführung.

*) S. die Henriade.

Nachdem ich also die großen Verdienste dieses Mannes aus einem vortheilhaften Gesichtspunkte gezeiget habe, des Mannes der als ein bloßer Mönch, mehr als alle Concilien zu thun vermocht hat: so hoffe ich, daß man nicht weiter Lust haben wird zu glauben, seine Schriften wären schlecht genug, um sie mit Widerwillen zu lesen. Ich darf so gar behaupten, ohne zu befürchten von Kennern Lügen gestraft zu werden, daß seine Bücher auf eine so gründliche und nachdrückliche Art abgefaßt sind, daß man nicht nur Wahrheit, sondern auch Vergnügen darin findet. Sein Charakter zeiget sich in einer jeden kleinen Periode. Erasmus, ein rechtmäßiger Richter in den Sachen des Witzes, konnte, ob ihn gleich Luthers Hitze aufgebracht hatte, ihm dennoch seinen Lobspruch nicht versagen. Und der Jesuit Paul Besnier*), sagt frey heraus, daß er mit einem netten Witze geschrieben, welcher den Charakter aller seiner Werke ausmache. Wenn man dem Remond vom Florimond, und dem Varillas **), dem sonst größten Lügner den die Historie jemals gehabt hat, glauben will: so „schien die Natur die italiänische Spitzfindigkeit „mit einem deutschen Körper in ihm verbunden zu haben, und Niemand hätte jemals in einem höhern „Grade die Kunst, alle Schlupfwinkel des Herzens zu „kennen, und mit mehrerer Erbauung zu predigen, als „er besessen; und das Feine seines Stils hätte bloß „seinem angenehmen Umgange nachgegeben.“ Ohne Zweifel aber hatte er diese seltenen Gaben von seinem Vater

*) In der Vorrede zu seinem dict. Etymol.

**) S. Varillas lib. III. in seinem traité de l'Hérésie. S. 225. und R. Florimundus de orig. et progressu haeres. L. I, c. 5.

Vater dem Teufel, und von seiner Mutter der Megäre. Doch genug, er besaß sie; und spottete seiner Feinde, die ihre Niederlage durch possierliche Erdichtungen beschönigen wollten.

Ja, der Papst Leo der Zehnte gestand die Schönheit seines Geistes. Die Kaiser Maximilian und Karl der Fünfte, ließen ihm eben die Gerechtigkeit wiederfahren. Seine Schriften verbreiteren sich so geschwinde in die Welt, daß sie schon einen Monat hernach, nachdem sie die Presse verlassen hatten, in Rom waren, ohne daß sie von den gelehrten Zeitungen wären angekündiget worden. Es fehlt ihm also nur noch Ihre Hochachtung, mein Herr, welche ich höher als den Beyfall der Päpste und Kaiser schätze.

Diese verdient er um so mehr, da sein Charakter aus großen Eigenschaften zusammen gesetzt war, unter welchen sich vielleicht ausdrücklich darum einige Schwachheiten finden mußten, um zu zeigen, daß er ein Mensch und ein Mönch gewesen.

Die Vorsicht hatte ihm ungestüme Leidenschaften, als Triebfedern erhabener Tugenden, gegeben: einen edlen Ehrgeiz; eine Herzhaftigkeit, die so gar der Geistlichkeit Kopf bieten konnte; einen heftigen Geist, der ziemlich im Stande war, aus so nützlichen Stürmen Vortheil zu ziehen. Kurz, man kann sagen, daß, wenn Gott der Kirche den Papst Julius den Zweiten darum gegeben hätte, weil sie nach dem Urtheile des Kardinals Pallavicini eines kriegerischen Papstes bedurfte, Luther dem Ansehen nach durchaus dazu bestimmt gewesen sey, das große und damals sehr nöthige Werk der Reformation zu vollbringen.

Er hatte mit Vorurtheilen zu kämpfen die durch ihr Alter ansehnlich, durch die Päpste geheiliget, von der Kirche angenommen waren, und von einem Heere von Mönchen unterstützet wurden, die Gefahr liefen, durch eine Lehre, welche schon bloß ihrer Neuigkeit wegen verdächtig war *), gute Bürger zu werden. Der mörderische Eifer der Päpste, der Arm der Fürsten, der unbiegsame Stolz der Theologen, das Blut derer die eben diese Bahn betreten hatten, und das noch rauchte; alle diese Dinge schienen auch eben so viele unübersteigliche Wälle gegen die Predigt eines armen Augustiners zu seyn. Inzwischen, da er sich einmal entschlossen hatte, die Misbräuche, die nach des Papstes eigenem Geständnisse, sich unter diese Schaar, die man sonst die Kirche nennt, eingeschlichen hatten, abzuschaffen: so hielt er sich mit einer solchen Unerschrockenheit, die ihn fast keinen Augenblick in seinem Leben verlassen hat; indem er sich die Fehler seiner Feinde mit solcher Geschicklichkeit zu Nutze machte, daß man sagen kann, wenn seine Seele den Leib eines Generals belebt hätte, so würde er der größte Feldherr seiner Zeit gewesen seyn.

Es ist wahr, was Bayle urtheilet, daß Luther die Krankheit in einer kritischen Zeit angriff, da sie auf das höchste

*) Das Vorurtheil der Neuerung ist noch so stark, daß man die Lutheraner beständig fragt, ob ihre Lehre nicht neu sey? Ich frage diese Herren hinwiederum, ob das Kleid des Ritters Martin und Johanns (der Hauptpersonen des Mährchens von der Tonne), nachdem sie die Tressen, die Schulterbänder, und allerhand unnütze Dinge davon abgenommen, ein neues Kleid, oder ob es noch das alte gewesen? Das alte war es nicht, da die Tressen und die feuerfarbenen Bänder nicht mehr darauf blitzten. Es war aber auch kein neues Kleid, weil das Tuch und der Schnitt noch von ihrem Vater herrührte.

höchste gekommen war, und nicht schlimmer werden konnte, und da sie nach dem Laufe der Natur entweder aufhören oder abnehmen mußte. Allein, es mußte auch, wie Fra Paolo *) sagt, nicht weniger ein gescheuter Mann seyn, der diese große Gelegenheiten, welche Tacitus **) opportunos magnis conatibus transitus rerum nennet, zu erkennen und zu ergreifen wußte.

Gewisse Geister, die einen Menschen der andächtig den Fußstapfen seiner Vorfahren nachschleichet, jenen außerordentlichen und kühnen Männern vorziehen, beschuldigen Luthern, daß er gar zu ehrgeizig gewesen sey. Allein, diejenigen welche ein Laster von derjenigen Leidenschaft zu unterscheiden wissen, deren widrige Bewegungen auf diesem großen Ocean nothwendige Winde abgeben †), sind hinlänglich überzeugt, daß ein Mensch ohne Leidenschaften niemals weder ein vortrefflicher Betrüger noch ein großer Mann werden könne. Luther hatte ein großes, freygebiges, offenes Herz, das mit dem Unglücke seines Nebenmenschen Mitleiden fühlte. Bey diesen Eigenschaften ist man niemals das, was man gewöhnlich ehrgeizig nennt. Sein Testament bezeuget es, welches fast das einzige in seiner Art ist. Der berüchtigte Tetzel war nicht der Letzte, der Proben von dem großen Herzen seines Feindes erhielt. Dieser Tetzel, der von Rom verlassen, von dem Kardinal Miltitz ††) heftig gestraft, von seinem Orden ver-

*) Hist. concil. trid. L. 1. p. 4. nach der Uebersetzung des Amelot, wie sie Bayle anführt.

**) Hist. lib. 1.

†) Versuche vom Menschen. B. 1.

††) Man schickte von Rom den Kardinal Miltitz, um allen Streit aufzuheben. Anfangs brauchte er Gewalt. Da er

verstoßen, und von allen als der Urheber dieses Trauerspiels angesehen war, hatte sich nach Leipzig begeben, wo er ein schmachtendes und schwindsüchtiges Leben führte. So bald Luther von seinem Zustande Nachricht erhielt, tröstete er ihn in seinem Unglücke, und bat ihn, sich eine Sache nicht so sehr zu Herzen zu ziehen, die nicht so wohl eine Folge seiner Fehltritte, als vielmehr ein Zeichen vom Finger Gottes zu seyn schiene *).

Ob Luther nun gleich ein Reformator war, so war er doch weder ein Schwärmer noch Enthusiast, und ohne pedantisch, eigen und störrig zu seyn, war sein Umgang vielmehr munter, seine Gemüthsbeschaffenheit lebhaft, seine Einfälle in Antworten glücklich und stark, und seine Tischreden waren sehr ergötzend. Er aß gut, und fast allezeit in Gesellschaft von einigen Gelehrten oder geschickten Künstlern, als dem Lukas Kranach **), dem

er aber sah, daß es zu spät war, so schmeichelte er Luthern auf alle Weise, und warf den armen Tetzel mit Verweisen und Drohungen zu Boden. Luther erklärt sich hierüber an seinen Freund Staupitz also: Der Kardinal verließ mich mit Umarmungen, mit thränenden Augen, und mit tausend Versicherungen seiner Freundschaft, welches ich alles mehr mit Ehrerbietung, als mit Leichtgläubigkeit, aufnahm. Tom. I. Ep. 104.

*) Vocaverat *(Miltitius)* autem ad se J. Tetzelium, praedicatorii ordinis, auctorem primarium huius tragoediae, et verbis minisque pontificiis adeo fregit hominem, ut tandem animi aegritudine conficeretur; quem ego, ubi hoc rescivi, ante obitum literis benigniter scriptis consolatus sum, ac jussi bono animo esse, nec mei memoriam metueret; sed conscientia et indignatione papae forte occubuit. Dies sind Worte Luthers in seiner Vorrede zum 1. Theil seiner altenburgischen Werke.

**) Lukas Kranach, von dem wir annoch Luthers und seiner Frauen Bildnisse haben, ließ sichs einmal einfallen,

dem berühmtesten Maler seiner Zeit. Es war öfter Concert bey ihm, er accompagnirte, spielte die Laute; und wir haben noch Gesänge, wozu er die Musik gesetzet, welche an Pracht und Rührung, wenn gleich nicht an Kunst, den Stücken eines Pergolese gleichen. Kurz, er war ein Gottesgelehrter, der sich zu unsern Zeiten könnte sehen lassen, ohne einen seiner Nebenbrüder schamroth zu machen.

Man legt ihm indeß nicht ohne Grund zur Last, daß er nicht allemal mit genugsamer Behutsamkeit gehandelt; daß er öfter den guten Schein versäumet; daß er nicht allemal eine feine Bescheidenheit beobachtet habe; daß er sich durch die Beschimpfungen seiner Feinde aufbringen lassen gleiches mit gleichem zu vergelten; daß er sich gar zu ungestüme und beißende Einfälle erlaubt, um seine Gegner zu erbittern; daß er endlich in dem Streite mit Erasmus aus seiner Fassung gekommen, dessen feine Satyre und angenommene Gelassenheit seine Eigenliebe reizte, die allezeit zu siegen gewohnt war.

Man kann, zu seiner Entschuldigung, die Grobheit der damaligen Zeiten anführen. Das Betragen der Fürsten, die sich so weit vergaßen daß sie sich mit einem deutschen Mönche in Streit einließen, giebt davon ein hinlängliches Zeugniß. Man kann sagen, daß die Grazie einer christlichen Gelassenheit und die einschmeichelnde Bescheidenheit zu fein für den Geschmack des Pöbels war, und daß ihn das gemeine Volk würde ausgezischet haben,

len, das Bildniß der letztern Luthern gegen über zu stellen, ehe dieser noch daran dachte sie zu heirathen. Wohlan, sagte Luther, gebet mir das Bildniß einer so wohlgestalten Person; ich will es den zu Mantua versammelten Vätern zuschicken, und versuchen, ob sie in Ansehung des ehelosen Standes nicht anders Sinnes werden. S. seine Tischreden, S. 307.

ben, wenn er nicht manchmal diejenigen mit lustigen Antworten abgefertiget hätte, die nichts weiter suchten als die Spötter auf ihre Seite zu bringen, und sich auf seine Kosten lustig zu machen. Unsre itzige Art zu streiten ist feiner; vielleicht nur darum, weil die Gelassenheit triumphirender und beißender ist, als ein ganz Vademecum von Grobheiten.

Jedoch ich folge lieber der Meinung des Freyherrn von Seckendorf *), daß die Beymischung der menschlichen Schwachheiten die Kraft seines göttlichen Berufs nicht hinderte. Denn sonst kann man die vornehmste Lehre der römischen Kirche widerlegen, die einen vortrefflichen Unterschied zwischen dem Papst in cathedra und dem Papst im Schlafrocke zu machen weiß, wenn man die Lehre Luthers durch seine Sitten widerlegen wollte. Eine außerordentliche Größe hat gewöhnlich nicht die Reinigkeit der Mittelmäßigen: sagt, nach dem Longin, der Abt Resnel, in seinen Anmerkungen über die folgenden Worte des Pope: „Ich mag lieber einen „erhabenen und hitzigen Schriftsteller leiden, der zwar „manchmal, aber allezeit edel sinkt, als die furchtsamen „Reimschmiede, die in ihrer Regelmäßigkeit gezwungen „sind, und wo uns zwar nichts mißfällt, aber auch „nichts ergötzet **).“ Luthers Vertheidiger sind so weit gegangen, daß sie der guten Katharine von Bora die in ihrer ganzen Bildung herrschenden sittsamen Reize abgesprochen haben, um Luthern desto gewisser von dem Verdacht zu befreyen, als wenn ihm ihre Schönheit gefallen hätte.

*) Mixtura humanae debilitatis, cuius minime immunis erat Lutherus, non impedit vim Spiritus divini. *Seckend.* in hist. Luth. L. II. c. 12. §. 33. p. 88.

**) Ess. sur la crit. chant. II. v. 57.

hätte. Allein ich bin versichert, Luther würde der Erste gewesen seyn, ihrer unangenehmen Vorsorge zu spotten, wenn er diese seine gar zu eifrigen Freunde gekannt hätte.

Cochläus beschuldiget ihn, daß er seine Reformation aus Mißgunst gegen die Dominikaner angefangen habe, die sich den Ablaßhandel anmaßten den der Orden des heil. Augustinus von langer Zeit her in Besitz gehabt hätte, und daß aus diesem Grunde ein Augustiner den Ablaßkram eines Dominikaners verrufen hätte. Allein Cochläus hat sich durch seine übel zusammenhängenden Erdichtungen so verdächtig gemacht, daß ich nicht nöthig habe, mich auf den Guicciardini und den weisen Thuanus, welche Luthern von diesen Vorwürfen gerettet haben, noch erst zu berufen, um ihn wider eine an sich schon unwahrscheinliche Beschuldigung zu rechtfertigen.

Dies ist Alles was ich Ihnen, mein Herr, nur obenhin habe sagen können, um Ihnen einen richtigern Begriff von unserer Reformation und ihrem Urheber beyzubringen. Bin ich nicht in allem glücklich gewesen: so bedenken Sie, daß ich weder ein Franzose, noch ein Gottesgelehrter bin, und daß die hitzigen Streitigkeiten jener dunkeln Zeit mir nicht weiter bekannt sind, als in so fern ein jeder ehrlicher Mann den Grund seiner Religion kennen muß. Ich bin ꝛc.

Schrei-

Schreiben
an Herrn Aaron Mendez da Costa
Oberrabbiner zu Ütrecht,
über den leichten Uebergang von der pharisäischen Sekte zur christlichen Religion *).

Mein redlicher Freund!

Es ist in der That der Mühe nicht werth, daß wir uns länger über die wahre Absicht der Beschneidung zanken; so sehr ich auch gewünscht habe, der hämischen Anmerkung Voltaires:

Et qu' avec un prépuce on ne ſçauroit lui plaire,

durch eine nähere Erklärung des Costume ihre Kraft zu benehmen. Ihr Rabbi Gamaliel, ihr Rabbi Eliezer und ihr Sophist Majemonides mögen indeß darüber sagen was sie wollen: so bleibt mir David mit seinen zweyhundert Vorhäuten, die er vermuthlich wie so viel ausgezogene Zähne an ein Band gereihet und um den Hals gehänget hatte, ein unverwerflicher Zeuge dieser Wahrheit, daß die Vorhäute wie die Skalpe der Indianer, den Beweis erschlagner Feinde abgaben, und daß, nach dem Kriegsrechte der Israeliten, so wie

*) Zuerst erschienen mit dem Datum: den 27 März 1773; darauf: Bremen bey Cramer 1777, 24 Seiten in 8.

wie nach dem Kriegsrechte jedes noch rohen Volks *), einzelne Helden der Nation nach ihrem Wohlgefallen auf ihre Feinde streiften, und wenn sie konnten, alles was an die Wand pißte, erschlugen. Ob die Israelitischen Töchter diese Vorhäute mit rother oder mit gehler Seite stickten; ob sie, in Kränze geflochten, anstatt der Lorbeerkronen dienten, oder ob sie aufgetrocknet und geräuchert zur Ahnenprobe gebraucht wurden: daran liegt mir nichts. Genug, David bediente sich dieser Urkunden zum Beweise seiner Thaten, und diese Urkunden waren unfehlbare Kennzeichen erschlagner Feinde, sichrer als Nasen und Ohren, leichter zu tragen für Fußgänger als abgehauene Köpfe, und deutlicher als Skalpe, weil man die Haare der Philister von den Haaren der Israeliten nicht so leicht unterscheiden mochte, wie die Europäischen und Amerikanischen. — Meine Folge bleibt richtig, daß Sie nicht nöthig haben Sich beschneiden zu lassen, so lange der Saamen Abrahams nicht wieder zu einem Volke gesammelt wird, das mit allen seinen unbeschnittenen Nachbarn zu kriegen und seine Helden nach der Anzahl eroberter Vorhäute zu schätzen gedenkt; es wäre denn, daß es als eine abgesonderte Heerde auch sein besonders Zeichen zu behalten, und durch dasselbe seinen alten Bund vor möglichen Fällen zu bewahren, nöthig fände.

Wenn Sie mir aber sagen, daß ich Ihre ganze Lehre von einem Messias verstelle, und daß Ihnen die unsrige von

*) Dies besteht in der Lieferung einer sichern Anzahl Menschen= Krähen= oder Sperlingsköpfe. Von den ehemaligen Katten hieß es: Fortissimus quisque ferreum annulum (ignominiosum id genti) velut vinculum gestat, donec se caede hostis absoluat. Tacit. de m. G. cap. 31. Eine gleiche Idee herrschte bey den Israeliten.

von einer Versöhnung Gottes durch das bittere Leiden und Sterben seines Sohns und von dem ganzen Erlösungswerke, ein beständiges und unüberwindliches Aergerniß sey: so wird die Sache ernsthafter und der Streit wichtiger; und ich muß Ihnen gerade heraus sagen, daß alles das Ungereimte was sie darin zu finden vermeinen, wahrscheinlich die eigne Lehre Ihrer Religionsverwandten der Pharisäer sey, und daß der Uebergang von dieser Sekte zu unsrer Religion keine neuen Prämissen, sondern nur den Beweis des Faktums erfordert habe. Paulus ward ohne weitern Unterricht ein großer christlicher Lehrer, sobald er von dem letztern durch ein Wunder überzeugt worden; und die Pharisäer und Schriftgelehrten sagten nicht undeutlich: „er leh„ret wie wir lehren; hat er aber wegen des Faktums „eine nähere Offenbarung durch einen Engel erhalten, „wer kann wider Gott streiten?“ (Apostelgesch. 23, 9.)

Zugegeben haben Sie mir, daß Moses die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele gar nicht genutzt, und uns vielmehr den Verlust derselben unter dem Verluste des göttlichen Ebenbildes vorgetragen habe. Hierüber sind wir beide eins, und ich habe nicht nöthig, einen Warburton zu plündern um Sie davon zu überzeugen. Sie haben mir weiter zugegeben, daß die Worte:

Du bist Erde und sollst zur Erde werden,

bey den Israeliten das Gesetz geheißen, oder doch heißen können; eben wie wir den Tod das allgemeine Gesetz der Natur nennen, oder von einem Verstorbenen sagen, daß er die Schuld der Natur bezahlt habe. Was den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs bewogen, das kaum erschaffene Geschlecht der Menschen unter dieses Gesetz zu geben; ob es bloß der Sündenfall unsers gemein-

schaft-

schaftlichen Stammvaters gewesen, oder ob er die Strafe des Todes, womit sein Diener Moses gegen die damalige Gewohnheit seine Gebote schärfte, dadurch so viel furchtbarer und wirksamer machen wollen: daran liegt uns jetzt so viel nicht. Genug, das Gesetz Ihres Gottes sagte: Mensch du sollst wieder zur Erde werden, wovon du genommen bist; und die Sadducäer durften öffentlich behaupten: dieses Gesetz rühre von einem unveränderlichen Gott her, und es sey nicht allein vergeblich, sondern sündlich, zu denken daß der Mensch gegen diesen so deutlich geoffenbarten Willen seines Schöpfers von den Todten wieder auferstehen werde. Ich habe also nicht mit einem Volke zu streiten, das die Unsterblichkeit der Seele in sein ursprüngliches Religionssystem aufgenommen hatte; sondern mit einem Volke oder Manne, dessen ältester und erster von Gott gebotener Grundsatz gewesen: der Mensch muß wieder zur Erde werden, wovon er genommen ist. Auf dieses Zugeständniß baue ich alles, was ich Ihnen jetzt zu sagen habe.

Unfehlbar fand sich unter diesem Volke auch ein Sokrates, der demungeachtet die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele behauptete. Die ganze philosophische Sekte der Pharisäer war dieser Meinung, ob sie gleich öffentlich darüber verspottet wurde; und ich glaube nicht, daß ein Volk in der Welt gewesen, worunter sich nicht ein Philosoph und eine Sekte, wenn ich es so nennen mag, gefunden, welche die Lehre von der Unsterblichkeit wenigstens zum Troste des Alters genutzt habe. Was meinen Sie nun aber, daß ein Pharisäer, oder ein Gamaliel unter ihnen, thun mußte um sich zu dieser Lehre den Weg zu bahnen, und dem fürchterlichen Gesetze auszuweichen? — Legen Sie hier meinen Brief weg, und antworten mir, nach Ihrer auf-

richtigen Liebe zur Wahrheit! Das natürlichste war unstreitig, das Gesetz in die Hand zu nehmen und zu versuchen, ob man ihm nicht eine andre Auslegung geben könnte; und dann, wenn keine solche gelingen wollte, bey den Worten:

> Des Weibes Saame soll der Schlange den Kopf zertreten,

voller Freuden auszurufen: „Hier haben wir es, der „Fluch des Gesetzes soll nicht ewig währen; es soll ein „Retter aus des Weibes Saamen kommen, und uns „die Unsterblichkeit wieder bringen.“ Wenigstens würde es mir so gegangen seyn, wenn ich des Trostes der Unsterblichkeit bedurft hätte; und die Auslegung möchte nun an sich wahr oder falsch gewesen seyn: so hätte ich mir doch das Feld damit eröffnet, und den Sadducäern erst so viel daraus entgegengesetzt, daß sie es nicht so gleich wagen sollen, mich als einen offenbaren Ketzer zu verfolgen.

Dies, dünkt mich, hängt noch ganz gut zusammen, reicht aber freylich noch lange nicht zu, um aus dem Weibessaamen alles dasjenige zu machen was wir daraus gemacht haben. Nein, das thut es nicht; es muß hier noch ein großer Satz eingeschoben werden, oder ich komme mit Ihnen nicht auf den Weg wohin ich Sie zu führen wünsche. Also noch ein Satz; und dieser soll folgender seyn: daß ein Philosoph unter den Israeliten, ein Pharisäer, dem die Sadducäer das Gesetz zu mächtig aufrückten, und der sich auf beiden Seiten decken wollte, den Schluß gemacht habe:

> Alle Menschen müssen ewig unter dem Gesetze bleiben, oder ein Ewiger muß das Gesetz erfüllen.

Dieses

Dieses werden Sie mir zwar nicht so fort auf mein Wort glauben, und ich fordere es auch nicht. Sie müssen mir aber doch eingestehen, daß wenn ein Sadducäer sich mit Macht auf den Satz lehnte, und ihn als orthodox behauptete: daß nach dem unveränderlichen Gesetze des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, alle Menschen ewig sterben müßten; der Pharisäer, der ohne Gefahr das Gesetz nicht ganz bey Seite setzen durfte, keinen feinern Schluß gegen ihn machen konnte, als wenn er sagte: daß es zwey völlig gleiche Wahrheiten wären, ob alle Menschen ewig, oder ein Ewiger für alle Menschen sterbe. Der Pharisäer konnte ihm sogar sagen: alle Menschen sterben wirklich ewig die in dem Ewigen sterben, oder in seinen Tod getaufet werden; das Gesetz werde also buchstäblich erfüllt, und der unveränderliche Wille Gottes bleibe in seiner unendlichen Kraft.

Dieses Eingeständniß können Sie mir ohne Unbilligkeit nicht versagen. Der Satz ist in der Philosophie eines Volks, das die Unsterblichkeit der Seele durch eine ausdrückliche Verordnung seines Gottes aus seinem Glaubenssystem ausgeschlossen sah, zu schön, zu willkommen, und zu reizend, um nicht mit offnen Herzen und Armen angenommen zu werden; er mußte mit Enthusiasmus gelehrt, mit Triumph behauptet, und die Lieblingswahrheit aller Weisen werden; er mußte eine Art von Freudigkeit des Geistes, eine Beredtsamkeit wirken, zu der man sagen konnte: die große Kunst macht dich rasen; Worte, welche Festus zum Paulus sagte, da dieser in der Fülle des Geistes dem König Agrippa die Auferstehung von den Todten mit aller Macht verkündigte, womit ihn die pharisäische Philosophie und das Wunder Gottes ausgerüstet hatte.

Den Beweis des Satzes selbst, und daß er in der Schule der Pharisäer wirklich gelehret worden, will ich hier nicht führen, weil es mich zu einem unberufenen Paraphrasten des ganzen Paulinischen Vortrages machen würde. So viel aber mögen Sie mir auf mein Ehrenwort glauben, daß alle Schlüsse und Folgen, welche der Schüler Gamaliels macht, mit einer außerordentlichen Deutlichkeit darauf zurückführen, und daß Sie Sich davon überzeugen können und werden, wenn Sie mit unserm Paulus wie mit dem Plato verfahren, und die Grundsätze des Meisters aus den Schriften des Schülers aufsuchen wollen.

Ich nehme es hier also nur für zugestanden an, daß in der Philosophie und in der Schule der Pharisäer ein solcher Satz gelehrt worden; und frage Sie hierauf abermals, was Sie aus diesem Ewigen, der für alle Menschen sterben und das Gesetz erfüllen sollte, gemacht haben würden, wenn Sie in eben dieser Schule wären erzogen worden, und (wie Paulus) ein Pharisäer und Pharisäersohn gewesen wären? Gewiß einen Sohn Gottes, einen auserwählten, von Ewigkeit dazu bestimmten Erlöser; einen Unerschaffenen, einen Gott, und kurz Alles, was der Begriff eines Ewigen erfordert. Dies hätten Sie nothwendig thun müssen; ich sehe wenigstens nicht wie Sie dieser Folge hätten ausweichen wollen. Weiter hätten Sie denselben, nach einer nothwendigen Folge Ihres Systems, Mensch werden, und Fleisch und Blut annehmen lassen müssen, um erst unter das Gesetz zu kommen, um hernach solches zu erfüllen, um solches zu unsrer Beruhigung sichtbar und vor unsern Augen zu erfüllen, um in einem Volke zu sterben das unter diesem Gesetz seufzte, und um alle Menschen, die unter einem gleichen, obschon ihnen nicht offen-

offenbarten, Gesetze lebten, mit sich in seinen Tod zu vereinigen, und also das Gesetz für Alle zu erfüllen. Dies hätten Sie, nach Ihrer großen Neigung für die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, gewiß gethan; und wie groß würde Ihre Freude gewesen seyn, nun die Worte: daß des Weibes Saamen der Schlange den Kopf zertreten sollte, und verschiedne andre Ausdrücke der Propheten, auf das glücklichste gebrauchen zu können! Endlich hätten Sie diesen Ewigen nothwendig wieder auferstehen, und zum Himmel fahren lassen müssen, weil es das ganze System mit sich bringt, daß wir in dem Ewigen nicht bloß sterben, sondern eigentlich dem Gesetze absterben, und so viel unsrer in den Tod des Ewigen getauft sind, zu einem ewigen Leben erwecket werden sollen. Vielleicht hätten Sie auch gar in der Kette Ihrer philosophischen Operationen ein symbolisches Vereinigungsmittel mit diesem Ewigen, eine Taufe in seinen Tod, und eine Genießung seines Leibes, nöthig gefunden, um sich der Unsterblichkeit so viel mehr versichern, und mit Paulus freudig ausrufen zu können: So ist nun nichts Sterbliches an denen die in diesem Ewigen sind, so wenig nach dem Leibe als dem Geiste; so sind alle Menschen in Einem gefallen, und alle auch in Einem wieder auferwecket worden.

So weit, dünkt mich, wären Sie an dem Faden Ihrer Betrachtung gekommen, ohne eben von einem unsichtbaren Wesen geschoben zu werden; und wenn Sie mit dem Kopfe auf dem Ellenbogen, und mit dem Ellenbogen auf Ihrem eigenthümlichen Tische, der Sache noch einmal mitleidig nachgedacht hätten: so wäre es Ihnen auch wohl unmöglich gewesen, die guten Patriarchen, welche in dem festen Vertrauen auf eine künftige Erlösung gestorben waren, in der Hölle vermodern

zu lassen; so hätten Sie den guten lieben Ewigen abgeschickt, um auch diesen im Gefängniß die frohe Botschaft des ewigen Lebens zu verkündigen, und sie zu der angenehmen Erfüllung aller ihrer Hoffnungen unverzüglich einzuladen. Oder glauben Sie, daß eine solche Höllenfahrt dem hohen Stil dieser Epopee, oder einem Sokrates unter den Pharisäern, unanständig gewesen seyn würde? Mich rührt sie immer, auch als Erdichtung betrachtet, zu empfindsamen Thränen.

Noch mehr aber rührt mich die Sendung des göttlichen Geistes, welcher in der Mosaischen Oekonomie, worin alle Menschen des ewigen Todes sturben, nichts zu thun hatte, nun aber auf einmal über ein neues unsterbliches Geschlecht ausgegossen wird, um dasselbe zu seinem neuen Berufe zu heiligen. Eine unglückliche Unsterblichkeit war ein schrecklicher Gedanke: den Menschen quälte nothwendig sein geringes Verhältniß gegen eine gerechte Gottheit; und siehe! ein Geist geht von ihr aus, um uns zu lehren, zu stärken, zu trösten, und zu einem neuen Leben, zu der so glücklich wiederhergestelleten Unsterblichkeit zu heiligen. Das größte Genie kann schwerlich einen höhern Gedanken haben; und wie groß mochte der Einfluß dieses Lehrgebäudes auf die Sittenlehre seyn? Ein sterbliches Geschlecht ist zufrieden, wenn nur der äußere Mensch den Geboten seines Herrn gehorcht; um den innern Menschen hat es sich nicht zu bekümmern. Aber ein unsterbliches Geschlecht, das dereinst vor einem strengen Richter Rechenschaft geben, und nach seinen Thaten in der Ewigkeit gestraft oder belohnt werden soll, muß auch den inwendigen Menschen veredlen, und in einem ganz neuen Leben wandeln.

Warlich, mein Freund, Sie müssen dieses System nicht allein schön, sondern nun auch den Gott Israels drey=

dreyeinig finden. Denn der Ewige der das Gesetz erfüllt hat, und der göttliche Geist der die nun unsterblichen Menschen zur Seligkeit führen soll, müssen in diesem System von Ewigkeit her in dem einigen Gott zusammen verbunden gewesen seyn; ob sie sich gleich den Menschen nur später offenbart haben. Es hat aber Keiner bey dieser spätern Offenbarung verloren, weil auch diejenigen die vorhin der Unsterblichkeit würdig gelebet hatten, die frohe Botschaft des Lebens im Grabe empfingen, und zum ewigen Leben eingegangen sind.

Alles, was Sie mir wider die Versöhnung und das Erlösungswerk gesagt haben, fällt hiermit weg. Denn es kömmt in diesem System lediglich auf die Erfüllung des Gesetzes an, des Gesetzes das alle Menschen zum ewigen Tode verdammte. Haben Ihre Vorfahren hierin einen erzürnten Gott erkannt, und dieses können Sie mir nicht leugnen: so kann es uns nicht verdacht werden, wenn wir ihn, nachdem jenes Gesetz aufgehoben ist, versöhnt; und den Tod desjenigen, der die Aufhebung oder die Erfüllung bewirkt hat, die Versöhnung Gottes nennen. Aber Ihr letzter Einwurf: daß nehmlich auf diese Weise unsre ganze Religion eigentlich weiter nichts als die Lehre von der Auferstehung oder von der Unsterblichkeit der Seele, und von den Mitteln sey uns dieser Gnade würdig zu machen, soll bey mir als eine Wahrheit gelten. Unser Evangelium ist die frohe Botschaft von der dem menschlichen Geschlechte wieder erworbenen Unsterblichkeit; und so oft Paulus zur Rechenschaft wegen seiner Lehre gezogen wird, dringt er gleich auf das letzte Resultat, auf die Auferstehung von den Todten, und auf dasjenige was diese Aussicht von uns fordert.

So weit geht das Theoretische in dieser Sache, welches die Pharisäer ebenfalls gelehret haben können, und wahrscheinlich gelehret haben, da sie mit solcher Macht die Unsterblichkeit der Seele gegen das Gesetz und die Orthodoxen ihrer Zeit zu behaupten hatten. Bloß gegen unsre Theorie haben Sie mir Schwierigkeiten gemacht, und diese vermeine ich damit gegen Sie hinlänglich gerettet zu haben. Ueber das Faktum, daß wirklich der Ewige Mensch geworden sey, und das Gesetz erfüllt habe; daß Jesus von Nazareth der Ewige gewesen; und daß der Geist Gottes, so wie wir Christen es behaupten, über die Menschen ausgegossen worden, habe ich nicht mit Ihnen zu streiten. Paulus wurde hiervon durch ein Wunder überzeugt; und wenn Sie dieses auch verlangen: so kann ich Ihnen nicht helfen. Ich sollte aber doch glauben, wenn Sie in allen Prämissen, welche in der Schule der Pharisäer gelehret worden, mit mir einig sind, daß Ihnen die Geschichte, wenn Sie die Beweise Selbst prüfen, und die Zeugnisse der Jünger Christus nur als menschliche Zeugnisse gelten lassen wollen, allerdings glaubhaft vorkommen würde.

Sie sind ein Philosoph, der die Unsterblichkeit der Seele wünscht, und ich bin zugleich ein Christ, der sie aus der Offenbarung glaubt. Sollten Sie nicht wünschen, diese Versicherung auch zu haben, und den Fluch des tödtenden Gesetzes, welches uns Moses bekannt gemacht hat, durch den Ewigen, in dem alle Menschen auf einmal der alten Naturschuld abgestorben und zur Sterblichkeit wiedergeboren sind, aufgehoben zu sehen? Ueberlegen Sie es, und sagen mir, was Sie noch für Zweifel dabey haben, nachdem Sie zuförderst unsre Lehre noch einmal aus dem Gesichtspunkte, worin ich solche itzt gestellet, betrachtet haben werden.

Ich bin u. s. w. —

* * *

Unter Mösers Papieren fand sich nachstehender kleiner Aufsatz in Betreff dieses Schreibens.

Ueber den Brief an den Oberrabbiner sind mir Vorwürfe gemacht worden; und fast sollte es mich gereuen, daß ich ihn bekannt gemacht habe. Der Anlaß dazu kann mich aber einigermaßen entschuldigen. Ein Freund mit welchem ich mich über die Göttlichkeit unserer Offenbarung unterredete, behauptete hartnäckig: daß alle andre Religionen, von Menschen erfunden, so viel Genie auch ihre Stifter gehabt hätten, nichts enthielten, was mit jener in einige Vergleichung gestellet werden könne.

Ohne dieses im geringsten zu leugnen, antwortete ich ihm: wie wir über die Kräfte des menschlichen Genies nicht urtheilen, und nicht wissen könnten, ob Gott nicht das einzige was jemals unter der Sonne gewesen wäre, zu seinen großen Absichten ausersehen haben mögte. — Er wollte aber nicht nachgeben; und brachte mich endlich dahin, ihm hitzig und übereilt zu sagen:

„Alle Religionen, welche auf die Unsterblichkeit „der Seelen gebauet sind, konnten in ihrem natürlichen „Gange auf keinen Erlöser kommen, weil sie ihn nicht „gebrauchten; und dieses sey der Fall aller Religionen, „außer der Jüdischen. Diese hingegen, welche ausdrücklich sagt, daß der erste Mensch das Ebenbild „Gottes oder die Unsterblichkeit verloren habe; welche „es zum ersten Gesetze macht, daß der Mensch wieder „zur Erde werden soll, wovon er genommen ist: diese „Religion, sage ich, müsse zuletzt durchaus auf einen „Erlöser und Versöhner führen; sie müsse schlechterdings alle Menschen in einem Ewigen sterben lassen, „nach=

„nachdem Gott einmal gesagt hätte, daß alle Menschen „des ewigen Todes sterben sollten. Auf eine andre Art „könnte sie sich nicht helfen, und eine Hülfe wäre doch „nöthig. Denn eine jede Nation, sobald sie anfinge „sich zu bilden, wolle durchaus ein ewiges Leben. Je „größer und trauriger ihre Schicksale werden; je öfte„rer der Ungerechte auf dem Throne sitzt, und der Ge„rechte im Staube kriecht: desto heißer würden ihre „Wünsche nach einem künftigen Leben seyn, desto mehr „würde sie ihre Hofnungen auf eine billigere Zukunft „richten, und desto öfterer würde sie Propheten zu ih„rer Beruhigung erwecken. Dieses bringt der natür„liche Gang ihrer Empfindungen und Gedanken mit sich; „und sollte diese Nation einen Gott anbeten der ihr alle „Hofnung jenseits des Grabes untersagt hätte: sie „würde sich wider sein Gebot empören, Himmel und „Erde zum Mitleid bewegen, und zuletzt, es möge kosten „was es wolle, ein Mittel ausfinden, diesen Fluch des „Gesetzes in einen tröstlichen Segen zu verwandeln. — „Dies würde die Nation thun, wenn sie anders aus „denkenden Menschen bestünde; diesen sey es nicht mög„lich ohne alle Hofnungen ins Grab zu gehen.....“

Mein Freund blieb jedoch auf seinem Sinn, und behauptete eines Theils: daß die Mosaische Religion die Unsterblichkeit der Seelen ebenfalls vorausgesetzt hätte; und andern Theils: daß die Folge nicht so gewesen wäre, wie ich sie zu meiner Behauptung nöthig hätte. — Hierauf sandte ich ihm den Brief an den Oberrabbiner, und schrieb ihm dabey: „Ich verlange nicht, daß „Sie auch nur das Geringste von dem was ich gesagt, „für wahr halten sollen; aber glauben Sie nicht, daß „die Geschichte, so wie ich sie beschrieben, mög„lich sey?“

Schrei-

Schreiben an den P. J. K. in W.

über die künftige Vereinigung der Evangelischen und Katholischen Kirche *).

Würdiger lieber Herr!

Ihr erster Schritt zur Vereinigung der Katholischen und Protestantischen Kirche zeugt von einer solchen Einsicht und Mäßigung, daß ich ihn mit der dankbarsten Rührung vernommen und bewundert habe. Allein, edler

*) Es erschien 1779 eine Schrift: „Der erste Schritt „zur Vereinigung der Evangelischen und Katholischen „Kirche; von P. J. K. in W." auf zwey Bogen. Eine Materie, welche die Katholiken immer gern, und auch itzt wieder, auf die Bahn gebracht haben. Gegen jenen ersten Schritt schrieb unter andern der Prof. Herr Kern zu Ulm: „Beurtheilung der Vorschläge „des Mönchs P. J. K. in W. in seinem Ersten Schritt „u. s. w. (Ulm, 1779. 8.)." Auch ließ Möser dagegen als Antwort in seiner feinen ironischen Manier drukken: „Schreiben an den P. J. K. in W. den ersten „Schritt zur künftigen Vereinigung u. s. w. betreffend. „(Frankf. und Leipz. bey Perrenon, 1780. 1 Bog. 8.)." Bey dem Abdruck dieses Bogens in der Berlinischen Monatsschrift 1786 Junius Nr. 2, fügte Er die Nachschrift hinzu. N.

edler Menschenfreund, es ist meiner Meinung nach die Verschiedenheit nicht sowohl unsrer Glaubenslehren, als des politischen Interesse, was unsre Trennung unterhält und eine Vereinigung schwer macht.

Leicht, denke ich als ein frommer Laie, würden wir uns über die sieben Sakramente vereinigen. Wir Protestanten rechnen die Sakramente unter die nothwendigen Mittel zur Seligkeit; und dafür halten wir bloß die Taufe und das Abendmahl. Ihr Katholiken hingegen haltet dieselben für heilige mit Gott eingegangene, und daher unverbrüchliche Verbindungen; und unter dieser Erklärung können alle sieben beysammen stehen. Wir brauchten also zu unsrer Vereinigung weiter nichts zu thun, als uns einander zu verstehen.

In Ansehung der Taufe sind wir im Wesentlichen nicht verschieden. Im Abendmahl glauben wir alle den wahren Leib Christi zu empfangen; es ist bloß das W i e? worüber wir streiten. Und hierüber könnte die Kirche, ohne dem einen oder andern Theile zu nahe zu thun, gar wohl das Stillschweigen gebieten; der Streit ist ohnehin nicht sehr erbaulich, und im Grunde die Sache vielleicht zu hoch für die menschlichen Begriffe. Dann bliebe noch der Unterschied wegen des Kelches übrig, den aber die Katholiken aus Liebe zum Frieden gar wohl mit uns trinken könnten. Christus wollte sich mit seiner künftigen Gemeine nicht bloß dem Leibe, sondern auch der Seele nach vereinigen; und darum gab er uns sein Blut, worunter man sich bey den Juden die Seele gedachte.

Eben so könnten wir aus Liebe zum Frieden so wohl die Ohrenbeichte als das Fegefeuer annehmen. Dies letztere kann die katholische Kirche gar nicht entbehren, da sie viele und nothwendige Ausgaben, wozu gar

kein

kein andrer Fond vorhanden ist, daraus bestreiten muß. Wir aber könnten es als das vortreflichste Band der Menschheit verehren. Denn, indem es die Seligkeit des Monarchen von der Fürbitte seiner Unterthanen mit abhängen macht: so liegt darin ein starker Bewegungsgrund für ihn, diese in seinem Leben zu schonen und zu lieben; ein Bewegungsgrund für jeden Menschen, seinen Mitbürgern wohl zu thun, um sich ihre Fürbitte zu erwerben. Und warum sollte Gott oder die Kirche nicht, um Liebe und Wohlthun unter seinen Geschöpfen zu befördern, so etwas weislich und gnädig bestimmt, und damit die Ewigkeit der Höllenstrafen, die einige unter uns doch bezweifeln, weislich ermäßiget haben?

Die erstere aber hätten wir billig allezeit beybehalten, und jeden Pfarrer oder Beichtiger anweisen sollen, der Obrigkeit jährlich eine Sündentabelle einzusenden, um daraus den sittlichen Wohlstand oder das sittliche Verderben ihrer Unterthanen beurtheilen, und sich mit Gesetzen und Strafen darnach richten zu können. Auf diese Art kann dieselbe den größten Nutzen haben, wie die ehmalige Geschichte der Vergiftungen in Frankreich lehret; sie ist dann die Konduitenliste der Menschheit, und was könnte für einen menschenliebenden Regenten unterrichtender seyn als diese? Mehrmals haben mich die Jesuiten versichert, daß gewisse Arten von Sünden, die zu Rom herrschten, in Westphalen gar nicht bekannt, und die gemeinen Leute dahier zehnmal frömmer als anderwärts wären. Dieses wußten sie aus der Ohrenbeichte; und ich glaube, daß man aus den Sündenlisten noch bessere Schlüsse als aus den Todtenlisten machen könnte. Rousseau würde gewiß den Einfluß der Wissenschaften auf das menschliche Geschlecht daraus berechnet haben.

Den ehelosen Stand der Priester nehme ich in meinem sechzigsten Jahre gern an. Wie manches Bischofthum würde längst, wie die Herzogthümer und Grafschaften, vererbt und verschlungen seyn, wenn jeder Bischof eines Weibes Mann geworden wäre? Wie manches geistliche Lehen würde ietzt gleich den weltlichen verdunkelt, und mit den Erbgütern einer Familie vermischt seyn, wenn den Pfründnern das Heirathen wäre erlaubt worden? Wie manche Pfarre mögte jetzt ohne alle Einkünfte bestehn, nachdem die Zehnten verschwunden, und die Geldeinkünfe mit dem Verfall der Münze in Nichts verwandelt sind, wenn nicht hie und da ein eheloser Priester das Seinige daran vermacht hätte? Und womit wollte man endlich Verdienste belohnt haben, wenn die Präbenden solchergestalt Lehngüter gewisser Familien geworden wären; oder was würde die Welt bey einer Bevölkerung, die sich weder dem Ackerbau noch den Künsten gewidmet hätte, gewonnen haben? Sicher würde ein Kind aus der Klasse die alle übrigen unterhält, und die denn auch noch wohl einmal mitunter eine Aufmunterung und Belohnung verdient, nie zu Ehren und Würden gelangt seyn.

Gegen die Klöster würden wir Protestanten mit Grunde nichts erinnern können, so bald die Kirche um der menschlichen Schwachheit willen fest setzte, daß ein Klostergelübde nicht länger als sechs Jahre binden, und im siebenten ein Freyjahr seyn sollte; in diesem müßte jeder Bischof die Klöster seiner Diöces persönlich visitiren, und entweder die Erneuerung des Gelübdes auf andre sechs Jahre annehmen, oder denjenigen die solches nicht zu erneuern wünschten, die Freyheit ertheilen. Auf diese Art würden wir die Klöster als heilige Ruhestätten und sichere Zufluchtsörter betrachten, worin die Kinder der

Män=

Männer, die dem Staate gedient und nicht viel erübriget hätten, gleichsam auf öffentliche Kosten versorgt würden; und wodurch der Fürst dem Lande eine Pension, sich selbst aber die Bekümmerniß ersparte, seinen Bedienten wie den Soldaten das Heirathen untersagen oder ihnen auf chinesische Art begegnen zu müssen: denn eines von beiden müßte doch geschehn, um die Zahl der Drohnen, welche keinen Honig eintragen, zu vermindern. Wahrscheinlich würden sehr wenige in dem Freyjahre ihre Entlassung verlangen, sehr viele aber mit dem Gedanken, daß sie ihre Freyheit erhalten könnten, ruhiger beten und schlafen.

Ueber die guten Werke würden wir uns leicht dahin vergleichen, daß nur die Werke des natürlichen (ungetauften) Menschen vor Gott nichts gelten; aber die Werke eines Christen, dem das Verdienst seines Erlösers zugerechnet wird, nach dem Verhältniß dieser Zurechnung, verdienstlich heißen sollten. Der Gedanke reizet immer mehr und mehr zum Wohlthun.

Auch, dächte ich, würden wir uns wegen der Messe, wenn wir nur das unblutige Opfer in dem rechten Verstande nähmen, und Ihr Euch nur ein wenig schlichter darüber ausdrücktet, noch wohl vereinigen; und die Unfehlbarkeit der Kirche dürfte dem wenigsten Zweifel unterworfen seyn. Denn auch bey uns ist die Stimme des Volks die Stimme Gottes, und die Stimme einer ordentlich berufenen Kirchenversammlung die Stimme des heiligen Geistes, der sich ein jeder unterwerfen muß, weil es keine Engelversammlung giebt, woran man von dem Ausspruche der Kirche appelliren könnte. Und wenn wir auch einmal eine Reformation vornehmen, und die Sonne, welche in der ersten Kirche um die Erde ging, in der jetzigen stille stehen lassen: so beweiset dieses nichts

gegen ihre Unfehlbarkeit; sondern der heil. Geist oder die Kirche redet mit Kindern anders als mit Männern, und so wie sich die Begriffe mehr entwickeln, kann uns auch der heilige Geist, der uns auf jeder Stufe folgt, mehr erleuchten. Die Empfänglichkeit eines Leibnitz verträgt höhere Ideen als die von dem gemeinen Mann; und die Kirche fehlet nicht, wenn sie bis dahin daß alle Bauern Mathematiker seyn werden, die Sonne am Zeiger Ahas sich verweilen läßt.

Auf solche oder auf eine andere gute Art, sage ich, würden sich die Spitzen mancher schönen Streitfrage abründen lassen, so daß man nicht mehr davon behielte, als zur Schärfung des menschlichen Verstandes, und zur Erweckung nützlicher Leidenschaften nöthig wäre; denn etwas Wetteifer, dann und wann ein Triumpf oder Niederlage unsrer Urtheilskräfte, wird doch beybehalten werden müssen, um die religiösen Empfindungen nicht einschlafen, und den Forschungsgeist ganz ungereizt zu lassen. Vielleicht würden auch einige Heiligen dem itzigen Bedürfnisse unsrer Empfindsamkeit gerade recht kommen. — — Allein wie wir die Verschiedenheit unsers politischen Interesse vereinigen werden, das sehe ich nicht.

Es war eine Zeit, wo nur ein geistliches und ein weltliches Primat in der christlichen Kirche war: der Papst und der Kaiser. Aber, so wie sich das weltliche Primat in der abendländischen Christenheit nicht wieder herstellen lassen wird; und so wie es auch in unserm lieben Deutschlande nicht wieder zu dem Ansehen gelangen mögte, worin es zu der Zeit war, als Hadrian und Karl der Große zu gleichen Zwecken arbeiteten: so wird sich auch schwerlich das Primat der Kirchen in seine alten Besitzungen wieder einführen lassen. Der Kaiser macht noch hie und da einen Pfalzgrafen, und der Pfalzgraf

einen

einen Notarius, welchen der eine Fürst mit, und der andre ohne Immatrikulation, sein Amt verrichten läßt; aber mehrere Freyheiten in den Ländern der Reichsstände zu ertheilen, ist ihm durch die Kapitulation abgeschnitten. Auf gleiche Art würden es auch die Protestantischen Fürsten dem Papste zur Noth erlauben, in ihren Ländern einem Superintendenten oder Bischofe das geistliche Amt zu geben, vorausgesetzt daß die Bischofsmütze nicht höher als ein Doktorhut käme; aber schwerlich werden sie demselben etwas zum Nachtheil ihrer Gerichtsbarkeit, ihres Dispensationsrechts, ihrer Landeshoheit, und insbesondre ihrer Steuer- und Stempelkassen einräumen wollen. Sie werden allgemeine Kirchenversammlungen in der Christenheit der itzigen Verfassung unangemessen, und in Deutschland für ihre Unterthanen zu kostbar und beschwerlich finden. Sie werden die große Kette der Hierarchie fürchten, und sich von vereinzelten Pfarrern mehrern Gehorsam als von den unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte konföderirten versprechen. Der Fels Petri wird ihnen eben so verhaßt wie ein Reichsgericht seyn, da sich beide der mindermächtigen geistlichen und weltlichen Orden und Stände gegen die Großen annehmen. Die glückliche Lage dieses Felsen in einem eignen unabhängigen Staate wird ihnen zwar angenehm, aber doch immer auch bedenklich scheinen, da sich die Donnerwolken aus den zunächst gelegenen Staaten nicht daran brechen. Sie werden daher fürchten, daß der südliche Einfluß zum Nachtheil des Nordens würken werde; und wenn sie auch nichts dabey zu erinnern haben, daß ihren Unterthanen die Fasten von Rom aus vorgeschrieben werden: so werden sie doch die Freyheit der Presse, wodurch die Buchhandlung in ihren Ländern blühet, nicht einschränken lassen; sie werden die päpstlichen Monate und andre Reservate bei den Kapi-

 teln

teln nicht verlieren wollen, da sie so manchen treuen Diener damit ohne ihren Schaden bezahlen können. Es wird die Immunität so wohl der Personen als der Oerter ihren Beyfall nicht erhalten, und der kostbare Unterhalt besondrer geistlicher Richter bey der jetzigen Militarverfassung, ihnen überflüssig vorkommen. Sie werden ihre Geistlichkeit zur Zeit der Noth auch ohne päpstliche Einwilligung besteuren, und mit einem Worte dem heiligen Vater von allem dem nichts geben wollen, was sie selbst gebrauchen können.

Dieses ist der wahre Knoten der die Vereinigung unter uns hindert, und worin die Kirche ihren jüngern Kindern nichts nachgeben kann, ohne den ältern eben so viel nachzugebeu, und somit auf beiden Seiten zu verlieren. Das kann und wird aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Sachen in unsrer sublunarischen Welt nie geschehen; und man wird in den Kabinetten unsrer Fürsten eher das heilige Oel, das unentgeldlich gegeben wird, als die Taxe der Römischen Kanzley zulassen. Wir Protestanten glauben; das Reich Christi sey nicht von dieser Welt, und die Religion müsse dem Staate so wenig als möglich zur Last fallen. Ihr Katholiken hingegen glaubt: die christliche Kirche unter ihrem sichtbaren Oberhaupte müsse auch in weltlichem Ansehen stehen, und zur Zeit der Trübsale mit diesem ihrem Ansehen der weltlichen Macht entgegen treten können. Daher muß der Römische Hof, um sich und die Geistlichkeit dabey zu erhalten, immer viel Politik gebrauchen, auf alle Begebenheiten in der Welt ein wachsames Auge haben, und sich in die Staatssachen mischen; welches aber unsern protestantischen Fürsten eben so ungelegen ist, als manchem katholischen. Das läßt sich aber nach Eurer hierarchischen Verfassung unmöglich ändern, ohne deren ganzen Würkungs-

kungskreis aufzuheben, und somit die Monarchie der Kirche in eine Aristokratie zu verwandeln.

Der Plan zu unsrer Vereinigung, edler Menschenfreund, ist demnach also anzulegen: daß zuerst die politischen, und hernach die theologischen Schwierigkeiten geebnet werden; und wie hiezu der erste Schritt zu machen sey, das wünschte ich von Ihnen zu vernehmen. Jetzt wird die protestantische Kirche allein von der Bibel beherrscht: einem Fürsten der ruhig auf dem Thron sitzt, nicht den geringsten Aufwand erfordert, sich von jedem Menschen sprechen und keinen ohne Trost von sich läßt; man findet bey ihm alles was man sucht. So bequem und wohlfeil hat es die katholische Kirche nicht; sie hat ein Oberhaupt mit dem repräsentirenden Charakter der Gottheit. Dieses erfordert allein zwey und siebenzig Kardinäle, und eine Suite — — O lieber Pater! ich fürchte, ich fürchte, es wird nichts daraus; wir sind zu sehr an unsern guten Herrn und an die Freyheit gewöhnt. Indessen erwarte ich doch noch Ihre Vorschläge, und eine kleine Antwort auf folgende Fragen: Sollte es für Oestreich rathsam seyn, Preußen zur katholischen Religion zu bringen, und sich damit einerseits aller der Vortheile zu begeben welche ihm aus der jetzigen Trennung zuwachsen, und anderseits sich zu der ihm unter den itzigen Umständen ewig bestimmten Kaiserkrone einen mächtigen Mitwerber zu erwecken? Sollte den mindermächtigen so wohl katholischen als evangelischen Ständen so sehr damit gedienet seyn, daß ein künftiger Friedrich und eine künftige Maria Theresia für sich und ihre Staaten sich am Altare vereinigten? Sollte der Papst bey der itzigen Einigkeit der Bourbone sich besser stehn, wenn die Religionstrennung, und mit dieser die Eifersucht aufhörte, welche Karls V Nachfol-

ger abhält, Rom noch einmal heimzusuchen? Sollten die Stifter in Deutschland noch lange unabhängig und unzertheilt bleiben, wenn es der Unfriede in der Kirche nicht hinderte? Und hat sich nicht das itzige politische System dergestalt auf die Religionstrennung gelehnt, daß eins mit dem andern stehen oder fallen muß?

Diese Antwort erwarte ich von Ihnen, und bin u. s. w. —

Nachschrift.

Noch eins! Gesetzt, verständige und billige Männer von beiden Seiten kämen endlich in allen Punkten überein; auf welche Weise sollte die förmliche Vereinigung geschehen, in dem Fall, da man katholischer Seits etwas nachgeben wollte? Der Papst für sich hat in Ansehung der Glaubenslehren seiner Kirche gar keine Gewalt; er kann nicht das mindeste davon ab- oder dazuthun; dieses gehört für die allgemeine Kirche. Sollte nun der Papst eine allgemeine Kirchenversammlung anstellen, und dieses aufs Ungewisse? Das würde in der That ein sehr unpolitischer Streich seyn; und wie würden die Ketzer lachen, wenn etwa die Spanischen Bischöfe dasjenige nicht billigten, was einige gutmüthige Theologen in Deutschland aus Liebe zur Vereinigung nachzugeben gedächten? In welche einheimische Widersprüche würde die Kirche verfallen, wenn der Papst diesen oder jenen Zusatz erheblich genug fände um darüber die ganze Kirche zu hören, und diese sich theilte? Nie kann der Papst sich dieser Gefahr aussetzen; und so wenig in England ein Minister es wagen wird, auf eine Veränderung der bekannten 39 Punkte im Parlamente anzutragen (ungeachtet fast ein jeder von der Nothwendigkeit einer solchen Veränderung überzeugt ist), weil zuverlässig Schottland sich darüber von England trennen wür-

würde: eben so wenig wird das Kardinalskollegium zu einem solchen Schritte rathen. Und so bleibt nur der einzige Weg zur Vereinigung übrig: daß katholischer Seits in Ansehung der Glaubenslehren nichts nachgegeben werde.

Protestantischer Seits scheint man dieses gar nicht zu bedenken, wie ich aus manchen Vorwürfen schließe, die hie und da den Katholischen darüber gemacht werden, warum sie ihre Kirche die allein seligmachende nennen? oder warum sie dieses oder jenes, was den Protestanten ganz unvernünftig dünket, nicht vorläufig abstellen? Allein steht dieses in des Kaisers, oder des Papstes, oder eines Bischofes Macht? und kann man mit Billigkeit von ihnen fordern, daß sie etwas abstellen sollen, was von ihnen nicht abhängt, und worüber sie sich nicht erklären können, ohne in fremde Rechte zu greifen? — Mit einem Worte: ohne Kirchenversammlung ist die förmliche Vereinigung unmöglich; und an jene ist gar nicht zu denken.

Ueber
die Deutsche Sprache und Litteratur.
Schreiben an einen Freund *).

Edler lieber Freund!

Es liegt völlig in dem großen Plane Ihres Königs, daß er nun auch einen Blick auf unsre Deutsche Litteratur geworfen hat. Nachdem er sich an die vierzig Jahr damit beschäftiget, seinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben, und ihn gelehrt hatte die größten Bewegungen mit der leichtesten Mühe zu machen: so wagte

*) Möser ließ dieses Schreiben in den Westphälischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen (einer Wochenschrift worin mehrere seiner kleinen Aufsätze zuerst erschienen sind) bey der Veranlassung abdrucken, als König Friedrich der Zweyte am Ende des J. 1780 Seinen bekannten Brief: De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger, herausgegeben hatte. — Mösers Aufsatz ward bald darauf, „1781 Osnabrück in der Schmidtschen Buchhandlung," „nebst einer Nachschrift, die National-Erziehung der „alten Deutschen betreffend," auf 55 Seiten in 8. abgedruckt. Diese sogenannte Nachschrift ist hier weggelassen; denn der für sich bestehende Aufsatz über die Nationalerziehung der alten Deutschen findet sich schon in den Patr. Phantasieen, Th. 4, S. 13 folgg. N.

waagte er es in seinem Werke über die Vaterlandsliebe *) dieser Maschine ein Herz und eine Seele zu geben; und wie diese Schöpfung vorüber ist, kömmt er nun endlich auch zu den Wissenschaften, welche den Putz dieses zu allen Verrichtungen fähigen Körpers besorgen sollen. Andere Fürsten haben mit den letztern, weil sie mehr in die Augen spielen, angefangen, oder wo sie sich zuerst mit der Organisation ihres Staats befasset haben, diese so geschwind und gewaltsam betrieben, daß die besten Hebel darüber zersprungen sind. Er aber, ungeachtet er früh die Musen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat sich als ein weiser Hausvater lange bey dem Nothwendigen und Nützlichen verweilet, und den Putz nicht eher seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt als es die natürliche Ordnung erforderte.

Allein dieses scheint mir nicht in seinem Plane zu liegen, daß wir bey den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen, und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen sollen, was wir selbst daheim haben können. Hier vermisse ich den Hausvater; und Sie haben, meiner Meinung nach, Recht zu fragen: ob wir nicht selbst unsre Eichen also ziehen können, daß sie den härtesten, höchsten und reinsten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen, und so wenig in den Aesten fohren, als von Mooße bekümmert werden; oder ob wir solche von einem französischen Kunstgärtner zustutzen und aufschnitzeln, und unsre Wälder in einen regulären Sternbusch verwandeln lassen sollen? Mit andern Worten: ob wir nicht besser thun unsre Götze von Berlichin-

*) Lettres sur l'amour de la patrie, ou correspondance d'Anapistémon et de Philopatros, am Ende des J. 1779. N.

lichingen, so wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eignen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder sie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren?

Indeß bleibt es doch noch immer eine wichtige Frage, ob wir würklich eigne Gewächse haben: die eine Kultur verdienen, und ob unsre Art der Kultur der fremden vorzuziehen sey? Hieran hat der König natürlicher Weise gezweifelt, weil er sonst ganz gewiß das Einheimische dem Auswärtigen vorgezogen haben würde; und hier bin ich in der That verlegner als Sie wohl glauben, ungeachtet ich die veredelten Stauden unsers Bodens, welche Jerusalem *) dem Könige vorzählt, mehr als einmal vor mir aufgestellet und betrachtet habe.

Unsre Empfindungen sind das erste von allem, ihnen haben wir Gedanken und Ausdruck zu danken. Große Empfindungen aber können allein von großen Begebenheiten entstehen, die Gefahr macht Helden, und der Ocean hat tausend Waghälse ehe das feste Land einen hat. Es müssen große Schwierigkeiten zu überwinden seyn, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unserer Seele empor schießen sollen; und diese Ueberwindung muß der Ehre, der Liebe, der Rache und andern großen Leidenschaften durchaus nothwendig seyn, oder der Geist hebt sich nicht aus seinem gewöhnlichen Stande, die Seele umfaßt keine große Sphäre, und der Mensch bleibt das ordinäre Geschöpf, was wir täglich sehen, und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen. Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bey uns Deut=

*) In seinem Bericht, über die Deutsche Sprache und Litteratur.

Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wache stehender Heere maschinenmäßig seinen Gang, wir suchen die Ehre fast bloß im Dienste oder in der Gelehrsamkeit, und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden; unsre Schönen stimmen leichter zu ordentlichen als heroischen Empfindungen; und der Zweykampf, der sich immer noch glücklicher Weise erhält, versöhnet den Rächer, und wehret der meuchelmörderischen Wollust, welche die Rache erfinderisch und begeistert macht. Oder wo sich ja eine große Begebenheit, die das menschliche Geschlecht interessirt, zeigt: so wirkt sie auf uns so stark nicht wie auf andere Nationen. Die Geschichte des Müllers Arnold würde in Frankreich alle Parlamenter und in England alle Parteyen, die vor und wider den König sind, in Bewegung gesetzt haben. Aber in Deutschland hat man sie sich als eine frohe Neuigkeit erzählet; keiner hat die Gefahr laut gerüget, welche dem Staate bevorsteht, worin die Rechtssachen im Kabinet untersuchet und entschieden werden; und nicht einmal ein Schmeichler hat es gewagt zu sagen, daß es ein dem Könige zum ersten und einzigenmale entschlüpfter Donnerkeil sey, der aber, indem er eine große Veränderung in der Justizverwaltung nach sich gezogen, einen Fels gespalten und eine Goldmine bloß geleget habe.

Unsre Empfindungen sind nicht zu der feinen Rachsucht gestimmt, welche in Lessings Emilie tönt; und wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des Deutschen Reichssystems stürzt sich bey uns kein Curtius in den Abgrund.

Wenn

Wenn wir aber so wenig große Begebenheiten haben, als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollen wir denn zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andre Nationen auszeichnet? Kann die schlaffe Seele eben das was die hochgespannte würken? Und müssen wir nicht, da wir kein einziges großes Interesse weder im Staate noch in der Liebe haben, bey unserm beständig kalten Blute vor dem Wagstück schaudern, das dem Manne auf dem Ocean keine einzige Ueberlegung kostet? O es war ein großer Gedanke von Mengs: „Raphael kann in der Kunst „übertroffen werden, aber keiner wird wie Raphael em„pfinden;" und nach demselben sage ich: einige Deutsche können vielleicht dem Italiäner an Feinheit, dem Spanier an Edelmuth, dem Engländer an Freyheitsstolz, was die Kunst oder den Ausdruck angeht, gleich kommen; aber im Allgemeinen geredet, wird keiner von ihnen das wahre feine Gefühl des Italiäners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freyheit und Eigenthum eines Engländers damit verbinden. Keiner wird in allem so wahr empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen, als die Nationen, welche durch würkliche Umstände genöthiget werden ihre höchste Empfindung hervorzupressen und auszudrücken; und ohne Wahrheit ist keine vollkommene Größe, so wenig in der Musik als in der Malerey, und in andern schönen Wissenschaften. Mit derselben aber sind auch Concetti unterweilen erträglich.

Eben so denke ich von den Franzosen, die (wie die Deutschen) alle Töne zum Theil glücklich versuchen, aber nie wahre Engländer an Größe, nie wahre Italiäner an Feinheit, und nie wahre Spanier in hoher Liebe werden; bloß in der Vaterlandsliebe haben sie vor uns natür=

natürliche Vortheile und Vorzüge. So wie die ersten beiden Nationen auf der Landkarte zwischen den andern liegen: so liegen sie auch auf der Karte der Empfindungen; und beide sind nur in ihrer Manier, wie sie sich jenen äußersten Nationen in der Sphäre der Empfindung nähern, unterschieden: der Franzose mit einem leichten, der Deutsche mit einem gemessenen Schritte. Der erste geht auf dem Wege zur Verschönerung, der andre auf dem zur Richtigkeit, über die Gränzen der großen Empfindungen hinaus, die bloß wahr ausgedrückt, und so wenig verschönert, als in jeder einzelnen Partie mit einer kleinlichen Genauigkeit vorgetragen seyn wollen.

Jedoch dieses bey Seite, und immer vorausgesetzt, daß unser Klima so gut als andre, seine eignen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmet sind: so dünkt mich, daß wir allemal am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen; und wenn wir diesen Zweck erhalten, so müssen sie auch in dieser Art schön und groß werden: denn alles in der Welt ist doch nur relativ schön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück: Götz von Berlichingen, ist immer ein edles und schönes Produkt unsers Bodens, es hat recht vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sey die ihm den Gaumen zusammen gezogen habe, und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt

sind,

sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl seyn; und wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute bey Seite setzen. Der beste Gesang für unsre Nation ist unstreitig ein Bardit, der sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt; und das beste Schauspiel, was ihnen hohen Muth giebt: nicht aber, was dem schwachen Ausschusse des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt, oder das Herz einer Hofdame schmelzen macht. Jenes ist gewiß der Vortheil, den der König von allen schönen Wissenschaften fordert, und welchen Sulzer als den einzigen und würdigsten von ihnen betrachtete; es ist der Vortheil, den Gleim in den Liedern des Preußischen Grenadiers so glücklich erreichte; und ich glaube, daß es der einzige wahre sey, den man für ein Volk, wie das Deutsche ist, suchen müsse. Der entnervende Gesang, der wollüstige Tanz, und die entzückenden oder bezaubernden Vorstellungen mögen Völkern gefallen, denen sie besser als uns dienen und bekommen; in denen aber auch der König nicht die Härte, nicht die Dauer und nicht das Herz seiner Grenadiere finden wird. Hier kann ich es auf den Ausspruch seines eignen Ministers des Herrn von Herzberg ankommen lassen.

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken, oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheinet mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten, und lieber Italiänische oder Französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als

Deutsche

Deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerley schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauren an die Sonne zwingen, oder mit kostbaren Treibhäusern beym Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren thöricht genug zu glauben, daß wir diese unsre halbreifen Früchte den Fremden, bey denen sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten: sie waren stolz genug zu denken, daß die Italiäner mit uns in unsern in feuchter Luft gebaueten Grotten schaudern würden; sie die Geßners Schäferhütte allen unsern Kostbarkeiten von dieser Art vorziehen.

Schön und groß aber können unsre Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Göthe, Bürger, und andere Neuere geleget haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt, und das gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Produkte; und dieser verdient den dankbarsten Beyfall der Nation, so wie er ihn auch würklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestöret, und durch den Ton der Herrn und Damen die eine Pariser Pastete dem besten Stücke Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden.

Göthens Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus

aus dem National-Leben unsrer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und wie billig Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hülfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drey Einheiten geben, und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöset hätte, wenn er aus dem einen Stücke drey gemacht, und diejenigen Gemälde zusammen geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partieen mahlen, und diese stehen zusammen wie die Gemälde vieler großen Landschaftsmaler, ohne daß die Gallerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist.

Darneben sollten diese Partieen wahre einheimische Volksstücke seyn: er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne fremde gelehrte Hülfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Colorit vernachläßiget, oder wider das Costume gefehlet habe: so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht bloß für den Hof gearbeitet, und keine Epopöe, oder kein reguläres Ganze geliefert hat. Die Wahl seiner Partieen würde auch immer gut geblieben seyn, wenn es einige seiner Nachfolger, die alle sieben Theater von Neapel, welche für sieben unterschiedne Klassen der Nation eröfnet werden, in ein einziges zusammen ziehen, und Hofleute und Lazzaroni mit einer-

ley

ley Kost vergnügen wollten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber ist Göthe unschuldig, ob er gleich noch vieles gegen diejenigen zu sagen haben mögte, die aus einem übertriebenen Ekel gar nichts nacktes leiden, und die schönste Venus nicht anders als unter der Decke wissen wollen.

Jedoch ich will den Tadel des Königs, so weit er uns allgemein trift, einmal als richtig annehmen, und ihn also ausdrücken: daß wir Deutsche in der Wahl der Partieen, die wir dem Auge oder dem Ohre dargestellet haben, zu wenig Geschmack bewiesen, und auch diese so wunderlich und abenteuerlich zusammen gestellet haben, wie es Shakespeare, nach dem Urtheile des Herrn von Voltaire, gethan haben soll; ich will einmal zugeben, daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meisterstücken eines Corneille oder Voltaire, die nicht leicht jemand höher schätzen kann als ich sie selbst schätze, verglichen werden könnte; — so kömmt es doch noch immer auf die Frage an, ob wir auf unserm Wege, oder auf demjenigen welchen andre Nationen erwählet haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, was die Natur für uns bestimmt hat?

Der Weg welchen die Italiäner und Franzosen erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht, und nun alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte. Hierüber ist bey ihnen die dichterische Natur verarmt, und die Mannichfaltigkeit verloren gegangen. Der Deutsche hingegen hat, wie der Engländer, die Mannichfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Gesicht mit unter als lauter Habichtsnasen malen wollen.

Man sieht die Verschiedenheit der Wege, worauf diese Nationen zum Tempel des Geschmacks gegangen sind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cåsars, so wie ihn Shakespeare und Voltaire uns gegeben haben, neben einander stellet; Voltaire sagt es ausdrücklich, und man sieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget, und nur dasjenige weggelassen habe, was sich mit den Regeln eines guten Trauerspiels und der französischen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier sieht man beym Shakespeare ein aufgebrachtes Volk, bey dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Backen schwellen, die Augen funkeln und die Lungen schäumen; ein bitters, böses, wildes und wütendes Volk, und einen hämischen Kerl mit unter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er sey nicht Cinna der Mörder Cåsars, sondern Cinna der Dichter, seiner elenden Verse halber das Herz aus dem Leibe reissen will — und diese Löwen, Tyger und Affen führt Antonius mit der Macht seiner Beredtsamkeit gerade gegen die Mörder Cåsars, zu deren Unterstützung sie sich versammelt hatten. Was thut nun Voltaire? Er wischt alle diese starken Züge aus, und giebt uns ein glattes schönes glänzendes Bild, was in dieser Kunst nicht seines gleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts ist, was es seyn sollte.

Wollen Sie die Sache noch deutlicher haben: so vergleichen Sie, mein Freund! einen Englischen und Französischen Garten. In jenem finden sie, eben wie in Shakespeare's Stücken, Tempel, Grotten, Klausen, Dickichte, Riesensteine, Grabhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Wälder, Wiesen, Weiden, Dorfschaften, und unendliche Mannichfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durch einander vermischt, in diesem hingegen

schöne

schöne gerade Gänge, geschorne Hecken, herrliche schöne Obstbäume paarweise geordnet oder künstlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen gestaltet, Lusthäuser im feinsten Geschmack — und das alles so regelmäßig geordnet, daß man beym Auf- und Niedergehen sogleich alle Eintheilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann, und mit jedem Schritte auf die Einheit stößt, welche diese wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereiniget. Der Englische Gärtner will lieber zur Wildniß übergehn, als mit dem Franzosen in Berceaux und Charmullen eingeschlossen seyn. Fast eben so verhalten sich die Italiäner und Deutsche, außer daß jene sich in ihrer Art den Franzosen und diese den Engländern, ihren alten Brüdern, nähern und mehr Ordnung in die Sachen bringen.

Welcher von diesen beiden Wegen sollte nun aber wohl der beste seyn: der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst, welchen uns der Conventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen; oder der Weg zur Mannichfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröfnet? Ich denke immer: der letztere, ob er gleich zur Verwilderung führen kann. Denn es bleibt doch wohl eine unstreitige Wahrheit, daß tausend Mannichfaltigkeiten zur Einheit gestimmt, mehr Würkung thun als eine Einheit worin nur fünfe versammlet sind; und daß ein zweychöriges Heilig von Bach etwas ganz anders sey, als die schönste Arie, diese mag noch so lieblich klingen.

Selbst die Macht womit der Geschmack an den englischen Gärten jetzt ganz Europa überwältiget, kann uns lehren, daß der Weg zur Mannichfaltigkeit der wahre Weg zur Größe sey, und daß wenn wir nicht ewig in dem Ton der Galanterie, welcher zu Zeiten Ludewigs

XIV herrschte, bleiben wollen, wir nothwendig einmal zur mannichfaltigen Natur wieder zurückkehren, aus dieser von neuem schöpfen, und eine größere Menge von Naturalien als bisher, zu vereinigen suchen müssen; oder unsre Stücke werden zuletzt so fein und niedlich werden, wie eine Erzählung von Marmontel, in der man mit einem Blicke den Faden sehen kann wodurch sie zusammengehalten wird. Die Franzosen, welche vor einiger Zeit Shakespeares Werke in ihre Sprache übertrugen, fühlten den Fehler lebhaft, und wollten lieber von ihren Mitbuhlern borgen, als ewig Schüler ihrer tyrannischen Meister bleiben, die um den Ruhm ihrer Werke zu verewigen, alle ihre Nachkommen in der Kunst zu entmannen suchen.

Unser bisheriger geringer Fortgang auf diesem Wege darf uns aber nicht abhalten ihn zu verfolgen. Vielweniger dürfen wir den andern nehmen, wo die verwöhnten Liebhaber alle andern schönen Bäume ausgerottet haben, um lauter Pfirsiche zu essen. Was bey diesen Uebermuth und hoher Geist ist, würde bey uns Leichtsinnigkeit, oder Schwachheit, oder Sprödigkeit einer Häßlichen seyn. Ist es gleich schwerer unter einer großen Menge zu wählen, und gewählte unzählbare Sachen zu einem großen Zwecke zu vereinigen, als einen einförmigen Kranz von Rosenknospen zu binden: so ist auch die Würkung davon so viel größer, wenn die Wahl und Zusammenstellung wohl gerathen ist; und was Montesquieu und Winkelmann, zwey Männer die ich gern zusammen setze, weil sie mir einerley Größe und einerley Fehler gehabt zu haben scheinen, aus unzählbaren Bruchstücken von ganz verschiedener Art und Zeit zusammen gesetzt haben, wird immer ein Werk bleiben, welches der Heyne eines jeden Jahrhunderts seiner Aufmerksamkeit und Verbesserung werth achten wird.

Und wo ist die Einheit, die der König und die Natur von jedem Kunstwerke erfordern, glücklicher und unter einer grössern Menge von Mannichfaltigkeiten beachtet, als eben in diesen Werken? Die Menge und Verschiedenheit der Gegenstände, welche in einem Kunstwerke zusammen gestellet werden, ist also gewiß kein Hinderniß ihrer Schönheit, ob dieses gleich nicht von jedem Künstler überwunden werden kann; und es ist allezeit glaublich, daß es für die Stücke, welche in Shakespeares Manier gearbeitet werden, einen sehr hohen Vereinigungspunkt gebe, wenn wir gleich jetzt noch nicht hoch genug gestiegen sind, um ihn mit unsern sterblichen Augen zu erreichen. Die ganze Schöpfung ist gewiß zur Einheit gestimmt, und doch scheinet sie uns hie und da sehr wild, und noch wilder als ein englischer Garten zu seyn. Aber freylich was wir als Eins bewundern sollen, muß auch als Eins in unsern Gesichtskreis gestellet werden: und so dürfen wir den Vereinigungspunkt der Kunstwerke nicht so hoch legen, wie ihn der Schöpfer gelegt hat; oder wir schaffen nur Wildnisse. Indeß liegt doch die Einheit, da wo ein Gothischer Thurm mit prächtigen Römischen Gebäuden, oder wo, wie im Wilhelmsbade bey Hanau, die Fürstliche Wohnung unter Ruinen, mit schönen Gebäuden und Partieen glücklich zusammen stimmet, höher, als wo bloß eine Reihe schöner Häuser und wenn es auch in der Hauptstadt wäre, eine gerade lange Gasse ausmacht. Der Weißestein bey Cassel ist nach kühnern Regeln angelegt, als eine Römische Villa.

Außerdem aber hat das Nachahmen fremder Nationen leicht den innerlichen Fehler aller Kopieen, die man um deswillen geringer als ihre Originale schätzt, weil der Kopist natürlicher Weise immer mehr oder weni-

ger ausdrückt als der rechte Meister empfunden hat; es macht uns unwahr: und nichts schadet dem Fortgange der schönen Künste mehr als diese Unwahrheit, welche Quintilian die Unredlichkeit nennet.

Wie sehr diese Unwahrheit schade, können wir nicht deutlicher als an unsern geistlichen Rednern sehen, die indem sie göttliche Wahrheiten vortragen, dennoch nicht den Eindruck machen, welchen man davon erwarten könnte. Von diesen fordern wir gleich, so wie sie auftreten, eine heiligere Miene, einen feyerlichern Anstand, einen ernsthaftern Ton, und eine größere Salbung als ihnen die Natur in ihren ersten Jahren geben kann. Nun müssen sie dieser Miene, diesem Anstande und diesem Tone gemäß reden; sie müssen ihren Ausdruck höher als ihre Empfindungen spannen, sie müssen ihren Werken mehrere Tugend leihen als sie haben, um sie zu ihrem Vortrage zu stimmen — und dieses macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch zu unwahren Rednern, die nie dasjenige würken, was ein Claudius, der nichts ausdrücket als was er empfindet, und gerade in dieser aufrichtigen Uebereinstimmung sein ganzes Verdienst setzt, unter uns würket. Andre unter ihnen haben sich daher der großen Beredtsamkeit, worin das Herz des heiligen Paulus entbrannte, ganz enthalten, und dafür Gründlichkeit mit Simplicität verbunden. Ich glaube auch immer, daß wir Deutschen hiebey weniger wagen, als wenn wir mit den Flechiers und Massillons die Harfe Davids ergreifen, ohne den Geist zu haben.

Wieland, den Deutschland jetzt als den Meister in der Kunst, die Schleichwege des menschlichen Herzens zu entblößen, und den wahren Gang unsrer Leidenschaf-

ten

ten auf eine lehrreiche und angenehme Art vorzustellen, bewundert, schien mir in seinen ersten Versuchen ein unwahrer Dichter: seine Rede glühete mehr und sein Colorit war weit lebhafter als seine Empfindung; oder diese war, wie es der Jugend gewöhnlich ist, nicht hinlänglich genährt und gesättiget. Daher lieset man seine ersten Gedichte nicht mehr so gern wie seine spätern. Allein mit den Jahren wie mit dem Genusse ward seine Empfindung mächtig; nun ward ihm die Sprache oft zu enge, die volle Empfindung quoll über den Ausdruck, und man sah in seinen späten Werken immer mehr Schönheit, als ihm die Sprache zu zeigen verstattete.

Wahrscheinlich ist es auch nicht, daß wir uns so ganz in die Empfindung unsrer Nachbaren versetzen werden. So wie diese andre Bedürfnisse haben, so ist ihnen auch dieses und jenes weit angelegener als uns. Die Spanierinn höret eine Serenade mit einer ganz andern Entzückung, als eine Deutsche; die Schönheit des Sonnets, welches der Italiäner als das wahre Ebenmaaß einer Grazie mit Recht bewundert, ist in Deutschland nie gehörig empfunden, und das Meisterstück von Filicaja würde den mehrsten unter uns unbekannt geblieben seyn, wenn es ihnen Richardson nicht gezeiget hätte. Die französische Bühne steht mit der National-Erziehung in dem richtigsten Verhältnisse; und, indem der Deutsche schreiben muß um Professor zu werden, geht der Engländer zur See um Erfahrungen zu sammeln. Ohne nun in den nehmlichen Verhältnissen zu stehen und die Bedürfnisse zu fühlen, welche die Spanierinn lauschen macht, und den Sinn des Italiäners fürs Ebenmaaß in Bewegung setzt, werden wir nie wie sie empfinden; und so können auch ihre Ausdrücke und Tropen bey uns nie den Grad der Wahrheit erhalten,

den sie in ihrem wahren Vaterlande haben. Selbst ein Mensch kann sich nicht des andern Worte so zueignen, daß sie in seinem Munde die Wahrheit haben, womit der andre sie vorbringt. Wie Ihr König ehedem bey einer Menge trauriger Nachrichten sagte: Que cela fait perdre courage! und mit Wärme hinzusetzte: il faut que nous redoublions maintenant nos efforts *); so ist niemand im Stande ihm dieses mit dem Grade der Wahrheit und der Empfindung nachzusprechen, womit er es selbst hervorgebracht hat. Der schöne Uebergang des Abbe' Coyer **), womit er die Erzählung dessen was an dem Tage nach dem Entsatze von Wien vorgefallen ist, anfängt: Le lendemain d'une victoire est encore un beau jour, wird nicht leicht irgendwo wahrer als auf dieser Stelle seyn, wo die rettenden Fürsten in hoher Freude den Dank der Geretteten annehmen, erhaltene Freunde einander am Halse hangen, und jedermann in Erkenntlichkeits- und Freudenthränen zerfließt.

Meiner Meinung nach, müssen wir also durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen, als wir bisher gethan haben, und die Kunst unsrer Nachbaren höchstens nur in so weit nutzen, als sie zur Verbesserung unsrer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dienet. Wir müssen es wie Rousseau machen, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen ließ, um aus sich selbst zu schöpfen und seine Empfindungen allein auszudrücken; oder wie Klopstock, der nicht erst den Milton laß, um seinen Messias zu bilden.

Zwar

*) Lettre du Roy au Prince de Prusse au camp de Leipa.

**) Vie de Sobieski, T. II.

Zwar können wir auf diese Weise leicht auf Irrwege gerathen. Denn indem wir tief in uns zurückgehen, und was wir also empfinden, ausdrücken; verlassen wir einen Pfad, welchen auch schon Meister vor uns geebnet haben, und gerathen leicht auf Verhältnisse, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können; oder wir folgen, wie Göthe in Werthers Leiden, bloß der erhöheten Empfindung, und opfern die logische Wahrheit der ästhetischen auf. Allein wir bringen doch damit eigne edle Erze zu Tage, und es werden sich dann auch Philosophen unter uns finden, welche sie prüfen, läutern und zu großen Werken verarbeiten werden.

Ich will jedoch hiemit gar nicht sagen, daß wir uns nicht auch fremdes Gut zu Nutze machen sollen. Wir müßten unsern Hagedorn, der mit so vielem Fleiße als Erfolge nach den größten Meistern unsrer Nachbaren studiret und ihre schönsten Früchte bey uns einheimisch gemacht, und veredelt hat, nicht lieben; wir müßten undankbar gegen Gleim, Ramler und die Karschin seyn, welche deutsches Gut mit römischer Kunst bearbeitet, und unserer Sprache neue Kraft verschaffet haben; wir müßten unsern geliebten Gellert, der in seiner schönen und kunstvollen Nachläßigkeit seine Meister übertroffen hat, vergessen haben, wenn wir dieses thun wollten. Mein Wunsch ist nur, daß wir uns von dem Könige nicht so einzig an die großen Ausländer verweisen lassen, und unsern Götzen von Berlichingen sogleich mit Verachtung begegnen sollen. Auch die Klinger, die Lenze und die Wagner zeigten in einzelnen Theilen eine Stärke wie Herkules, ob sie sich gleich auch wie dieser zuerst mit einer schmutzigen Arbeit beschäftigten, und vielleicht zu früh für deutsche Kunst und ihren Ruhm verstarben. Und es bedürfte nur noch

eines Lessings, um den deutschen Produkten diejenige Vollkommenheit zu geben, die sie erreichen, und womit sie der Nation gefallen können.

Nun noch ein Wort von unsrer Sprache, die der König der französischen so sehr nachsetzt, und ihr bald Armuth bald Uebellaut vorrückt. Sie ist, so sehr sie sich auch seit Gottschebs Zeiten bereichert hat, ich gestehe es, in manchem Betracht noch immer arm; aber das ist der Fehler aller Buchsprachen, und am mehrsten der französischen, die wiederum so sehr gereiniget, verfeinert und verschönert ist, daß man kaum ein mächtiges, rohes oder schnurriges Bild darin ausdrücken kann, ohne wider ihren Wohlstand zu sündigen. Die englische Sprache ist die einzige, die wie die Nation nichts scheuet, sondern alles angreifet, und gewiß nicht aus einer gar zu strengen Keuschheit schwindsüchtig geworden ist; sie ist aber auch die einzige Volkssprache, welche in Europa geschrieben wird, und ein auf den Thron erhobener Provinzialdialekt, der auf seinem eignen fetten Boden steht, nicht aber, wie unsre Buchsprachen, auf der Tenne dörret. Alle andre Buchsprachen sind bloße Conventionssprachen des Hofes oder der Gelehrten, und das Deutsche was wir schreiben, ist so wenig der Meißner als der Franken Volkssprache, sondern eine Auswahl von Ausdrücken, so viel wir davon zum Vortrage der Wahrheiten in Büchern nöthig gehabt haben; so wie neue Wahrheiten darin zum Vortrag gekommen sind, hat sie sich erweitert, und ihre große Erweiterung seit Gottschebs Zeiten ist ein sicherer Beweis, daß mehrere Wahrheiten in den gelehrten Umlauf gekommen sind.

Unstreitig hat die französische Buchsprache frühere Reichthümer gehabt als die unsrige. So wie diese Nation

tion früher üppig geworden ist als die unsrige, so hat sie sich auch früher mit feinern Empfindungen und Untersuchungen abgegeben. Wie der Deutsche noch einen starken tapfern und brauchbaren Kerl für tüchtig, oder nach unserer Buchsprache, für tugendhaft hielt, und dessen Herz nicht weiter untersuchte, als es seine eigne Sicherheit erforderte; fing Montaigne schon an, über den innern Gehalt der Tugenden seines Nächsten zu grübeln, und diese um so viel geringer zu würdigen, als Eitelkeit und Stolz zur feinen Mark genommen waren. Dieses ist der natürliche Gang der Ueppigkeit der Seele, die ihre Muse zu sanftern und feinern Empfindungen verwendet, und damit auch zu feinern Maaßen und Ausdrücken gelangt, als der rohe Wohlstand, der alles mit Gesundheit verzehret, und die feinern Künste des Kochs glücklich entbehret.

Indeß mögte ich doch nicht sagen, daß wir jetzt noch so sehr weit zurück wären, wenn wir gleich alle Nuancen des Ridicülen nicht ausdrücken, und für jede verschiedene Mischung der menschlichen Tugenden und Laster nicht alle die eigentlichen Zeichen haben, deren sich die Franzosen, von Montaigne bis St. Evremond, und von diesem bis zum Marmontel, (aus einem unglücklichen Bedürfniß würde Rousseau hinzusetzen) bedienet haben. Keine Sprache hat sich vielleicht so sehr zu ihrem Vortheile verändert als die unsrige; nichts war armseliger als unsre komische Sprache: außer dem Hanswurst war keiner auf der Bühne, der einen komischen Ton hatte, und das Volk liebte diesen, weil es von ihm wahre Volkssprache hörte; alle andre redeten in der Buchsprache, der unbequemsten zum Sprechen unter allen, oder ihre Rolle gestattete ihnen nicht, sich der Volkssprache zu bedienen. Lessing war der erste, der Pro-

vin-

vinzialwendungen und Wörter, wo es die Bedürfnisse erforderten, auf die glücklichste Art nationalisirte; ihm sind die Wiener gefolgt, und seitdem uns Göthe in der Sprache auf dasjenige, was Cicero *) romanos veteres ac urbanos sales und veteris leporis vestigia nennet, zurückgeführet hat, damit wir nicht zuletzt lauter Buchsprache reden mögten, hat jedermann unsern ehmaligen Mangel empfunden; und ihm jetzt mit hellem Haufen zu begegnen gesucht, so daß wir nunmehr wohl hoffen dürfen, bald eine Sprache zu haben, worin alle Muthwilligkeiten und Aeffereyen, deren sich der Mensch zum Ausdruck seiner Empfindungen und Leidenschaften bedient, dargestellet werden können. Doch ich will darauf nicht wetten, daß nicht viele, denen es schwer fällt in deutscher Luft zu athmen, die Französische der Deutschen immer vorziehen werden.

Eine Dichtersprache hatten wir fast gar nicht, und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn Gottsched die tapferen Schweizer, die sich seiner Reinigung widersetzten, besieget hätte. Haller ward unser erster Dichter; und wie Klopstock kam, begriffen wir erst völlig, was die Engländer damit sagen wollen, wenn sie den Franzosen vorwerfen daß sie nur eine Sprache zum Versemachen nicht aber für die Dichtkunst hätten. Auch wir hatten vor Hallern nur Versemacher, und vor Gleimen keinen Liebesdichter. Wie sehr und wie geschwind hat sich aber nicht unsre Dichtersprache mit ihren ersten Meistern gebessert? und welche Dichtungsart ist übrig geblieben, wozu sie sich nicht auf eine anständige Art bequemet hat?

In

*) Ep. fam. L. IX, Ep. 15.

In der Kunstsprache haben wir, seitdem Winkelmann, Wieland, Lavater und Sulzer geschrieben haben, uns nicht allein alles eigen gemacht was die Ausländer eignes hatten, sondern auch vieles auf unserm Boden gezogen. Und die Verfasser verschiedener empfindsamen Romane haben in einzelnen Partieen gezeigt, daß unsre Sprache auch zum wahren Rührenden geschickt sey, und besonders das stille Große sowohl, als das volle Sanfte auf das mächtigste darstellen könne. Wie stark, wie rührend, wie edel ist nicht die Sprache Woldemars*)? Was fehlt dem gedämpften Ausdruck der Empfindung in der Nacht beym Gewitter, welche uns die Klostergeschichte**) fühlen läßt? Und wie vieles haben nicht andre, die ich hier nicht alle nennen kann, in dieser Art geleistet, wenn man bloß die Sprache betrachtet, und von der Erfindung wie von dem Zwecke wegsieht? Unsre Rednersprache hat zwar keine große Muster geliefert, weil es ihnen an großen Gelegenheiten gefehlt hat; aber sie ist hinlänglich vorbereitet, und wird keinen empfindenden und denkenden Mann leicht im Stiche lassen. Die philosophische Sprache ist seitdem sie aus Leibnitzens und Wolfens Händen kam, unendlich empfänglicher und fähiger geworden alles zu bestimmen und deutlich zu ordnen; und unser historischer Stil hat sich in dem Verhältniß gebessert als sich der Preußische Name ausgezeichnet, und uns unsre eigne Geschichte wichtiger und werther gemacht hat. Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken. Bis dahin aber wird die Ge-

*) Von Fr. Jacobi.

**) Von Sprickmann.

Geschichte, nach dem Wunsche Millers, höchstens ein Urkundenbuch zur Sittenlehre, und ihre Sprache natürlicher Weise erbaulicher oder gelehrter Vortrag bleiben, der uns unterrichtet aber nicht umsonst begeistert; in so fern wir nicht auch, nachdem wir wie die Franzosen alle Arten von Romanen erschöpfet haben werden, die ernsthafte Muse der Geschichte zur Dienerinn unsrer Ueppigkeit erniedrigen wollen.

Alle diese glücklichen Veränderungen sind aber während der Regierung des Königs vorgefallen, wie er schon seinen Vorgeschmack nach den bessern Mustern andrer Nationen gebildet hatte, und in unsrer Sprache vielleicht nur Memorialien und Dekrete zu lesen bekam. Er hatte nachher Voltaire um sich, einen Mann der durch die Großheit seiner Empfindungen und seiner Manier, alles um sich herum und seine eigenen Fehler verdunkelte; er liebte Algarotti, den feinsten und nettesten Denker seiner Zeit; er zog die wenigen großen Leute, welche Frankreich hatte, an sich; und unter den deutschen Gelehrten fand sich noch kein Dalberg, kein Fürstenberg, der auf die Ehre, welche er dem ausländischen Verdienste gab, Anspruch machen konnte. Hiezu kömmt, daß seine Gedanken über die deutsche Litteratur und Sprache wahrscheinlich weit früher niedergeschrieben als gedruckt sind; und so ist es kein Wunder, wenn sie unsrer neuen Litteratur keine Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen.

Und doch glaube ich nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte daß der König selbst, da wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert.

eifert. In seiner Instruction pour ses généraux ist er mir wenigstens mehr als Cäsar, durch den Geist und die Ordnung womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bey schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer; in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe, den systematischen Geist der Deutschen; und in seinen Gedanken über unsre Litteratur, ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern würklich nützen und bessern will. Da hingegen, wo es auf Verzierungen ankömmt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters; und es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allem übrigen ihr Meister ist, und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister seyn könnte, hinter Voltairen zu erblicken.

Schließlich muß ich Ihnen, liebster Freund, noch sagen, wie es mir an vielen von unsern Deutschen nicht gefalle, daß sie den Ausländern zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich denke in diesem Stücke, wie Pinto *): „alle Nationen können handeln und reich „werden, ohne daß sie nöthig haben sich einander zu „schaden;" und alle Nationen können in der Art ihrer Litteratur groß werden, ohne daß sie ihre Mitminner**) zu verachten brauchen.

*) Traité de la Circulation.

**) Medeminnaers, sagt der Holländer für Rivaux.

Schrei-

Der
Cölibat der Geistlichkeit,
von seiner politischen Seite betrachtet. *)

Edler Herr und Freund!

O, mein edler Freund! Rom hat zu allen Zeiten kluge Leute gehabt; und es steckt in seinem geistlichen Rechte etwas mehr, als viele darin sehen. Der Cölibat seiner Geistlichkeit hat, meiner Meinung nach, viel mehr hinter sich, als die Reinigkeit und Heiligkeit ihres Standes; und der Papst kann ihr weit eher den Konkubinat als die Ehe verstatten. Mit einem Worte, wenn die Geistlichen verehliget seyn dürfen: so kann auch der Papst, so können auch die Bischöfe sich verehligen; und was könnte denn den Kaiser hindern die dreyfache Krone mit der einfachen zu vereinigen, oder die weltlichen Fürsten abhalten den Fürstenhut über die bischöfliche Mütze zu setzen?

Sie wissen es, ohne daß ich es Ihnen beweisen darf, wie sehr die weltlichen Fürsten der geistlichen, und die geistlichen der weltlichen Macht, zu allen Zeiten und

*) Zuerst gedruckt „Osnabrück und Leipzig, bey J. W. Schmidt, 1783," auf 24 Seiten in klein 8, mit der Unterschrift: „den 17 Oktob. 1782;" und daraus abgedruckt in Schlözer's Staatsanzeigen, Bd. 2, Heft 8, S. 401 ff. N.

und in allen Reichen nachgetrachtet haben. Melchisedek war schon König und Priester zugleich; eben so

Rex Ancus, rex idem hominum Phoebique sacerdos;

und August wurde bald Pontifex maximus. Auch Aaron scheuete sich nicht seinem Bruder Moses die Feldherrschaft zu rauben, und die Oriflame eines Hirtenvolks, ich meyne das güldene Kalb, zum Zeichen seiner neuen Hoheit, für sich aufstellen zu lassen. Es half den Israeliten nichts, daß sie so oft das Richteramt von dem Priesterthume trenneten: immer kam ein überwiegender Umstand, oder ein Saul, der beides vereinigte, und den Priester nöthigte ihn zu salben; immer haben große Staaten zu geschwinderer Wirksamkeit ihrer Masse, einen Monarchen erfordert, und das Glück: in der Trennung beider Mächte ein Mittel gegen den Despotismus zu erhalten, verfehlt; zufrieden, in dem großmüthigen Vereiniger von beiden eine mächtige Stütze gegen eine schmarotzende Mittelmacht, einen Joseph oder einen Friederich zu finden.

Aber durch den Cölibat der Geistlichen in der Römischen Kirche, wird diese Trennung natürlicher Weise, so viel es Menschen möglich ist, befestiget. So lange derselbe bestehet, kann ein weltlicher Fürst nie zu dem Bischofthume in seinem Lande gelangen; auch selbst in dem Falle der Noth ohne besondre Erlaubniß nicht; und doch, bedenken Sie die Feinheit! ein Bischof immer die ganze weltliche Landeshoheit besitzen.

Nach dem Plane Gregors VII, sollte alle weltliche Macht nur von der Kirche zu Lehn gehen. Der Kaiser sollte des Papstes Vasall, und die Herzoge und Grafen sollten Vasallen der Erzbischöfe und Bischöfe werden, jedoch ihre Lehne nicht erblich besitzen. Allein,

nach der Wendung welche die Sachen nachher genommen haben, empfängt der Bischof die Lehne selbst, und hält einen Diener unter dem Namen von General oder Obersten darauf, der des Reiches und des Landes Beste besorget. Dem Papste stehet nichts im Wege die Kaiserkrone anzunehmen, wenn sie ihm geboten würde; und das alles, weil die Bischöfe und der Papst nicht in einem reinen Ehebette leben: wo hingegen die weltlichen Fürsten nicht einmal ein Monokel, vielweniger eine Abtey, womit doch Karl der Große noch manchen tapfern Kriegesmann belohnte, besitzen können.

Sie sehen hieraus, daß der Cölibat in der römischen Kirche eine weit höhere Absicht habe, als den Himmel durch Enthaltsamkeit zu verdienen; und ich übertreibe die Sachen nicht, wenn ich Ihnen sage, daß den Geistlichen der Konkubinat weit eher als die Ehe verstattet werden könne. Der Konkubinat war in der alten Kirche eine christliche Ehe ohne bürgerliche Würkung *); er war das Kontubernium der alten Römer, und die Ehe zur linken Hand der praktisch-denkenden Deutschen. Alle diese drey Arten von Verbindungen waren in Ansehung Gottes und der Kirche eben so heilig und beständig, als die wahre Ehe; aber die darin erzeugten Kinder hatten kein Bürgerrecht, sie erbten ihres Vaters Namen und Vermögen nicht, und der Sohn einer geistlichen Konkubine konnte sich nie einige Hoffnung auf seines Vaters Pfründe machen.

Noch jetzt leben unsre Eigenbehörigen, wenn man es genau betrachtet, in einer solchen christ-natürlichen Ehe,

*) Concubina erat uxor *legitima*, sed minus solenniter ducta. THOMASSIN. de vet. et nov. eccles. discipl. Pars II, lib. 1, c. 8, n. 3.

Ehe, oder in contubernio: denn ihre Kinder sind weder Bürger, noch Erben ihrer Eltern; noch jetzt leben diejenigen, welche pro vagis kopuliret sind, in keiner bürgerlichen Ehe: sie sind Wildfänge, die nicht von ihren Kindern, sondern von dem Landesfürsten beerbt werden, bis derselbe sie in seinen Staat aufnimmt, und ihnen das Recht der Bürgerschaft mittheilt; ja, der Adel allein will nur Ehegemahlinnen und Witwen kennen, andere sollen nur Hausfrauen und Relicten haben. Ich sehe also nicht ein, warum man den Geistlichen nicht ein Gleiches, und, wenn etwa das Wort Konkubine anstößig seyn sollte, Hausfrauen erlauben sollte, sobald ihren Kindern nur alle Hoffnung den väterlichen Namen und Stand zu erben benommen ist, und diese Letztern ihre Abfindungen nur nicht als sui nehmen dürfen, sondern aus den Händen der Exekutoren empfangen müssen. Im Grunde ist es bloß der Name Konkubine, welcher den damit zuerst verknüpften Begriff gestürzt hat, und so wäre es auch so unbillig nicht, wenn der Name Hausfrau die Sache wieder herstellete. Die Geistlichen leben ohnehin in einer Art von Knechtschaft; und so wie diese ursprünglich daran Schuld gewesen seyn mag, daß man ihre kirchlich-gültigen Ehen von Seiten des Staats bloß als Konkubinate betrachtet hat: so mag sie auch jetzt dazu dienen, ihre Hausfrauen zu rechtfertigen.

Die Ursachen, welche den ehemaligen Konkubinat gestürzet haben, werden bey deutlicher Festsetzung des Namens und Begrifs einer Hausfrau, ihre widrige Würkung bald verlieren. Denn eigentlich war es der Stolz der Konkubinen, welche bürgerliche Rechte forderten, und über die Ehefrauen gehen wollten, der ihren Fall verursachte, und die Kirche bewog den Konkubinat aufzuheben. In meinem Vaterlande hatte die Haus-

frau eines Domherrn, auf einer Hochzeit, den Rang über des Bürgermeisters Ehefrau genommen: hierüber kam es zu einem Aufruhr, der vielen Menschen das Leben gekostet hat; und so ist es an mehrern Orten ergangen.

„Aber,“ werden Sie sagen, „warum sollen wir uns in den Fall einer gleichen Verwirrung setzen? Sollte eine bischöfliche Hausfrau nicht immer noch wieder den Rang über die Ehefrau des ersten Bürgermeisters nehmen, und sollten ihre Söhne nicht immer noch die besten Pfründen und Kommenden erhalten? Da der Unterschied zwischen einer christ-natürlichen und christ-bürgerlichen Ehe in den Köpfen des Volks verschwunden ist; und wir selbst, in dem Jahrhundert der Menschenliebe, unser Bürgerrecht mit der ganzen Menschheit zu theilen gewohnt sind: werden wir da eine Ehe, die im Himmel gültig ist, auf Gottes Erden minder gültig seyn lassen? Empfinden die protestantischen Länder einige Unbequemlichkeit davon, daß ihre Bischöfe, Aebte, Superintendenten und Pfarrer in einer christ-adlichen oder christ-bürgerlichen Ehe leben; und kann man jemals hoffen, daß die Hausfrauen der Geistlichen, wenn sie nicht zugleich Ehehausfrauen sind, bey Ehren bleiben werden, wenn sie jeder Ehehausfrau weichen, und ihre Kinder zwar christlich-echt, aber nicht vollbürtig seyn sollen? Wo soll hier die Legitimation anfangen und aufhören? und was soll sie würken: Turnierfähigkeit oder bloß Zunftfähigkeit? im Fall hier ein Geistlicher bürgerlichen Geschlechts eine bürgerliche, und dort einer aus dem hohen Adel eine stiftsfähige Person zur Hausfrau gehabt hätte. Sollte der Titel: Bastart von Mainz, Trier oder Cölln, nicht wohl gar ein größerer Ehrenname werden, als der von Junker zu Holze oder zu Felde? Und sollte nicht überhaupt, ich bitte dieses wohl zu merken, der ganze

Gedanke von Trennung der geistlichen und weltlichen Macht, und von der Hoffnung damit dem geistlichen oder weltlichen Despotismus zu wehren, eine bloße Spekulation seyn, da sich an dem Orte wohin wir nun einmal verschlagen sind, und wohin alle Staaten, die theokratschen am ersten, früh oder spät verschlagen werden, durchaus alle Kräfte vereinigen müssen, um ihn gegen auswärtige Ueberfälle zu vertheidigen, und sonach nicht die Frage ist, von dem was das Beste sey, sondern was die Noth erfordere? Diese aber erfordert jetzt, in unserm erleuchteten und hochgespannten Jahrhundert, unwidersprechlich: sowohl daß die geistliche Macht uns arme Laien nicht außer dienstfertigen Stand setze, als daß sie sich gegen die weltliche so verhalte, wie es das allgemeine Beste, das ist jener Nothstand, befiehlet. Beweiset nicht eben die Geschichte, daß die Trennung der geistlichen und weltlichen Macht, welche vor Nimrods Geburt so manche Familienstaaten glücklich machte, auf die Dauer nirgends bestehe, und sobald nur ein Staat alle seine Kräfte zur Unterdrückung anderer anspannet, der Nachbar ein gleiches thun müsse um sich zu erhalten? Man hat hier nicht mehr zu wählen, sondern bloß das einzige Mittel zu ergreifen, was in unsrer Macht ist." —

Gut, liebster Freund! Die Sache mag nicht ohne Schwierigkeiten seyn; aber desto schlimmer ist es auf alle Fälle, den Geistlichen, und besonders den Hohen, das Gelübde der Keuschheit nachzulassen. In England, wo der Adel ein beständiges Majorat ist, und die jüngern Söhne nicht den Adel, sondern bloß die Majoratsfähigkeit auf den Fall der Eröfnung behalten, bis dahin aber sich in jedem Stande ehrlich ernähren können, kann auch der Sohn eines Bischofes sich mit der Menge vermischen. In Deutschland hingegen, wo die Bischöfe

Fürsten sind, und alle Söhne der Fürsten Prinzen heißen, mögte leicht jeder Sohn eines Bischofes Episcopunculus seyn wollen, und wie wir an dem Bischofthume Lübeck sehen, die Wahl immer auf die bischöfliche Familie fallen. Immer würde der Vater den Sohn zum Koadjutor haben wollen; und wie viele Domherrn würden dem Einflusse des Hofes und den Mitteln, welche dieser immer in Händen hat, widerstehen? Ernennen doch die letzten selbst in den protestantischen Stiftern, wenn sie heirathen dürfen, immer ihre Söhne zu Domicellaren, oder erhalten auf andere Weise die Pfründen in ihren Familien. Sollte dieses aber für das gemeine Beste zuträglich seyn? Haben wir nicht Prinzen und Edelleute genug und überflüßig? oder ist es nöthig ihre Anzahl noch mit den Kindern einer hohen Geistlichkeit zu vermehren, die, wenn keine Jesuitergüter mehr vorhanden sind, wovon Kommenden für sie gemacht werden können, dem Staate oder ihrer Familie zur Last bleiben?

Nach dem vorangezogenen Plane Gregors VII, der lange vor unsern neuern Philosophen alle weltliche Macht für eine gesetzlose Anmaßung erklärte, und schon weiter ging als nach ihm der Abbe' St. Pierre, sollte die ganze Christenheit von ehelosen Geistlichen mit dem Löse- und Bindeschlüssel regieret, und kein Staat mit dem Witthume einer Fürstinn, oder mit der Absteuer fürstlicher Kinder beschweret werden; alle Minister und Bediente sollten geistlich seyn, und folglich dem Lande welchem sie dienten, keine Söhne und Töchter zur standesmäßigen Versorgung hinterlassen; zu allen hohen und niedrigen Pfründen sollte, nach einer nothwendigen Folge, jeder verdiente Mann im Staat, und nicht bloß Einer aus dieser oder jener Familie gelangen können. Würden nicht aber alle diese wichtigen Vortheile für die ganze Menschheit,

heit, für Freyheit und Eigenthum wegfallen, wenn wir den Geistlichen die Ehe verstatteten? Wo würde die freye Wahl, wodurch die Vereinigung aller geistlichen und weltlichen Macht in den Bischofthümern so sehr gemildert wird, bleiben? und würde nicht der Schooß der Kirche, der vom heiligen Geiste getrieben wird, dem unheiligen Schooße einer Dame weichen müssen, der eben so gut Bischöfe als Herzöge und Grafen hervorbringen kann? War es nicht auch eines Weibes Schooß, der dem Volke das Recht, seine Herzoge und Grafen unter kaiserlicher Bestätigung zu wählen, geraubt hat?

Zwar ist jener große Plan nicht zur Erfüllung gebracht worden; die weltlichen Fürsten haben sich hie und da mit Macht dagegen erhalten. Allein, er besteht doch noch immer in den Deutschen Bischofthümern; und wodurch anders, als durch den Cölibat der Geistlichkeit, der mit dem ebengedachten Plane von gleichem Alter, und ja so fest mit ihm verbunden ist, wie die große Hochachtung, welche man in der römischen Kirche für die Keuschheit hat, mit der ganzen Lehre vom Cölibat.

Wenn irgend eine Tugend Altäre und Anbetung verdiente, so war es die Keuschheit; die inexhausta pubertas ist in aller Absicht von großem Werthe, und wer zieht nicht ein unbeflecktes Mädchen allen übrigen vor? Gleichwohl hat die römische Kirche immer auf die Keuschheit noch einen besondern Werth gelegt, die Gelübde ihr zu Ehren vor allen andern begünstigt, und keiner Tugend so viel Märtyrer verschaft als ihr. Aber wahrscheinlich würde diese Tugend, so weit als sie dem Ehestande entgegen gesetzt wird, längst ihren Altar verloren haben, wenn sie nicht eben in diesem Maaße ihren politischen Nutzen, in Absicht auf das Cölibat der

Geistlichkeit, und die Erhaltung der großen Familien, gehabt hätte.

Bey dem allen leugne ich nicht, wie ich den Pfarrern, besonders auf dem Lande, wo sie keine Kosthäuser und keine Gesellschaften besuchen können, sondern ihre eigene Haushaltung führen, und sich auf ihre Studierstube einschränken müssen, von Herzen die Hülfe einer guten Ehefrau wünschte; ich gebe auch zu, daß die Folgen hievon für die katholischen Staaten so wenig schädlich seyn würden, als sie es für die protestantischen sind: ungeachtet der Kinder, die immer studiren und nicht pflügen wollen, genug vorhanden sind. Allein, ich sehe nicht ab, wo man die Gränzen setzen, und diese gehörig befestigen wolle, wenn man einmal anfängt den Priestern die Ehe zu gestatten.

Mit Dispensationen ist hier nicht auszulangen; und wenn man sich auch hierauf zurückziehen wollte, wer sollte diese ertheilen? Der Papst? o wie würde die deutsche Nation schreyen! — Der Bischof? Ach, der arme Mann! er wird so schon von den Hofdamen und Hofleuten genug geplagt, seitdem er sich nicht mehr wie sonst hinter den Fels Petri verbergen, und den Papst mit dem Hasse aller abgeschlagenen ungebührlichen Dispensationen beladen kann. — Der weltliche Landesherr? Nun freylich! man hat ihm, damit er nicht einmal auch eine Priesterehe für gesetzmäßig erklären mögte, die Ehesachen so lange entzogen, daß man ihm endlich wohl das Vergnügen gönnen könnte, einem rechtschaffenen Landpfarrer eine ehliche Wirthinn zuzuführen. — Aber sollte bey dem einen oder andern, nach dem Laufe der menschlichen Handlungen zu urtheilen, die Hierarchie der römischen Kirche so bestehen wie sie jetzt besteht, und ewig bestehen muß, wenn sie eine Stütze gegen den Despotismus abgeben

geben soll? sollte nicht ihre monarchische Form, welche hiezu allein im Stande ist, zu einer elenden Aristokratie, oder wohl gar zu einer Ogliarchie herabsinken? Kann man irgend hoffen, daß die Dispensationen den Damm halten werden, welchen täglich Meere bestürmen?

Die Bischöfe, welche jetzt aus der Kirche eine Aristokratie, und dem Papste dasjenige streitig machen was ihm Zeit und Umstände gegeben haben, während sie ihre Landeshoheit, welche sie der Zeit und den Umständen zu verdanken haben, eher zu vermehren als zu vermindern trachten, setzen sich überhaupt in eine sehr kritische Lage, da sie in gar zu großem Vertrauen auf ihre eigene Macht, dem Papste alles, und nun auch so gar die Mönche entziehen wollen, ohne zu bedenken daß ihre ganze Macht in ihrer Einigkeit mit dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche bestehe, und sie sich einzeln gegen die weltliche Macht nicht werden erhalten können. Die exemten Orden, oder die Orden überhaupt, sind im geistlichen Staate, was die unmittelbare Reichsritterschaft, und gewissermaßen auch die Landstände im weltlichen sind: diese drückt die weltliche, und jene die geistliche Landeshoheit zu Boden; diesen hat der Kaiser, und jenen der Papst ehmals ihre Exemtionen ertheilet; und wenn beide Arten von Exemtionen aufgehoben werden: so werden auch beide Oberhäupter der Christenheit (ich spreche im Stil der alten Zeit, worin die Lehre von der Einheit der Kirche mit der von der Einheit des Reichs in Verbindung stand) Freyheit und Eigenthum der Reichsunterthanen den Landeshoheiten Preis geben müssen; so werden beide es nicht der Mühe werth achten, oder auch nicht die Kräfte haben, das gemeinsame Band der Kirche und des Reichs zu erhalten, und wenn dieses erst zerrissen ist, die guten Bischöfe schon zu finden wissen,

die jetzt ihre Oberherrn aller Macht, sie in Zukunft zu schützen, berauben.

Aber die Ordensleute sind selbst Schuld an ihrem Unglück; die Zeit, worin sie es allein waren die lesen und schreiben konnten, ist nicht mehr, und die veränderten Bedürfnisse des Staats erfordern etwas mehr als Latein; aber sie haben nicht eingelenkt: sie sind, nachdem sie die Jesuiten, ihren rechten Arm, verloren und darüber frohlocket haben, wo nicht in allen Wissenschaften, doch gewiß in der Politik, Jahrhunderte hinter den Laien zurück. Sie haben noch keinen Mann von Geschmack zu ihrem Vertheidiger gesucht, und klagen immerfort über das unförmliche Verfahren wider sie, ohne zu bedenken daß eine glückliche Rettung jede unmethodische Kur in eine heroische verwandle, und alle großen Revolutionen und Reformationen fast niemals förmlich anfangen und endigen können.

Jedoch diese Betrachtungen gehören nicht zu meinem Zweck; dieser ging bloß dahin Ihnen zu zeigen, wie der Cölibat der Geistlichen, indem er die Trennung zwischen der geistlichen und weltlichen Macht unterhält und da wo er beide vereinigen muß, den Zwitter mit der Erblosigkeit bestraft, der menschlichen Freyheit sehr zu gute komme, und ein Opfer sey, welches die Laien eher mit Dank annehmen als verschmähen sollten. Die praktischdenkenden Leute, welche im vorigen Jahrhundert noch eigene Predigten gegen das leichtfertige Heirathen des Gesindes halten ließen, haben es zu allen Zeiten schicklich und nützlich gefunden, daß die Cadets von Familie unverheirathet blieben, damit der Staat keine Witwen zu pensioniren, keine neue Bedienungen zu erschaffen, und keine Verräther in seinem Schooße haben mögte;

denn

denn was kann aus den Nachkommen der Cadets, die auf Bedienungen heirathen müssen, in Deutschland, wo alles Namen und Wapen behält, anders werden als Diener und wiederum Diener? Und so wird es auch ein praktisch-denkender Mann, wie Sie, mein Freund, nicht so ganz unpolitisch finden, daß die geistlichen Cadets unverheirathet bleiben, oder wo sie zu Gütern gelangen, ihre Pfründen andern überlassen.

Was endlich ihren Haupteinwurf anlangt, daß die Trennung der geistlichen und weltlichen Macht, in unsrer gegenwärtigen Lage, eine unzeitige Spekulation sey, indem die neuern Zeiten ein anderes System erforderten: so räume ich solchen gern ein. Dagegen sollen Sie mir aber auch zugeben, daß ein weiser Steuermann immer wohl thue, so viel möglich nach der Linie zu steuren welche der Kompaß zeigt, wenn er gleich dem Sturme noch so viel nachgeben muß; er möchte sonst zuletzt den einen Pol für den andern wählen, und anstatt das Schiff dem Hafen zuzuführen, es auf den gegenseitigen Strand jagen.

Uebrigens bitte ich, mich nicht, wie einige andere gethan haben, welche auch die Politik nach der Orthodoxie abmessen wollen, einer Irreligion zu beschuldigen, wenn ich die religiösen Meinungen bloß von der Seite des Vortheils betrachte den sie dem Staate leisten; einer Seite die mir immer sehr wichtig scheint, da Gott auch das Wohl der Staaten durch die Relgion zu befördern sucht, und uns nicht zu seinem sondern zu unserm Glück eine Offenbarung gegeben hat. Ich thue es mit redlicher Absicht, und mit Ehrfurcht für die theologischen Gründe, welche außer meiner Sphäre liegen. Die Politik läßt in den protestantischen Staaten Deutsch-

landes die bischöfliche Gewalt aus der Landeshoheit fließen, so wie in Frankreich das Oel, welches den Königen die Vollkommenheit der Macht giebt, nicht von Rom sondern vom Himmel kommen; und ich kann den Nutzen beider Meinungen wohl untersuchen, ohne über ihre Wahrheit zu entscheiden. Ich kann, bey dem jetzigen allgemeinen Wunsche die Religionen im H. R. Reiche zu vereinen, wohl fragen: ob es nicht die Ministerial- nnd Antiministerial-Partei, oder die Guelfen und Gibellinen seyn, welche in Deutschland unter dem Namen von Katholiken und Protestanten gegen einander fechten? und ob es für das gemeine Beste so sehr rathsam sey, daß alle Theile einander im Arme schlummern? ohne den Vorwurf zu verdienen, daß ich mit der Religion scherze. — Doch kein Wörtchen weiter von solchen Kleinigkeiten. Gehaben Sie sich wohl!

Zwey Recensionen
aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek,
Bd. 6, St. 1, S. 3 folgg. *)

I. Von dem deutschen Nationalgeiste. Frankfurt am Main bey Eßlinger, 1765. in klein 8.

Wer mit der Nase auf dem Bilde steht, wird selten ein gutes Urtheil darüber fällen. Entweder die Menge der Figuren verwirrt ihn; oder aber er sieht nichts als einzelne Theile, und gelangt nicht zu dem Vergnügen, das Ganze mit einem mächtigen Blicke zu übersehen. Ich glaube, daß dieses der Fall sey, worin sich ein jeder der seine eigne Nation schildern will, befindet. Unser Urtheil, welches wir von den Franzosen, Engländern, Italiänern und andern Nationen überhaupt fällen, wird uns überaus leicht. Wir glauben auch einen sehr vollständigen Begrif von dem Nationalcharakter der alten Deutschen zu haben; und so scheinet es, daß eine sichere Entfernung des Orts oder der Zeit nothwendig sey, um den wahren Stand zur Betrachtung einer Nation zu erhalten.

Also sollten wir, möchte jemand sagen, das Urtheil über uns bloß unsern Nachbarn überlassen, und erwar-

*) Die erste der von Möser recensirten Schriften ist bekanntlich von Herrn F. K. von Moser; die andere, von dem verst. Hofrath Bülow in Zerbst. N.

erwarten daß die Franzosen uns als arbeitsame Pedanten, die Engländer als mitleidenswürdige Sklaven, und die Italiäner als grobe Schlucker schilderten? Wir sollten es mit Gedult anhören, wenn ein vornehmer Kardinal sagt: Ich erkenne die drey Nationen bey einem Glase Wein, worin eine Fliege liegt. Der Italiäner giebt das Glas weg; der Franzose nimmt die Fliege heraus; und der Deutsche schluckt sie mit herunter? — Nun das ist freylich nicht rathsam. Wir thun also nicht übel, daß wir uns selbst malen.

Allein, wo finden wir die Nation? An den Höfen? Dies wird niemand behaupten. In den Städten sind verfehlte und verdorbene Kopieen; in der Armee, abgerichtete Maschinen; auf dem Lande, unterdrückte Bauern. Die Zeit, wo jeder Franke oder Sachse paterna rura (das ist sein allodial freyes, von keinem Lehns- oder Gutsherrn abhangendes Erbgut) bauete, und in eigener Person vertheidigte; wo er von seinem Hofe zur gemeinen Landesversammlung kam, und der Mensch der keinen solchen Hof besaß, wenn er auch der reichste Krämer gewesen wäre, zur Klasse der Armen und ungeehrten Leute gehörte: diese Zeit war im Stande, uns eine Nation zu zeigen. Allein die gegenwärtige ist es nicht.

Doch der Nationalgeist ist erschienen und gedruckt; und der Verfasser, der sich in jeder Wendung des Stils und des Ausdrucks selbst schildert, muß doch auch wohl andere malen können. Freylich kann er dies, und wir lassen ihm die Gerechtigkeit gern wiederfahren, daß er ziemlich zu treffen, und besonders die Stellungen wohl anzulegen wisse, ob er gleich seine Farben bisweilen auf eine sonderbare Art vermischet. Ob er aber nicht sein Auge zu nahe auf dem Bilde gehabt, und ob

er

er unsre Nation würklich wieder entdeckt habe, solches wird die Frage seyn.

Unsrer Meynung nach, hat sich der Verfasser in der Nähe solcher Gegenstände befunden, die ihn verhindert haben das Ganze völlig zu übersehen. Ja es scheinet aus späteren Schriften des Verf. die Vermuthung bestätiget zu werden, daß er das Ganze nicht übersehen, weil er es nicht übersehen wollte. Ob dies mit der Art eines deutschen Biedermannes übereinstimme, zweifeln wir. — Doch genug hievon.

Es ist schon lange der Fehler unsrer deutschen Geschichtschreiber und Publicisten gewesen, daß sie in Deutschland nichts als Herrn und Diener *) erblicken. Ein Theil eignet alles dem höchsten Oberhaupte zu; der andre schreibt und streitet für die Diener: und über diesen Zank denkt kein Mensch daran, daß beides der Herr und der Diener eigentlich nur die Thürwärter der Nation, keinesweges aber die wahren Bestandtheile derselben seyn. Was helfen uns alle Intriguen und Machinationen der großen und kleinen Diener im heil. Römischen Reiche zur Erkenntniß des Nationalcharakters, wenn solche nicht außer ihrer Verbindung mit dem großen Interesse der Nation geschildert, und von den Würkungen getrennet werden welche sie im Ganzen hervorgebracht haben? Der Schöpfer des Nationalgeistes ist in eben diesen Fehler verfallen. Er hält sich allein bey der Staatsintrigue auf; und wenn er sein Werkchen der Geist der deutschen Höfe betitelt hätte; so würde solches dem Titel weit mehr entsprechen. Er sieht nichts als Höfe; und wirft noch höchstens einen Blick auf

*) Herr F. K. von Moser gab im J. 1759 eine Schrift unter diesem Titel heraus. N.

auf die Gelehrten, welche dem Staate seine Diener zustutzen. Allein am Hofe lebt nicht der Patriot, nicht der Mann, der zur Nation gehört; sondern der gedungene Gelehrte, der sich schmiegende Bediente, und der Chamäleon, der allezeit die Farbe annimmt welche ihm untergelegt wird. Und die Gelehrsamkeit überhaupt hat ein solches air étranger, daß sich der Nationalcharakter darunter beynahe ganz verliert.

Und sollte er am Hofe und unter Gelehrten den Nationalgeist aufgefunden haben? — Doch wir wollen unsre Meinung hierüber einen andern sagen lassen, welcher unter dem folgenden Titel einen vortreflichen Pendant zum Nationalgeist geliefert hat.

II. Noch Etwas zum deutschen Nationalgeiste. Lindau am Bodensee bey Franz Joseph Thierbach, 8. 1766. 14½ Bogen.

Unter der Larve eines alten Dorfpfarrers, erscheinet hier ein Mann von großer Einsicht, und vieler Laune, der dem Verfasser des Nationalgeistes seinen Text mit so guter Art liest, daß wir beynahe glauben, er werde ihm selbst mit Vergnügen und Aufmerksamkeit zuhören, und für seine Predigt, welche gewiß nicht aus dem Ermel geschüttelt ist, noch dazu danken. Im Vorbeygehen müssen wir aber dem Herrn Dorfpfarrer sagen, daß er seine Manier zu schreiben, welche in einem beständigen komischen Kontrast fortgehet, ein wenig zu sehr beladen habe. Man sieht zwar, daß er dieses mit Fleiß gethan, theils um seine Hand zu verstellen, theils um seiner Predigt auch das Charakteristische ihres Compagnons zu geben. Allein wir glauben dennoch, daß hie und da der Kontrast zu sehr gesucht, die Antithese gehäuft, das Weitschweifige zu stark affektirt, und der feine Leser nicht in allen

seinen

seinen Forderungen befriediget sey. Er erkennet dieses selbst. Allein wir müßten uns sehr irren, wenn er nicht der Mann seyn sollte, der sein Gemälde bey einer geringen Muse zur größern Vollkommenheit hätte bringen können.

Zuerst untersucht er die Frage: ob es einen Nationalgeist gebe. Wir wollen uns aber dabey nicht aufhalten. Man weiß, daß den Deutschen insgemein der Vorwurf gemacht wird, ihr Nationalcharakter sey, gar keinen zu haben; und der Verfasser läßt seine Frage selbst unentschieden, um im zweyten Kapitel vorher zu untersuchen, was denn eigentlich der Nationalgeist sey? Dies will er mit allem Ernste thun, und darauf erhebt er denn seine Stimme und spricht: „Wenn wir uns an„strengen, die verschiedenen Völker zu betrachten, von „denen Europa bewohnt, und zuweilen zur Freude der „Welt und ewigen Zeiten, mit Aulo Apronio zu reden, „zuweilen propter majorem Dei gloriam, zuweilen „ad conservationem sui ipsius, verwüstet wird: so wer„den wir finden, daß sie in einigen Stücken einander alle „gleich sind. In einigen andern werden wir eine große „Verschiedenheit bemerken.“

Es würden zwar einige den Grund dieser Gleichheit und Verschiedenheit darin suchen wollen, daß wir alle von einem Vater, aber nicht von einer Mutter geboren wären. Denn man könnte, „weil die Geschichte „nicht leicht drey andere so bequeme Männer dazu an„bieten mögte, als des Noah Söhne, voraussetzen, „daß die Europäer von Japhet, die Asiater von Sem, „und die Afrikaner von Ham entstanden wären. Eine „Hypothese deren man sich um so viel weniger schämen „dürfte, weil sie von vielen großen Männern als Wahr„heit verkauft, und als eine solche seit verschiedenen

„Jahrhunderten, vielleicht seit ihrer Entstehung, unter
„den Kindern Hams fortgepflanzet sey. Rudbek und
„Goropius Bekanus hätten in eben dieser Materie wohl
„noch kühnere gewagt, und wären doch nicht sonderlich
„damit verunglückt. Japhet hätte also die Askanier
„oder Deutschen und die Magogier oder Scythen her-
„vorgebracht." Man könnte weiter voraussetzen, Ja-
phet hätte verschiedene Weiber und Kebsweiber gehabt;
und ein gutherziges unbedachtsames braves Mädchen,
die sich immer dann erst im Kopfe krauete wenn sie sich
in den Finger geschnitten hätte, und gewöhnlich, statt
den verwundeten Finger zu verbinden, die gesunde Knie-
scheibe verband, hätte ihm den ersten Deutschen, mit
Namen Tuisko, geboren. Ein eigensinniges unzufrie-
denes Ding, das niemals wußte was es haben wollte,
mit dem Gegenwärtigen mißvergnügt, das Zukünftige
im voraus verdammte, und wider die Art aller andern
Menschen sogar das Vergangene verachtete; das sechs
Stunden am Nachttische sitzen konnte, und dann noch
die Haare in einen Büschel wickelte, einen Reitrock über-
warf und davon gallopirte; das dem guten Japhet viele
verdrießliche Stunden durch seine Widerspenstigkeit ver-
ursachte, weil es nicht von ihm, sondern von einer klei-
nern einfältigen Creatur vom Kammermädchen allein sich
regieren lassen wollte, und bey dem kleinsten Anlasse seine
Freyheit durch einen Strick um seinen eigenen Hals zu
behaupten eilte, hätte ihn mit einem Sohn Namens
Albion beglücket.

Allein der Herr Pfarrer ist dem Wege der Fort-
pflanzung, um die sittliche und körperliche Gestalt der
Nation herauszubringen, nicht günstig; das Klima gilt
bey ihm auch so viel nicht; und ob er sich gleich auf dem
analytischen Felde herumtummelt, daß ihm der Schweiß
vom

vom Kragen fließt: so kann er doch nichts finden, das ihm gefällt. Daher karakollirt er endlich zu einer Definition des Nationalgeistes. „Ich bilde mir ein, sagt er, „der Nationalgeist sey die besondere Eigenschaft, oder „der Inbegrif, complexus, aller der besondern Eigenschaften, wodurch ein Volk von dem andern sich unterscheidet. Diese ihm privative zustehenden Eigenschaften sind theils Eigenschaften der Seele theils des Körpers. Die letzteren kommen nicht hauptsächlich, doch „zuweilen zufällig, mit in Betrachtung. Diese unterschiedenen Eigenschaften äußern ihre Kräfte, sowohl „in allen Handlungen aller Mitglieder des Volks überhaupt, als in den öffentlichen Handlungen, welche von „dem Volke als Volke verrichtet werden, insonderheit." Doch wir wollen uns bey dieser Metaphysik nicht aufhalten. L'esprit de l'ensemble in einem Gemälde ist wie der esprit de physionomie. Man empfindet ihn leicht, und erkläret ihn nie. Unser Verfasser ist glücklicher, wenn er sein metaphysisches Mikroskop wegwirft, und zur Anwendung seines Textes schreitet. Hier sagt er dem Verfasser des Nationalgeistes frey heraus, daß der Titel seiner Schrift dem Inhalte, und der Inhalt dem Titel nicht genugsam entspreche.

„Der deutsche Nationalgeist, fährt er mit Recht „fort, ist meines Ermessens weit ausgebreiteter; er „erstreckt sich auf viel mehr und auf viel wichtigere Gegenstände als bloß auf das Verhältniß eines oder des „andern mächtigen deutschen Reichsstandes gegen den „Kaiser, oder dieses gegen jenen. Nicht, als wollte „ich leugnen, daß eine Abhandlung vom deutschen Nationalgeiste nicht auch mit diesen Gegenständen sich beschäftigen müsse: das müßte sie allerdings thun, wenn „sie vorher die allgemeinen Kennzeichen des deutschen

„Nationalgeistes erzählt, ausgeführt und bewiesen hätte,
„und nun zum deutschen Nationalgeiste in Absicht auf
„die Regierungsform herabstiege. So aber ist der Ti=
„tel offenbar zu allgemein, und der Inhalt zu einge=
„schränkt. Er bedeutet nichts dieser Tadel; er muß
„aber einem jeden, wenigstens als ein Wunsch in den
„Sinn kommen, der sich vorstellen kann, was für eine
„herrliche gemeinnützige Schrift wir haben würden,
„wenn es dem Verfasser gefallen hätte, seinen Plan
„anders anzulegen. Eine Bestimmung der europäi=
„schen Nationaleigenschaften, eine Vergleichung dersel=
„ben unter einander, die Auszeichnung ihrer verschiede=
„nen Zunamen, die Ausbildung der unsrigen im Privat=
„leben, im Kriege, im Frieden, bey Allianzen, nach
„dem mannichfaltigen Staatsinteresse unserer Nachba=
„ren, im Handlungswesen, in der Schiffahrt, in der
„Gelehrsamkeit nach allen ihren verschiedenen Theilen,
„und dann in unserer allgemeinen Regimentsform, in
„den davon abhangenden zum Theil besondern, in un=
„serer großen und kleinen Rechtspflege, in unsern Reli=
„gions= Vertheidigungs= Polizey= Berathschlagungs=
„Münzverfassungen; und wer kann die nöthigen Kapitel
„alle erzählen, ohne den Plan mit reifem Nachdenken
„selbst entworfen zu haben?"

Wir unterschreiben dieses Urtheil gern, und geste=
hen, daß der Herr Pfarrer in seinen erbaulichen Betrach=
tungen, welche er hierauf über dem §. ut autem und
gaudeant *Inst. P. Osn.* anstellet, seine Gemeinde in
Thränen gesetzt haben müsse. Er zeigt in dieser kleinen
Ausschweifung, daß er ein Mann sey, der eine General=
superintendentur in der politischen Welt verdiene.

Das dritte Kapitel, worin er die Frage unter=
sucht: Ob der Nationalgeist veränderlich sey? und das
vierte

vierte, worin der Beweis geführt wird: daß der deutsche Nationalgeist noch eben derselbe sey, sind beide keines Auszuges fähig; indem alles in einer Sammlung von kontrastirenden Gruppen besteht, und einer Karikatur von Hogarth gleich sieht. Wir bemerken nur überhaupt dabey, daß der Pinsel hier etwas härter und steifer als in dem vorigen streiche. Eins wollen wir jedoch daraus anführen. Der Verfasser wirft beyläufig die Frage auf: wie es in Deutschland aussehen würde, wenn das Oberhaupt alle, und der Reichsfürst keine Macht hätte? und beantwortet sich dieselbe folgender Gestalt: „Die ganze Folge davon würde die seyn, daß „die heimlichen Thränen, welche von vielen Vätern des „Vaterlandes ihren Unterthanen zu allerhand wahrhaf„tig landesfürstlichem Gebrauche ausgepresset werden, „als zur Ehre Gottes, zur Errettung ihrer sonst ver„dammten Seelen, zur Erhaltung einer Vorläuferinn „oder Begleiterinn des Ehestandes, zur Erbauung der „Wassermühlen auf den Gipfeln der Berge, zur Errich„tung einer christfürstlichen Parforcejagd, zur Bereiche„rung eines halbenhunderts Landläufer unter allerley „geistlichen und weltlichen Titeln, zur Anwerbung einer „Armee Marionetten, welche die Hälfte der Landesein„wohner ausmacht, und nicht eher in Bewegung geräth „als wenn die Jahrszeit zur Desertion bequem wird, zur „Bezahlung eines unglücklichen Points, der Standes „und Herkommens halber gesetzt werden mußte, daß, „sage ich, diese Thränen, die itzt aus einem Ueberreste „von angewöhnter, durch die bessern Vorfahren verdien„ter Liebe in Winkeln heimlich fließen, dann über Stadt„halter, Kammerherrn, Hofschranzen, Verschnittene, „und alles das liederliche Gesindel, das in Asien die „Menschen plagt, und unter den ersten römischen Kai-

„sern sie baß plagte, öffentlich vergossen werden, und „gar bald in Rachgier, Verzweiflung und allgemeine „Empörung sich verwandeln würden.“ Die Antwort ist zwar nicht uneben. Allein sie enthält nichts Tröstliches. Wie es scheint, so giebt es überall zerbrochene Töpfe; und so lange der ehemalige europäische Generalapotheker, der Abbé St. Pierre, nicht von den Todten aufersteht, und das Mittel mitbringt, sie unzerbrechlich zu machen: wird es wohl dabey bleiben, daß die Regierungsformen nicht eine Minute nach der Linie laufen, welche ihnen der seufzende Gelehrte in seiner Studierstube anweiset.

Das fünfte und letzte Kapitel enthält vermischte Anmerkungen über einige Stellen aus der Schrift von dem deutschen Nationalgeiste. Wir wollen zur Probe eine davon hierher setzen. Die Ursachen, warum die Deutschen so verfielen, hatte der Verfasser der Schrift vom Nationalgeiste vornehmlich in unsere Uneinigkeit gesetzt. „Aber in was für einer Art von Einigkeit würden wir leben, (wirft der Dorfpfarrer ein), wenn alle „unsre Reichsstände gleich ohnmächtig wären? Würden „wir die Einigkeit einer Familie haben, in der jedes „Kind sich freuet, den Befehlen des gemeinschaftlichen „Vaters zu gehorchen, die alle, alle unmittelbar auf „das Beste seiner Söhne abzielen? Oder würden wir „die Einigkeit einer Grenadiercompagnie dulden müssen, „in der der Hauptmann Feldwebel und Korporale nach „Belieben macht, und Spießruthen und Pfahlstehen nach „Willkühr anordnet? Vielleicht schützten uns die Gesetze? „Wie? Mit oder ohne Execution? Und doch wohl, wie „es natürlich ist, den Gesetzgeber wider uns zuerst?“

Wir

Wir glauben, um auch unsere Meinung hierüber zu sagen, daß das beste Mittel seyn würde, alle Könige und Fürsten gar abzuschaffen, den Adel aus dem Lande zu jagen, Städte und Festungen niederzureißen, alles Geld ins Meer zu werfen, alle Gelehrte nach Lappland zu schicken, und fünf Sechstel aller Deutschen an die Bäume zu knüpfen; damit der übrige Theil einzeln, weit genug aus einander, bey Kartoffeln und Gerstenbier ruhig auf der Bärenhaut liegen könne. Dann komme Rousseau oder Tacitus, und schildere unsern Nationalgeist!

Geschichte der Stiftung

des

Collegiatstifts in der Stadt Wiedenbrück,

Hochstifts Osnabrück.*).

Die Stadt Wiedenbrück liegt in einer fruchtbaren von der Ems durchströmten Ebne; was bey Lippstadt über die Lippe oder durch das Waldeckische und Hessische weiter über die Ems in Westphalen geht, findet hier eine Brücke. Die Franzosen hatten zu Anfang des letztern Krieges lange ihr Hauptlager daselbst; und alle Züge der Römer und Franken von jener Seite, haben wahrscheinlich immer diesen Ort getroffen. Die Burg Vechteler**), welche Carl der Große bey der Lippe anlegte, ist vermuthlich das jetzt zwischen Lippstadt und Wiedebrück an der Glenne belegne Münsterische, vorher Burggräflich Strombergesche, Zollhaus Burgvechtel. Denn mit Festungen und Zollhäusern will man immer gern Meister von der großen Heerstraße seyn. Diese gute Gelegenheit hat den Ort gar frühzeitig gehoben, so daß unser Bischof Drogo daselbst schon im J. 952***) eine

*) Aus Hrn. Weddigens Westphälischem Magazin (Dessau und Leipzig, 1784, 4to), Heft II, S. 116 fgg. N.

**) Castrum Vechteler. Chron. p. 25.

***) Das diploma Ottonis M. hierüber hat SCHATEN in Ann. Paderb. T. I. p. 259.

eine Münze, einen Zoll und einen Markt anzulegen bewogen wurde. Auch führte das Gowgericht *), welches (1225) König Heinrich VII unserm Bischof Engelbert schenkte, den Namen nicht von dem Amte Reckenberg, worin die Stadt jetzt liegt, sondern von der Stadt, woraus es sich über eine weitläuftige Gegend in die benachbarten Länder erstreckte.

Die Stadt liegt dem Stifte Paderborn näher und gelegner als dem hiesigen, und es könnte einen wundern, daß Carl der Große solche nicht jenem beygelegt habe. Allein in dem ersten Plan des Kaisers mogte nur Ein sächsisches Bischofthum liegen, und seine Absicht seyn, die den Franken näher gelegnen Sachsen, so wie er auch würklich that **), den benachbarten Fränkischen Bischöfen zu unterwerfen. Hierauf mag das Recht der Erstigkeit, worauf Osnabrück von den ältesten Zeiten her stolz ist, beruhen. Das Stift ist das äußerste gegen die mit den westphälischen Sachsen nie zu vereinigen gewesenen Friesen oder Kauchen, und konnte nicht füglich von einem Fränkischen Bischofe besorget werden. Und bey dieser Voraussetzung hat Carl den Osnabrückischen Sprengel vermuthlich so groß genommen, als es die Verbindung der westphälischen Sachsen, bis an die Friesen und Engrischen Sachsen erlauben wollte. Denn bey dergleichen neuen Anlagen reißt man nicht anders als mit Mühe die zu einem gemeinschaftlichen Heerbanne gehörigen Völker aus einander. Wiedenbrück aber mit seinem District liegt auf der Engrischen Gränze.

*) ERDMAN in Chron. Osnabr. bey MEIBOM. Script. rer. germ. T. II, p. 216. Wormatiae III. Non. Sept. Ind. XIII.

**) So stand Paderborn zuerst unter dem Bischofe von Würzburg. Vita Meinwerci, beym LEIBNITZ T. I. Script. Brunsv. p. 517.

Die Pfarrkirche zu Wiedenbrück war von den ältesten Zeiten her eine bischöfliche Capellaney *); das ist, sie war mit einem Erzpriester **) besetzt, der mehrere Kirchen unter sich hatte, und der dieser seiner höhern Würde wegen zur Ehre eines bischöflichen Capellans gelanget war. Dergleichen Capellaneyen, welche keinem andern als einem Domcapitularen zu Theil wurden, waren von den ältesten Zeiten her vier, als zu Dissen, Bramsche, Melle und Wiedenbrück; und man geräth auf die Vermuthung zu glauben, daß die übrigen Gegenden unsers Sprengels, worin, wie leicht zu erachten, ebenfalls Erzpriester waren, zu Zeiten des Grafen Cobbens davon abgerissen und an Corvey und Herford geleget worden. Denn eine andere Ursache, warum nicht mehrere bischöfliche Capelläne gewesen, und warum besonders kein einziger Capellan in dem ganzen, von Corvey dem hiesigen Stifte anfänglich entzogenen, Nordlande, welches das jetzige Amt Fürstenau mit dem größten Theile des heutigen Niederstifts Münster befassete, angetroffen wird, läßt sich schwerlich angeben ***).

Dieser

*) In dem Vergleiche von 1258 beym Erdman, heißt es, daß die Kirche zu Wiedenbrück a prima fundatione eine Capellaney gewesen.

**) Von den an Herford und Corvey abgetretenen Kirchen heißt es: Buginithe (Bünde) cum subjectis sibi ecclesiis — Fischbecke cum omnibus ad se pertinentibus basilicis. — Solche Hauptkirchen nun, worunter mehrere gehörten, waren mit Erzpriestern besetzt; und diese wurden aus dem Domcapittel genommen, das denn darauf einige curatos hielt.

***) Man denkt sich leicht, daß die Capellaneyen zu Dissen, Melle, Bramsche und Wiedenbrück einen guten Theil der herumgelegenen Kirchen unter sich begriffen haben; findet aber auch, daß die Aemter Wittlage, Hunte=

Dieser und andere Distrikte wurden einige hundert Jahre später, nachdem unser Stift seine ihm zur Zeit des Grafen Cobbens entrissenen erzpriesterlichen Kirchen wieder ausgewonnen hatte, in Archidiaconate vertheilet *); und der Archidiacon ist in der That der Erzpriester, wie er denn auch eben so wie der, aus dem Domcapittel genommen wird, in so weit dieses nicht darauf Verzicht gethan hat. Außer der Hauptkirche war noch eine Capelle, die der heil. Jungfrau Maria und dem heil. Vitus gewidmet war, in der Stadt vorhanden, die der Bischof Gerhard im J. 1212 ebenfalls zu einer Pfarrkirche erhob **). Diese ist in dem dreyßigjährigen Kriege

Hunteburg und Fürstenau, so wie der größte Theil des Sprengels der sich in die benachbarten Länder erstreckt, darunter nicht begriffen gewesen seyn könne. Egibert sagt in Querimonia relata in dipl. Ludov. Germ. beym HENSELER in diss. de dip. Car. p. 107. Episcopium suum esse decurtatum, et indecens ac informe quasi pecus mutilum permansisse. Diese decurtatio und mutilatio erscheint deutlich, wenn man einen geographischen Blick auf die vier Capellaneyen wirft, und die großen Lücken bemerkt.

*) Im Jahr 1221 legte B. Adolph der Domküsterey die bannos ecclesiarum in Damme, Nienkerchen, Stenvelde, Lon et Veghte, und der Cantorey Anchem, Bippehem, Batbergem, Berssenbrugge et Alfhusen bey. S. Erdman beym MEIBOM T. II. p. 214. Hier stelle ich mir vor, daß diese banni, seit ihrer unter einem der vorigen Bischöfe endlich von Corvey geschehenen Abtretung, in dispositione Episcopi geblieben waren, weil in der Institutione Custodiae et Cantoriae keines consensus desjenigen Canonici vel Capellani gedacht wird, der sie bis dahin gehabt hätte.

**) Domus vero, quas eidem Capellae in parochiam dedimus, hae sunt: XII domus de collegio Rennicthorpt

Kriege zerstöret, und nachher außerhalb der Stadt über die Ems gesetzet worden, wo sie dem jetzigen Kirchspiel St. Vit ihren Namen gegeben hat.

Unser Bischof Engelbert *) war im J. 1243 der erste, welcher an ein Collegiatstift in Wiedenbrück gedachte, und darüber auch wirklich eine Urkunde, worin die bisherige bischöfliche Capellaney daselbst dem neuen Capittel beygelegt, und die Kirche zu Schledehausen wiederum in eine Capellaney verwandelt wird, ausfertigen ließ. Das Domcapittel mogte aber mit diesem Tausche nicht zufrieden seyn, oder aber der Bischof, welcher behauptete, daß er nicht schuldig sey, seine Capelläne aus dem Domcapittel zu nehmen, dessen Einwilligung hintansetzen wollen; daher blieb es vermuthlich **) bey

nicthorpt (jetzt die Bauerschaft Renntrup), XII domus quaesitae sunt circa capellam, quae eidem antequam haec ordinaremus, fuerunt assignatae etc. sagt B. Gerhard. Man kann diese Capelle nicht für die alte Stadtkirche halten, weil B. Bruno in der Fundation des Collegiatstifts von 1259 ecclesiam Widenbrugge von der Capella S. Viti unterscheidet.

*) Die fundatio Engelberti sagt kurz: Novisse cupimus universos, quod nos ecclesiam Sledenien assignavimus conventui nostro majori, ita quod semper infra conventum uni canonicorum nomine capellaniae a nobis et successoribus nostris conferatur. Assignavimus utique praescriptam ecclesiam pro ecclesia in Widenbrugge quae pro Capellania infra conventum fuerat collocanda, ita videlicet, ut in eadem ecclesia in Wid. octo statuemus canonicas a nobis et nostris successoribus conferendas, secundum formam privilegii super hoc confecti penes nos tenaciter reservandi, IV. Kal. Mart. 1243.

**) Nach dem Erdman zu schließen, wäre Engelberts Anstalt kein bloßes Project geblieben.

bey dem bloßen Vorsatze, und die Ausführung desselben ward seinen Nachfolgern den Bischöfen Bruno und Boldewin vorbehalten.

Ersterer verglich sich (1258) zuerst mit dem Domcapittel, und gestand, daß wenn gleich seine Vorfahren dann und wann zu diesen vier Capellaneyen einen nach ihrem Belieben angenommen hätten, solches dennoch nicht mit Recht geschehen sey, und jede derselben mit einem Domcapitularen besetzet werden müßte, wie auch noch bis auf diese Stunde geschieht. Hierauf willigte denn auch das Domcapittel darein, daß Schledehausen statt Wiedenbrück zu einer Capellaney erhoben, und das letztere mit dem erzpriesterlichen District, worunter die Pfarren Wiedenbrück, St. Vit, Rheda, Gütersloh, Neuenkirchen (im Ritbergischen) und Langenberg gehörten, dem neuen Collegiatstift beygelegt werden mögten. Jedoch sollte zu einer Urkunde des vorigen Rechts, der jedesmalige Propst aus dem Domcapittel genommen werden. — Der andre hingegen, nämlich Bischof Boldewin, hat im J. 1259 die wahre Fundation unterschrieben *), und 1260 jenen Vergleich nochmals bestätigt,

*) Jenen Vergleich und dessen Bestätigung vom B. Boldewin liefert Erdman p. 216. In der Fundation aber heißt es: ad honorem D. N. I. C. et gloriosae matris eius M., S. Caroli M. I. A. et beati Aegidii Conf.; in ecclesia Widenbr. collegium canonicorum, accedente consensu capituli nostri maioris instituimus, Praeposituræ, Decaniae, Scholasteriae et Custodiae (nachher ist noch die Cantorey hinzugekommen) officia disponentes, ita videlicet, quod praeposituram uni de cap. nostro Osn., qui fructus praebendae suae assecutus fuerit, conferemus; jus vero aliorum officiorum et praebendarum nobis et nostris successoribus libere reservantes. In subsidium fratrum

stätigt, mit dem Anführen, daß Er das Werk zu Stande gebracht habe.

Das Collegiatstift ist, so wie es auch Engelbert verordnet hatte, zu acht Präbenden eingerichtet, die auch noch jetzt vorhanden sind, und sämtlich, so wie auch die Propstey, Scholasterey, Küsterey oder Thesaurarey, und Cantorey, von einem zeitigen Bischofe, ohne auf die päpstlichen Monate zu sehen, vergeben werden. Der einzige Dechant wird von dem Capittel frey erwählt.

Außerdem sind dabey noch zwölf Vicareyen vorhanden, als die Vicarey

1) Der

trum inibi Deo militantium ecclesiam Widenbrugge et capellam S. Viti, Rethe, Gutersschloe, Niggenkerken et Langenberg ecclesias cum suis proventibus pie contulimus. Statuentes praeterea octo praebendas, et duas pueriles, quae omne emolumentum aeque partientur, exceptis duabus puerilibus praebendis, quae fructus unius integrae praebendae percipiant. Praepositus vero unam ex ipsis praebendam tanquam residens integraliter percipiet, Archidiaconatum vero Widenbrugge, Rethe, Guterschloe, Niggenkerken et Langenberg obtinebit, nullam procurationem (keine freye Bewirthung) ratione archidiaconatus infra oppidum Widenbrugge a dictis canonicis recepturus. Annum vero gratiae sicut aliae ecclesiae nostrae dioecefeos consueverunt habere, ipsis indulsimus. Das letztere hat Bischof Conrad (1278) in folgendem noch weiter bestätigt: quod et nunc et in antea per mortem cuiusque Canonici fructus praebendae unius anni, quam defunctus in eadem ecclesia obtinebat, cederent integraliter ad meliorationem praebendarum omnium, ita ut ex eisdem fructibus alii reditus perpetui pro communi utilitate comparentur, salvo illo anno qui defuncto cedit secundum consuetudinem etc.

1) Der H. Barbara, von 1334.
2) Der Calands-Brüder, die ihre Gesellschaft im J. 1234 dort errichteten, von 1341.
3) Des H. Johannes des Täufers, von 1482.
4) Der H. Anna, zwischen 1455 und 1482.
5) Der H. Catharina, von 1469.
6) Der H. Crispin und Crispinian, von 1473.
7) Der H. Jungfrau Maria und der H. Anna, von 1480.
8) Des H. Erasmus, von 1525.
9) Der H. Maria Magdal. von 1504.
10) Des H. Kreuzes, von 1520.
11) Des H. Benedicts, von 1708.
12) Des H. Josephs, von 1760.

In der ersten Stiftung wird auch noch zweyer Minorpräbenden gedacht, und Bischof Johann stiftete (1355) noch eine dritte *), welchen er die Capelle des H. Georgs vor Wiedenbrück beylegte. Diese sind aber dermalen nicht mehr vorhanden. Zwey davon hat Bischof Conrad (1496) in eine Majorpräbende verwandelt, und die dritte ist vermuthlich mit einer andern vereiniget worden.

Da die ehmalige bischöfliche Capellaney mit den unter dem Capellan als Erzpriester gehörigen Kirchen, dem

*) B. Johann sagt: de Capellae St. Georgii nostrae situatae in oppido Widenbrugge prope castrum nostrum dictum Reckenberg nostrae dioecesis, ad collationem nostram spectantibus fructibus — de voluntate et consensu dilecti viri Iohannis Domhof rectoris eiusdem Capellae ac Decani et Capituli eccl. Widenb. novam praebendam minorem — condimus. Vorhin hatte auch B. Gottfried (1327) Capellam B. M. V. dem Capittel schon einverleibt.

dem ganzen Capittel übergeben ist: so hat dasselbe *) auch das Patronatrecht über alle diese Kirchen, und vergiebt dieselben noch jetzt; jedoch in dem Maaße, daß seit 1592 die Gemeine zu Rheda, und der Graf von Ritberg als Herr zu Neuenkirchen, in Gefolge eines Vergleichs von 1664, dem Capittel jemanden dazu präsentiren können. Der zeitige Dechant aber ist bischöfl. ober Capellan und Hauptpfarrer oder Rector zu Wiedenbrück, wo er an seine Statt zwey Geistliche hält, die er nach seinem Gefallen ansetzen und zurückberufen kann **). Die ehmalige mit der Capellaney verknüpfte erzpriesterliche Gerichtsbarkeit, oder die jetzige Archidiaconaljurisdiction, so weit sich solche außerhalb dem Collegiatstift und dessen Freyheit, erstrecket hat, ist wie gewöhnlich, dem Propste; dem Dechanten aber diejenige beygelegt, welche andern Stifts-Dechanten und namentlich einem zeitigen Domdechanten zu Osnabrück gebühret ***).

Die

*) Insgemein haben die Capittel hierüber Streitigkeiten mit ihren Pröpsten. Zu Quakenbrück findet sich noch, Privilegium Engelberti Episcopi ad beneficia conferenda, quod illa collatio spectet ad Capit. Bramacense et non ad praepositum von 1310, und ferner decretum circa collationem praebendarum pro Capitularibus, Officialis Iohannis Missingk v. 24. Aug. 1531.

**) Recepta prius resignatione, heißt es, dictorum canonicatus et praebendae minoris, quos Ioh. de Prigge possidebat in manibus nostris — canonicatum autoritate ordinaria totaliter supprimimus praebendamque minorem ejusdem D. Iohannis canonicatui huiusmodi, quem Dnus. Paulus possidebat — uniendum duximus.

***) Conradus D. G. O. E. dilecto in Christo Decano — licet tuus Decanatus ratione redituum ad ipsum per-

Die besondern Schutzheiligen des Stifts sind der heilige Kaiser Carl der Große, und der H. Aegidius. Carl wurde, wie bekannt, auf Begehren des Kaisers Friederich und des ganzen von deutscher Nationalehre entflammten Reichs, den 29 Dezemb. 1165 *) von dem Papst Paschal in die Zahl der Heiligen versetzt. Der Kaiser ließ seinen Körper nach 351 Jahren aus dem Grabe zu Aachen erheben; auf sein Haupt machte Osnabrück als sein erstes Stift mit Recht Anspruch **); und die

pertinentium adeo non sit fructuosus, quod tuo oneri respondere valeant ac labori, volumus tamen, ut omnem jurisdictionem, quam Decanus maior in ecclesia sua Osnab. consequitur, tu in ecclesia tua Widenb. quiete et libere consequaris — 1286.

*) Erdman ap. MEIBOM. T. II. p. 505. setzt die Canonisation Carls Idib. Jan. Sie ist aber unleugbar IV. Cal. Jan. (v. Godef. Colon. beym FREHER T. I. Scr. rer. germ. p. 241) oder quarta feria post nativitatem domini (v. Chron. August. ib. p. 360), mithin den 29 Dezember geschehn. Erdman irret auch darin, daß er p. 196 die Canonisation Alexandern dem Dritten zuschreibt. Der Kaiser Friederich sagt ausdrücklich, daß es authoritate domini Papae Paschalis et ex consilio principum universorum tam saecularium quam ecclesiasticorum geschehen sey; v. diplom. beym MIRAEO in fastis SS. Belg. p. 51. et in ACTIS SS. Jan. T. III. p. 888. Freylich regierte auch zu gleicher Zeit Alexander der Dritte; aber Friederich erkannte keinen für den rechtmäßigen Papst als Paschal.

**) Caput Caroli in Osnaburgis honorabiliter veneratur cum sanctis Crispino et Crispiniano et aliis reliquiis quam plurimis: ROLEVINK de situ et moribus Westph. p. III. c. 8. p. 174. Edit. Col.

die vor Wiedenbrück belegne Capelle des H. Georg, welche insgemein die Stelle eines Siegeszeichen vertritt, mogte zur Zeit, wie Engelbert, Bruno und Boldewin dem H. Carl zu Ehren das Collegiatstift errichteten, noch die Ueberlieferung eines Vortheils erhalten, welchen Carl dort über die Sachsen erfochten hatte, woraus denn noch ein näherer Grund, warum das Collegiatstift den H. Carl zum Schutzpatron erhalten, genommen werden könnte, wann nicht die Verehrung dieses Kaisers in dem dreyzehnten Jahrhundert sich durch ganz Deutschland und Frankreich, ungeachtet dieses den Papst Paschal und seine Heiligsprechung nicht erkennet, einen allgemeinen Wetteifer veranlasset hätte.

Der H. Aegidius aber war lange vorher Patron der mit dem Collegiatstifte vereinigten Stadt-Pfarrkirche, dessen Fest diese wie billig höher feyert *), als das von dem H. Carl, der solchergestalt nur der eigentliche Patron des Capittels ist; gleich wie denn auch das Capittel den H. Carl allein im Siegel führet, wogegen die Kirche nur bloß die Aegidien-Kirche **) genannt wird. Bey dieser stand schon im J. 1185 ein Dechant, der

*) Das Fest des H. Aegidius wird daher zu Wiedenbrück als ein festum primae classis gefeyert; wohingegen das festum Caroli M. nur ein duplex minus ist. So wird auch in officio divino, welches in semiduplicibus de Patrono vel Titulari ecclesiae gehalten wird, bloß des H. Aegidius gedacht.

**) So wird in iuramentis Praepositi, Decani, Canonicorum et Pastorum bloß der ecclesiae collegiatae S. Aegidii gedacht; jedoch kann auch diese Eidesformel zu einer Zeit eingeführet seyn, wo man die von dem Papst Paschal geschehene Heiligsprechung Carls in der Kirche nicht so offenbar annehmen durfte.

der aber nur als ein Land-Dechant zu betrachten ist, welcher, anstatt des Capellans aus dem Domcapittel, den erzpriesterlichen District in seiner Maaße besorgte. Er wird in der hier folgenden Urkunde genannt, welche ich um deswillen mittheile, weil darin ein Eigenbehöriger des berühmten Klosters zu Liesborn, welchen sich der Ritter Conrad von Battenhorst zueignen wollte, mittelst der damals gewöhnlichen Probe des glühenden Eisens erhärtet, daß er dem Kloster gehöre; eine Ehre die nicht vielen seines gleichen wiederfahren ist, und die zu der Zeit, wie dies Wunder geschah, manchen Proceß abkürzen konnte.

In Noê Smae et individuae Trinitatis.
Wenzo Dei gratia Liesbornenſis dictus Abbas notum Univerſitati fidelium. Quaedam mancipia, quorum iſta ſunt vocabula: Remhelt cum duobus filiis eius Elico et Heman, ac quatuor filiabus Wigburga, Renzeka, Thigburga et Hildegarde cum natis earum, Eccleſiam noſtram ſub anteceſſorum meorum beatae memoriae Baldwini et Franconis Abbatum temporibus quiete posſediſſe, et quae ſui juris erant fideliter perſolviſſe, ſed noſtris temporibus praevaleſcente heu praeſumptione pravorum, miles quidam Conradus de Battenhorſt miniſterialis Bernardi advocati de Lippia praeſcripta mancipia ſibi violenter uſurpare voluit. Multis denique ſuper hac habitis colloquiis, tandem advocato noſtro Widekindo nobisque conſentientibus et Conrado collaudante, taliter huic cauſae finem imponere placuit, ſcilicet ut Hermannus, qui inter praedicta mancipia dignior videbatur, judicio candentis ferri examinationem faceret pro omni cognatione ſuâ, quae moleſtabatur. Factum eſt hoc, et Domino rei veritatem declarante, et manum pauperis illaeſam ab incendio conſervante, Conradus juxta condictum cedens juſtitiae praeſente Dno ſuo Bernardo et advocato noſtro Widekindo, pluribusque viris honeſtis, omni querimoniâ depoſitâ de cetero Eccleſiam noſtram nec per ſe nec per ſuos ſuper

hoc molestaturum repromisit. Haec ergo mancpia tanto labore conservata authoritate B. Petri apostoli Banno Episcopali ac nostro ab omni iniustâ invasione munitos sub anathematis interminatione . . . etc. etc. quae ut rate et inconvulsa permaneant hanc paginam conscribi, et Sigilli nostri impressione muniri praecipimus testibus idoneis subtus annotatis, quorum haec sunt nomina: Fratres nostri, Henricus Prior, Ingelbertus Custos, Wilhelmus Cellarius, Walterus, Burchardus, Fredericus, Arnoldus, Christianus Clerici, *Daniel Decanus in Wiedenbrügge*, Marquardus et Constantinus in Liete, Theodericus et Fredericus de Herssebroke, Constantinus in Nigenkercke, Goswinus in Güterslo, Wigboldus in Thyted, Rembertus in Warslo, Labius, Comes Hermannus in Ravensberg, Widekindus advocatus noster, Bernardus in Lippia, Ministeriales etc. etc. item omnes cives in Widenbrügge etc. etc. Actum Widenbrügge in Annuntiatione sanctae Mariae Anno Dominicae incarnationis 1185, indictione 3tia, regnante Frederico Romanorum Imperatore anno regni ejus 34.

Juramentum Praepositi.

Ego N. Praepositus Collegiatae Ecclesiae Sancti Aegidii in Widenbrügge juro tactis sanctis Evangeliis, quod ab hac horâ in antea volo jura et obventiones bonorum dictae Praepositurae unà cum Attinentiis et Privilegiis ejusdem inviolabiliter conservare, perdita vel alienata pro posse et nosse restaurare, Capitulumque praedictae Ecclesiae et eius bona, jura, ac Privilegia defendere, et protegere. Sic me Deus adiuvet, et haec ancta Dei Evangelia.

Juramentum Decani.

Ego N. Decanus Ecclesiae Widenbrugensis juro ad Sta Dei Evangelia, quod ex nunc in antea volo esse fidelis Ecclesiae meae Collegiatae Widenbrugensis, cuius bona non alienabo, sed alienata pro posse restaurabo; Statuta, Privilegia, et consuetudines Ecclesiae meae firmiter observabo, secretaque Capituli mei non reve-

labo,

labo, mandatis mei Senioris et Canonicorum Capituli in licitis et honeſtis obtemperabo, nec ſine Licentiâ dicti mei Capituli Decanatum permutabo, ſed ad manus Capituli mei reſignabo: ſic me Deus etc.

Juramentum Canonicorum.

Ego N. juro ad haec Sta Dei Evangelia, quod ab hac horâ in antea volo eſſe fidelis Eccleſiae Collegiatae Widenbrugenſis, bona alienata pro poſſe meo, et noſſe reſtaurare, habita conſervare, Statuta, Privilegia, et conſuetudines Eccleſiae ſervare, Secreta Capituli celare, Decano meo, qui pro tempore fuerit, in licitis et honeſtis obediens eſſe. Sic me Deus etc.

Juramentum Paſtorum.

Ego N. juro ad haec Sancta Dei Evangelia, quod ab hac horâ in antea volo eſſe fidelis Collegiatae Eccleſiae Sancti Aegidii in Widenbrügge, et dominis meis, Decano et Capitulo praedictae Eccleſiae, ipſis in nullo detrahere directè vel indirectè, publicè, vel occultè, omnia Privilegia, Statuta, et conſuetudines praefatae Eccleſiae, in quantum me tangunt, ſervare: Decano, qui pro tempore fuerit, in cauſis licitis et honeſtis obediens eſſe, et Eccleſiam meam in N. non reſignare, permutare, aut alicui locare, aut ad id faciendum Procuratores conſtituere, niſi de pleno Conſenſu praedictorum Dominorum meorum, et ibidem regendo et docendo ſaluti animarum populi fideliter providere, et praeeſſe, idque juxta conſtitutionem Sacroſanctae Eccleſiae catholicae. et ſaepe dictis meis Dominis, Decano, et Capitulo annuam Penſionem ſolvere. Sic me Deus etc.

Die Stiftung

des

Osnabrückischen Klosters Iburg. *)

Das Benedictiner-Kloster Iburg ist das älteste unter allen in dem heutigen Stifte Osnabrück belegenen Klöstern, und noch zu einer Zeit gestiftet worden, wo der edlen Familien noch wenige einen Zunamen führten; daher muß es seine ersten Wohlthäter als unbekannt verehren. Unter denselben waren viele Frauen, Herrenstandes, als Hildesuid, wovon der Hof zu Berler im K. Glaen, Aveze wovon der Hof zu Helvern im K. Dissen, die Aebtissinn Frederun zu Herssenbrock, wovon einige Güter zu Müßken und Hagen, Imme, wovon ein Vorwerk zu Glaen, Gisele, nachwärts Aebtissinn zu Bassum, wovon ebenfalls ein Vorwerk und die halbe Kirche zu Glaen, Eile, wovon einige Güter zu Ostenfelde, Reinmode, wovon Schwankendorf, Schwankinne, wovon einiges zu Hiddeshausen, Azele, wovon das Vorwerk Tacmade, und Eunize, wovon der Hof zu Bomte, an das Kloster gekommen sind. Von den Edlen Herrn, welche zu dem Brautschatze des Klosters beygetragen haben, werden Waldecrich, der einige Güter zu Versmold, Offo der vier Vor-

*) Aus Hrn. Weddigen's Westphälischem Magazin, Heft IV (Bielefeld), S. 122 folgg. N.

Vorwerke mit Namen Rethe, Harz, Berkensehle und Hardensehle, Erpho der Rethe mit der dortigen Kirche, und Wal der zwey Höfe Oselage und Harsheim und den Hof zu Riesenbeck dazu hergab, genannt.

Der eigentliche Stifter des Klosters war aber unser Bischof Benno II, einer der größten Männer seiner Zeit *), der es besonders in der Krieges- und Civil-Baukunst zu einem solchen Ruhm gebracht hatte, daß er fast alle Festungen in Sachsen anzulegen hatte **), und so gar vom Könige nach Speyer geschickt wurde †), um die dortige Cathedralkirche, welche in den Rhein zu sinken drohete, zu unterbauen, welches er auch auf eine kühne und neue Art ausführte; ein Mann, der zugleich als erster Finanzminister ††) den ganzen Haushalt seines Gönners des Königs Heinrich IV, der ihn auch aus Dankbarkeit zu unserm Bischofthum beförderte, in die beste Ordnung gebracht hatte, und seiner Finanzwissenschaft halber im großen Rufe war; unternehmend, feurig,

 dauer-

*) Man sehe Norberti abbatis Iburg. vitam Bennonis; ein biographisches Meisterstück. Beym Eccard T. II. corp. hist. c. 37. p. 2181. Es sind einige Fehler im Abdrucke vorgegangen, die ich nach einer Abschrift verbessert.

**) Norbert. C. II. wo er unter andern von ihm sagt: Rex totam Saxoniam castellis novis et firmis coepit munire – cui rei maturandae et diligenter exequendae Dominum Bennonem praeesse constituit, sciens huius rei non habere fideliorem, nec ad hoc munus exequendum magis industrium.

†) Id. c. 27.

††) Er war Propst zu Goßlar und zugleich königlicher Minister, duplici potestate praelatus — altera qua regia maiestate publicis negotiis praesidebat. Id. c. 11.

dauerhaft, und strenge, aber auch großmüthig und einnehmend bey Freunden und Feinden, besonders aber auch bey dem Frauenzimmer *) beliebt. Sein größtes Denkmahl hier im Stifte, ist der Damm durchs weiße Feld, den er zuerst versucht und zu Stande gebracht hat. Diese seine großen Eigenschaften waren es, wodurch er jene Wohlthäter bewog, ihm in seiner Absicht, ein Kloster neben der alten Iburg anzulegen, nach ihrem Vermögen zu statten zu kommen. Er war zu Goßlar, am Tage des H. Clemens, Papstes und Märtyrers, zum Bischofe ernannt. Diesem hatte er aus Dankbarkeit einen Altar gelobt, und er erfüllete sein Gelübde durch die Stiftung des Klosters zu Iburg, was den H. Clemens zum Schutzheiligen hat **).

Die alte Iburg lag damals zerstört, und zwar wie Norbert †), der zweyte Abt zu Iburg dafür hält, seit den Zeiten Carls des Großen, der um allen Fehden vorzubeugen und die öffentliche Ruhe zu erhalten, alle Schlösser in Sachsen zerstöret hätte. Neben ihr fand sich eine Stadt ††) (urbs) die jedoch nicht viel zu bedeuten

*) Man kann dieses sowohl aus der Beyhülfe der vielen Damen, welche hier oben angeführet sind, als aus dem Verlangen der Azel, die ihn durchaus noch auf seinem Sterbebette besuchen wollte, schließen. Das Compliment, was er hierauf machen ließ, war ganz artig: eam se videlicet malle in futuro videre seculo; ubi sincere, secure et jucundius mutuo fruerentur aspectu, quicunque se hic invicem in Christo puritate castae caritatis amassent. — Id. c. 38.

**) Id. c. 13.

†) C. 16. Was von der alten Iburg sonst zu sagen ist, findet man in LODTMANNI monum. Osnab. p. 44. etc.

††) C. 38. Erat autem eo tempore hac in *urbe* manens vidua Azela —

ten haben mogte, weil sie zu Glaen eingepfarret war, und bloß eine kleine Capelle bey der alten Burg hatte, worin zu Zeiten Gottesdienst gehalten wurde; in der That also eine alte und vielleicht uralte Vorburg, die älter als die Stadt Osnabrück seyn mag, wenn die Iburg, wie Norbert aus den ausgegrabenen Ruinen die er selbst noch gesehen, und aus andern Nachrichten urtheilet, über Carls des Großen Zeiten hinaus reicht. Die ersten Städte entstanden unter dem Schutze solcher Festungen. Die Kirche zu Glaen gehörte der vorgedachten Giselen zur Hälfte und halb dem Bischofe, der sie von einer andern Person dieser edlen Familie an sich gebracht haben mogte und solche hernach dem Kloster überließ. Zu der Zeit wo man kein Geld hatte, um einander bey Erbtheilungen herauszugeben, theilte man auch die Kirchen, oder vielmehr das Patronatrecht derselben.

Benno fand auf dem Berge, worauf das jetzige Kloster steht, die Ruinen der alten Iburg; und als ihm die Gegend durch ihre gute Lage und gesunde Luft besonders gefiel, so entschloß er sich auf denselben ein Kloster zu erbauen, nachdem ihn seine Freunde, wie vor gedacht, dazu in Stand gesetzt hatten. Allein die alte Burg und der ganze Berg worauf sie lag, gehörte dem Stifte, und die umliegenden Markgenossen hatten den Wald um den Berg gemein gemacht; daher mußte er die erste zuvor vom Stifte eintauschen, und die bischöflichen Rechte in Ansehung des letztern wieder hervorsuchen *). Das erstere ward gegen den Hof zu Bomte, welchen jetzt das Domcapittel besitzt, leicht erreicht, und das andre verschaffte ihm Meginbald Kirchenvogt oder Drost zu Dissen, der den Berg, so weit er dem Bischofe zuständig war, umritt, und darauf mittelst Eides erhärtete,

 daß

*) Id. c. 18. 19.

daß so weit die Privativ-Holzung des Bischofes sich erstreckte. Die Markgenossen wollten ungern daran, und mit ihrem Eide das Gegentheil beweisen; allein Meginbald wurde zugelassen, und das Gehölz unter dem Namen Sundern, welchen es noch jetzt führt, dem Kloster zugelegt. Es war damals noch kein Amt zu Iburg, sondern der dortige bischöfliche Unterbeamte, der nebst zweyen Burgmännern seine Wohnung an der Ostseite des Berges hatte, lieferte seine Gefälle nach Dissen an einen Oberbeamten ab.

Die Grundmauern der alten Burg kamen zum Theil dem neuen Klostergebäude zu statten; indeß mußte doch noch viel Raum übrig bleiben, weil hundert Jahr später eine Burg zu Iburg war, die Herzog Heinrich der Löwe *) bey seinem Fall zu Lehn hatte, und die der Graf

*) Es heißt in dem Vergleich von 1186: De advocatia quae ecclesiae meae ex bonis Amelungi — tenuerat, sancitum est, ut si VI clericos et XII laicos haberemus, qui vellent juramento confirmare, quod Comes Symon ipsam advocatiam et bona Amelungi, quae dux H. Saxoniae a me tenuerat, jure castrensis beneficii, quod vulgo Borglehn dicitur, a me recepisset, irrefragabiliter justitiam meam de hoc capitulo obtinerem; — und hierauf bezieht sich auch der Vergleich von 1236 in der Widerlegung der Tripl. in Sachen des Freyherrn von Hammerstein ctr. den Dompropsten von Kerssenbrock, app. 2. adj. 22. p. 249. als worin es heißt: resignavit castellaniam in Iborg, ita quod bona ad eam pertinentia de manu Epi jure recipiet feudali. Es scheint, daß die Grafen von Tecklenburg ihr Recht von dem Graf Amelung haben. ERDMAN in Chron. Osn. ap. *Meibom.* P. II. p. 207. seq. sagt: Bennonem in altera montis parte castrum excitasse; und wenn gleich Norbert hiervon nichts meldet: so ist doch das Daseyn des castri vom Jahr

Graf Simon von Tecklenburg dem Bischofe 1136 streitig machen wollte. Vielleicht nöthigte der schwere sächsische Krieg, welcher bald nach dem Antritt des Bischofes Benno einfiel, und worin auch die Stadt Osnabrück belagert wurde *), unsern Bischof, die alte Burg zu einer Zeit wo so viele neue Schlösser in Sachsen angelegt wurden, auch wieder herzustellen, und das Kloster dagegen nicht völlig nach seinem ersten Plan auszuführen. Denn so groß auch seine Erfahrung in der Baukunst war **), und so eifrig er diese Stiftung zu Stande zu bringen suchte: so machte er doch kein Gebäude, was eines solchen Meisters würdig war, welches Norbert mit seinen vielen Reisen und seiner öftern Abwesenheit zu entschuldigen sucht. Der Bischof verstand sich besonders auf das Mauerwerk, und doch stürzten ihm die in seiner Abwesenheit zu eilig verfertigten Mauern ein. Seine

Jahr 1186 gewiß, und Erdman muß hiezu gute Gründe gehabt haben. Kleinsorg in hist. eccl. Westf. p. 308. Cod. Ridesel. sagt auch, daß Benno arcem et coenobium in monte Iburg erbauet habe, führet aber doch zu seinem Gewährsmann keinen andern als den Norbert an, der dieses doch keinesweges sagt. Das Stiftungsjahr setzt Kleinsorg p. 307 um 1069, aber wie mans nehmen will.

*) Es war die Armee des sogenannten Knoblauchs-Kaisers Hermann von Luxenburg vor der Stadt, und dabey befanden sich der Markgraf Egbert von Meissen und der Hildesheimische Bischof Udo. Beide bewog Benno nicht allein die Belagerung aufzuheben, sondern er zog sie auch auf die Seite seines Wohlthäters, des Königs Heinrich IV, dem er sein ganzes Leben hindurch unter unzähligen Gefahren, Drangsalen und Verfolgungen, ja selbst des päpstlichen Bannes ungeachtet, immer treu blieb.

**) Nach dem Norbert zu urtheilen, ist Benno der größte Baumeister und Haushalter seiner Zeit gewesen.

Seine eigne Wohnung, welche er sich dort am Kloster erbauete, hat aber aller Zeit widerstanden, und ist erst vor wenigen Jahren abgebrochen worden.

Der Altar ward den 23 Novemb. Clemenstag, ungeachtet der Bau bey weitem noch nicht vollendet war, geweihet, und man kann diesen Tag gewissermaßen als den eigentlichen Stiftungstag des Klosters betrachten, weil Benno den Fundationsbrief erst kurz vor seinem Ende (1188) dem Abte Norbert überlieferte, und über die ganze Anlage viele Jahre zugebracht hatte. Denn erst brachte er zwölf Mönche von Mainz mit, und mußte dieselben, weil das Kloster noch nicht fertig war, so gut unterbringen wie er konnte. Diese, welche es besser gewohnt waren, schienen sich mit dieser etwas übereilten Einrichtung und mit der westphälischen Kost nicht zu vertragen. Daher ließ er solche wieder ziehen, und bat sich andere von dem Abte zu Siburg aus, der ihm auf alle Art zu Hülfe kam, und sich in seiner Abwesenheit des Klosters annahm. Der erste Abt hies Adelhard, und ihm folgte Norbert, dem man die schöne Lebensbeschreibung des Bischofes Benno zu danken hat.

Zuerst scheinet der bischöfliche Kirchenvogt den Schirm über das Kloster geführt zu haben. Denn dieser Namens Ludolf, nahm 1070 den Hof zu Helvern für das Kloster in Empfang *). Aber im J. 1091 **) findet sich einer Namens Wezel, vermuthlich der Graf Wezel, und im J. 1095 ein anderer mit Namen Gerhard als Klostervogt †); doch nahm im J. 1097 der Graf Amelung ††), bischöflicher Kirchenvogt, wiederum

*) Charta in Cop. Ib. P. I. fol. 282.
**) Chart. ib. P. II. p. 11.
†) Ib. P. I. 376.
††) Ib. P. I. 127.

derum den Hof zu Berler für das Kloster in Besitz; und in der Folge war Hermann von Blankena Edelvogt aller dem Kloster zugehöriger Güter. Dieser verkaufte (1223) denjenigen Theil der Vogtey, welcher die Güter jenseits der Ems befassete, dem Kloster für 35 Mark, und verpfändete ihm den übrigen Theil für 64 Mark, womit die ganze Vogtey wahrscheinlich ihr Ende genommen hat.

Wir wünschten jetzt noch von den edlen Familien, welche zu der Stiftung des Klosters beygetragen haben, einige Nachricht geben zu können. Allein die Zeit hat das mehrste verdunkelt. Hildeswid und die Aebtissinn Frederun waren, wie man aus den Urkunden sieht, Schwestern; eine dritte Schwester von ihnen Namens Hildeberg, hatte zwey Söhne, Heinrich und Friederich, und sie besaß den Hof zu Goldenstedde auf der Vechtischen Gränze. Der Avezen ihr Gemahl hieß Fölker, und Eile war eine Verwandtinn des Oberkirchenvogts (supremi ecclesiae Advocati) oder Stifsdrosten Eberhard; der Cunizen Gemahl hieß Eeselbert, welcher die Höfe zu Essen und Bomte besaß; und Swankinne ist vielleicht einerley mit Swaneburg des Erpho Mutter; sie hatten den Hof zu Northenfelde. Der Aebtissinn zu Bassum, Gisele, Bruder hieß Gottschalk, und die ganze Familie scheint zum Diepholzischen Grafenstamme zu gehören. Wenigstens hat Gisle mit Einwilligung ihrer Nichte der Odrade die Höfe und Kirchen zu Drebber und Marle (1085) mit aller hohen und niedern Jagd dem Bischofe Benno übertragen; doch werden diese Güter so beschrieben, daß sie in der Graffschaft Adelgers, eines Sohnes des Grafen Wikiggs, belegen wären.

Am

Am angenehmsten aber würde es uns seyn von dem Grafen Amelung eine nähere Nachricht zu haben. Dessen Burglehn zu Iburg mit der Kirchenvogtey hatte Herzog Heinrich der Löwe, wie aus dem Vergleiche *) zwischen dem Grafen Simon von Tecklenburg und dem Bischofe Benno von 1186 zu ersehen, von unserm Bischofe zu Lehn empfangen; und nach dessen Fall erhielt es gedachter Graf Simon. Ein Graf Amelung lebte schon, wie hundert Jahr vorher das Kloster Iburg gestiftet wurde, indem Hildeswith das Ihrige theils zu Schirloh **), theils zu Astrup ***), beides in der Grafschaft Amelungs gelegen, übergab. Unter ihm stand das Kirchspiel Liene, und man kann ziemlich nahe schließen, daß er dort seinen Sitz gehabt habe. Er scheint also zu dem gräflichen, später von dem Schlosse Tecklenburg benannten, Stamme zu gehören; wie denn auch Graf Simon zu Tecklenburg, nach dem Vergleich von 1186, dessen sämmtliche Lehne empfangen hatte. Wir wünschten aber doch seine Stammtafel, so wie auch die von dem Oberstifts-Drosten Eberhard, der seinem Vater und Großvater in dieser seiner Bedienung gefolget war, und 1095 große Güter im Stifte besaß, aber ohne Kinder verstarb, und letztlich die von Wal, ebenfalls einem edlen Vogte unsrer Kirche, zu erhalten; und es würde sich derjenige sowohl um die vaterländischen als benachbarten gräflichen Familien sehr verdient machen, der uns hier einiges Licht anzünden könnte. Ein andrer Wal war 1049 Kirchenvogt.

Schließ-

*) Man sehe die Note *) S. 250 f.

**) Norbert c. 35.

***) Charta in Cop. Ib. P. I. p. 127.

Schließlich will ich noch bemerken, daß der Oldenburgische Graf Egilmar und seine Gemahlinn Richeze dem Kloster (1108) neunzig Bund Aale *), welche jährlich zu Oldenburg auf Mariä Geburt abgeholet werden konnten, schenkte; und, wie im J. 1100 der hiesige Dom abbrannte, die Reliquien der HH. Crispins und Crispinians ins Kloster gebracht **), und dort über sechs Jahre, bis der neue Dom fertig war, bewahret wurden.

*) Ib. P. II. p. 9. et in .I H. IVNGII antiquit. Benth. in app. p. 6. n. 3. Dominus Egilmarus, heißt es, comes in confinio Saxoniae et Frisiae manens et potens. Sein Bruder hieß Giselbert, und ist vielleicht Cunizens Gemahl gewesen, der auch so hieß.

**) Ib. P. I. p. 30.

Die Stiftung
des
Nonnenklosters Berßenbrück;
welches im Jahr 1786 mit Päpstlicher und Kaiserlicher Bewilligung aufgehoben worden *).

Graf Otto von Ravensperg hatte mit seinem Bruder Ludewig, welcher die Grafschaft Ravensperg behielt, getheilet, und in dieser Theilung die Grafschaft Vechte nebst Emden und Vlotho erhalten **). Von den bey der Grafschaft Vechte verbliebenen Gütern lagen verschiedene im Stifte Osnabrück, und unter diesen befanden sich auch der Hof und die Kirche zu Berßenbrücke, nebst einigen andern Gütern, welche er und seine

*) Aus Herrn Weddigens Westphälischem Magazin, Heft XIII (Lemgo und Leipzig, 1788), S. 25 folgg.
N.

**) Schaten in Annal. Pad. T. II. p. 74. ad ann. 1253. Aus demselben hat vermuthlich Kuhlmann in den Ravensb. Merkwürdigkeiten, 1 Th. §. 13. S. 14 das seinige genommen, ihn aber unrecht verstanden, wenn er glaubt, daß das was Schaten beym Jahr 1253 nachholt, auch in diesem Jahre vorgefallen sey. Der Streit zwischen den beiden Brüdern Ludewig und Otto muß schon 1231 beygelegt gewesen seyn, weil sonst der erste, wie er doch in einer besondern Urkunde von diesem Jahr gethan, die Berßenbrückische Stiftung aus den Vechtischen Gütern nicht genehmigt haben würde.

seine Gemahlinn Sophie mit Einstimmung seines Bruders Ludewig, im J. 1231 zur Stiftung eines Frauenklosters, Cistercienser Ordens, das von dem Orte Berßenbrück jetzt seinen Namen führt, verwendete *). Der hiesige Bischof Conrad bestätigte diese Stiftung noch in demselbigen Jahr **), und nahm sie (1236) in seinen besondern Schutz †). Eine gleiche Gnade wiederfuhr ihr (1237) von dem Papste Gregorius, und (1243) von seinem Nachfolger Innocentius IV ††); und die Stiftung ward der Mutter Gottes geheiligt.

Graf

*) Dieses enthält die Stiftungsurkunde, so gegeben ist 1231 in Vechta, praesidente sede apostolica Gregorio, gubernante Romanorum imperium Friderico, tenente cathedram episcopalem in Osenbrügge Conrado. Die Einwilligung seines Bruders ist eben so unterschrieben, außer daß sie nicht zur Vechte datirt, und vor andern Zeugen aufgenommen ist.

**) Die bischöfliche Confirmation hat auch kein näheres datum als das von 1231.

†) Dieses protectorium hat die besondre Clausel: nos coenobium in Bersenbrugge — in remedium animae nostrae in nostram recepimus protectionem, volentes ut omnia bona dicto coenobio attinentia in nostra dioecesi constituta eadem gaudeant pensione decimarum, quam hactenus dare consueverunt. Nach diesem kann keinem Klostereigenbehörigen, welcher den Zehnten redimirt gehabt, jemals von fremden Zehntherrn eine Erhöhung angemuthet werden.

††) Das Privilegium Gregorii ist in gemeiner Form; aber das von Innocentius IV enthält schon unter vielen andern: ne ullus Episcopus vel quaelibet alia persona ad synodos vel conventus forenses vos ire, vel judicio saeculari de vestra propria substantia vel possessionibus vestris subiicere compellat, nec ad domos vestras caussa ordines celebrandi, caussas tractandi

Graf Otto, der im J. 1242 noch lebte, starb nicht lange hernach *); seine Gemahlinn **Sophia** aber, und die einzige Tochter **Jütte** oder Judith, welche zuerst an Graf Heinrich von Tecklenburg, einen Sohn [illegible] Gra-

tractandi vel alios conventus publicos convocandi venire praesumat; nec regularem electionem Abbatissae vestrae impediat aut de instituenda vel removenda ea quae pro tempore fuerit, contra statuta Cystercienſis ordinis se aliquatenus intromittat. Die Clausel aber: Sane novalium vestrorum, *quae propriis sumtibus colitis, de quibus hactenus aliquis non percepit, sive hortis sive de virgultis et piscationibus vestris*, ut et de nutrimentis animalium *vestrorum* nullus a vobis decimas exigere vel extorquere praesumat, ist die gewöhnliche, wie man bey den Canonisten finden wird, und eben dieselbe, wonach man sich in Ansehung der Schatzung und Jurisdiction richtet, indem sich solche nicht ad emphyteutas vel colonos erstreckt. Seltener findet man die folgende: Porro si Episcopi vel alii ecclesiarum rectores (Archidiaconi) in monasterium vel personas ibi commorantes, suspensionis, excommunicationis vel interdicti sententiam promulgaverint, sive etiam in mercenarios vestros pro eo — quod in illis diebus in quibus vos laboratis et alii feriantur eandem sententiam pertulerint, ipsam tanquam contra apostolicae sedis indulta prolata decernimus irritandam. —

*) Seine Gemahlinn die Gräfinn Sophia schreibt in einem Briefe von 1245, infra octavam Ioh. Baptistae: nos quaestioni usufructus, quam Capitulo Osnabr. movimus in domo sive area claustrali, quam Otto bonae memoriae vir noster usufructuali jure inhabitaverat, cessimus, et omni jure si quod habere videbamur, capitulo renuntiamus; ita ut de pretio praefatae domus V sol. reditus comparentur et — in anniversario praefati viri nostri distribuantur.

Grafen Ottens und der Gräfinn Mechtild, verheirathet war *), setzten ihre Wohlthaten gegen das Kloster fort. Etwas trugen auch die Grafen Otto und Johann von Oldenburg **), die Stifter des Klosters zu Bürstel, zu der Stiftung bey; ein mehrers aber die vier Gebrüder, als der Münstersche Bischof Ludolf, der Osnabrückische Dompropst Wilhelm, und Adolf, und Wiebold, insgesamt Grafen von Holte: indem sie 1240 die Kirche zu Westerstedde mit allem Zubehör dem Kloster überließen †). Unser Bischof Conrad schenkte ihm den Zehnten von Brickwedde ††), und der Graf von Bentheim den Zehnten

*) Weder Hamelmann, noch Stangenfoll, noch Schaten, noch Kuhlemann, noch sonst jemand gedenkt dieser ersten Heirath der Jütte; sie ist aber gewiß, und Graf Otto von Tecklenburg sagt in charta von 1246: quam in remedium animae Comitis Ottonis, amicissimi nostri, Sophia comitissa relicta ipsius, et filia eius Jutta uxor Henrici filii nostri, conventui in Berssenbrück liberaliter. — Auch heißt es in einem andern Briefe von 1245: Sophia comitissa de Vechta, et Jutta comitissa de Teckneburg, et eius maritus comes Henricus. Sie müssen aber jung verheirathet gewesen seyn, indem ihre Eltern, welche 1231 das Kloster stifteten, noch keine Kinder hatten, weil sie ihrer sonst nach damaliger Gewohnheit in der Stiftungsurkunde gedacht haben würden. Es rührt auch daher, daß Jütte hernach noch die Stiftung besonders genehmigte.

**) Es sind darüber verschiedene Urkunden vorhanden.

†) Ludewig der Sohn Hermanns und der Enkel Wiebolds von Holte, suchte sich hernach wieder in den Besitz dieses Patronatrechts zu setzen, und machte dem Kloster viel Händel; ließ sich aber doch endlich zum Abstand bewegen. Auch behaupteten die Grafen von Oldenburg das Patronatrecht mit den Herrn von Holte gemeinschaftlich zu haben; sie waren von Einer Familie.

††) Er genehmigte auch resignationem decimae duarum domorum in Sitter, et decimae unius domus in

ten des Hofes zu Berßenbrügge *), welchen er von dem hiesigen Stifte, und der Ritter Johann von Warnefeld wiederum von ihm zu Lehn trug, nebst einigen Allodial-Zehnten zu Bokloh und Westrup, die der Graf dem letztern ebenfalls zu Lehn gegeben hatte. Ein nicht minder ansehnlicher Vortheil für das Kloster war es, daß (1257) Hermann, edler Herr von Hastorp **), demselben seine Güter zu Hastorp und Drele für 250 Mark, und (1260) einige andre für 125 Mark überließ, da er solche Schulden halber loßschlagen mußte. Den Hof zu Rußford mit der daran gehörigen Kirche zu Gerde, erkaufte es (1286) mit Bewilligung des Bischofes Conrad, als Lehnsherrn, von Ernst von Geßmele für 205 Mark ***).

Unter

in Anchem, wovon erstere der Ritter Eberhard von Hartnen und letztere Herr Jordan von Alfhausen besaß.

*) Worin die Lehne, welche die Grafen von Bentheim von hiesigem Stifte hatten, bestanden, war sonst unbekannt. v. IVNG. in hist. comit. Benth. III. c. 1. §. 6. p. 153. Hier zeigt sich eins davon.

**) Hermannus nobilis vir de Hastorpe vendere bona sua propter onera debitorum, quibus gravabatur, proposuit — et eorum bonorum proprietatem cum omnibus attinentiis, videlicet mancipiis, sylvis, pratis, piscationibus et aliis utilitatibus eorum, nobis (Brunoni Episcopo) resignavit. Quakenbrugk, V Id. Iun. 1257.

***) Der Bischof nennet ihn Ernestum de Gesmele armigerum. Seine Gemahlinn hieß Christine; und sie hatten vier Töchter, mit Namen Gertrud, Frederun, Kunegunde und Mechtilde. Da die Güter, welche er verkaufte, Lehne waren; so setzte er einige andre Güter zu Melle und im Stift Minden dafür an die Stelle. Er stammte vermuthlich von Heinrich von Geßmel ab, der 1215 ins gelobte Land zog, und dem Kloster Oesede damals den Zehnten zu Wetter überließ.

Unter den Vorrechten, welche der Graf Otto und seine Gemahlinn Sophia dem von ihnen gestifteten Kloster zuwandten, war auch der Störfang *) in der Ems, so weit sich ihr edles Eigenthum erstreckte. Gedachter Otto wohnte dem Ansehen nach in einem Canonikat-Hofe zu Osnabrück **), und liegt zu Berßenbrück begraben †); seine Gemahlinn ruht vermuthlich auch daselbst, und seine Tochter Jütte verlangte ihre Ruhestätte bey ihnen zu haben ††). Diese hatte in der andern Ehe den edlen Herrn Walram von Montjoye, jetzt Munschau im Jülichschen, geheirathet; und wie es einigem Zweifel unterworfen seyn mogte, ob die von ihren Eltern geschehene Stiftung und die damit verknüpfte Veräußerung, ungeachtet solche noch vor ihrer Geburt geschehen war, ohne ihre besondre Einwilligung bestehen könnte; so ertheilte sie dieselbe nachwärts (1251) in einer besondern Urkunde, und bekannte darin, daß sie schon längst vor-

 her,

*) Piscaturam in nostro dominio in Emesa quae vulgari nomine dicitur Störevanc. Lamey in der Geschichte von Ravensperg, app. p. 30. woselbst jedoch durch einen Druckfehler der Störfang in Florfang verwandelt worden.

**) Man sehe oben die Note *) S. 258. Es war vermuthlich eine Familien-Curie, und eben dieselbe, die Graf Herman von Ravensperg 1216 von Hermann von Vechte Canonico et familiari suo gekauft, und damals schon dem Domcapittel überlassen hatte.

†) Gottfried von Tynen, der einen Hof von der Familie unter hatte, stiftete 1248 ein ewiges Licht vor dem Grabe des Grafen Otto.

††) Die Gräfinn Jutta nobilis matrona de Muntjoye, verordnete in ihrem letzten Willen von 1297: ut cum decem marcis ibidem (zu Berßenbrück), ubi sepulturam elegimus, nostrae exequiae peragantur.

her, ehe ihre Eltern die sämmtlichen Vechtischen Güter verkauft, darein gewilliget hätte. Der letzte Umstand läßt glauben, daß das Stift Münster, welches die Vechtischen Güter erhandelt hatte, dem Kloster eine Besorgniß erwecket habe. Sie bekannte dieses als Frau von Montjoye bey ihrer Anwesenheit zu Berßenbrück, und that ein gleiches das Jahr darauf im Kloster zum Gertrudenberg, worüber ihr Vater die Schirmvogtey besessen hatte, wie wir bey der Stiftung dieses Klosters sehen werden. Den Verkauf der Herrlichkeit Vechte, welche ihre Eltern in ihrer Minderjährigkeit abgetreten hatten *), hat sie auf gleiche Weise bestätigt.

Es

*) SCHATEN in annal. Pad. T. II. p. 73. Die Urkunden, welche Berßenbrück und Gertrudenberg haben, sind mit der dort angeführten, was das Wesentliche betrift, einerley; und fast sollte man glauben, wie denn auch der autor notarum criticarum in Schatenium, welche auf der Göttingischen Bibliothek sind, und wovon JUNG. in hist. Benth. p. 255. einen Auszug giebt, damit einstimmt, daß diejenigen, welche Schaten anführet, gar nicht auf den Verkauf von Vechte, sondern auf einen andern gerichtet sey, wie denn auch Schaten selbst in den Worten: proferuntur et aliae litterae hoc in anno 1253 consignatae, quibus Walramus et conjux et mater omnem comitatum omniaque per Frisiam bona Ottoni Episcopo Monast. transscribunt — eine andre ratification des Vechtischen Verkaufs angiebt, die überflüßig gewesen wäre, wenn die von 1251 sich hierauf bezöge. Die Erzählung, daß die Gräfinn Jutta zuerst ihre Grafschaft dem H. Peter zu Osnabrück angeboten, und wie dieser nicht gewollt, solche dem H. Paul übergeben habe, scheint post festum gemacht zu seyn; wenigstens wird solche durch das Zeugniß Hamelmanns, Stangefols und andrer jungerer Geschichtschreiber nicht erwiesen.

Es ist glaublich, daß ihre Eltern sich die Edelvogtey über das in ihrem edlen Eigenthum gestiftete Kloster vorbehielten; doch findet man solches nicht ausdrücklich bemerkt. Das Kloster hatte zu Anfang seinen Propst wie alle andre; der aber nicht aus dem Domcapittel gewesen zu seyn scheinet. Im J. 1234 hieß es noch: Roland des Klosters Provisor; im J. 1242, Werno Propst; und der Bischof schrieb Aebtissen, Propst und Convent; andere aber auch wohl Propst, Aebtissen und Convent. Dem Propste gebührt der Rang außerhalb dem Capittel. Das Kirchspiel Berßenbrück hat sonst unter die Kirche zu Ankum gehört, und ist auch, als das Kloster im J. 1277 den Send von seinen Gränzen zu entfernen suchte, dahin verwiesen worden *).

Uebrigens will ich noch bemerken, wie dieses Kloster bald nach seiner Stiftung mit einigen Bürgern zu Ribenitz im Mecklenburgischen in einen schweren Krieg gerathen, und großen Brandschaden von denselben erlitten, jedoch endlich unter der Vermittelung Woldemars, edlen Herrn zu Rostock, einen leidlichen Frieden erhalten hat. Da dieser Friedensschluß in keinem Codice juris gentium abgedruckt ist, gleichwohl aber die Art zu denken und zu handeln der damaligen Zeiten sehr erläutert; so wollen wir ihn zum Beschluß mit beyfügen:

Nos

*) Die Ursache dieser Verlegung wird also angeführt: quia in die synodi eius, ex insolentia et strepitu advenientium, debitum deo honorem in officio divino impendere non poterant sicut decet. Man irret aber wohl nicht, wenn man auch eine rationem politicam mit unterlegt.

Nos Woldemarus Dei gratia Dominus terrae Rozstock omnibus Christi fidelibus hoc scriptum inspecturis salutem in Dno. Quae geruntur evanescunt simul cum tempore, nisi a voce testium vel litterarum notulis recipiant firmamentum. Sciant ergo praesentes ac posteri, quod quidam rancor discordiarum, qui versabatur inter sanctimoniales, quamvis innocentes, et quosdam servos scilicet Rubertum et Wernerum et Gerhardum, quondam coram patre nostro Dno Borwino amicabili compositione Consulibus Civitatis Rybeniz ac Burgensibus eiusdem civitatis fuerat annullatus in hunc modum, ut unionem pacis iam dicti servi cum amicis suis iuramento in reliquis se servaturos perpetuo confirmantes. Quoniam ex temporis diuturnitate a memoria praedictorum pacis compositio pro parte fuerat avulsa, idcirco hoc factum coram Nobis et Consulibus civitatis iam dictae, et quam pluribus viris discretis tam Clericis quam Militibus est amicabiliter innovatum: Ut compositio tunc facta perpetuo conservetur, hoc scriptum fecimus sigilli nostri munimine roborari. Datum ao. Dni. MCCLXXIV. in Vigilia S. Laurentii.

Universis praesentibus et futuris praesens scriptum inspecturis, Advocatus, Consules ceterique concives in Rebeníz salutem in eo qui est omnium vera salus. Quae labuntur in tempore ne simul labantur cum lapsu temporis, solent linguis testium et litterarum apicibus perhennari. Noverint universi praesentis seculi et futuri, Robertum quondam, Wernerum et fratrem suum — filios Iohannes Fabri, rancorem et dissensionem cum Coenobitis Sanctimonialibus in Bersenbrugge quondam habuisse, ex cuius malignae radicis vigore malignitas animi prodiit operis in effectum, íta ut Coenobium dictarum Monialium cum rebus multarum villarum, quae ibidem ob timorem dissensionis Dominorum Westfaliae reconditae fuerant, incendiis devastarunt. Cuius rei enormis excessus cum praedictis tribus et cum eorum affinibus eradicatus plane fuit et sedatus, taliter ut hij tres et eorum consanguinei abrenunciarent omnibus, si quae habent tractare et exequi a dicti Coenobii Coenobitis, coram viris fide dignis super hijs dantes scriptum suum

ſuum ſignatum ſigillo Civitatis Ribeniz. Huius effectus compoſitionis ex diuturnitate temporis immemores denuo exigebant emendam neſcientes qualem, litteras ſuas transmittentes, quod iterum ſicut prius reſignaverunt, dantes Domino Deo quicquid haberent exequendum; conſiderantes nihil iuris habere contra dicti ſaepius clauſtri moniales. Vt autem haec compoſitio et concordia robur ſortiatur aeternum, praeſentem paginam dedimus munimine ſigilli civitatis Ribeniz roboratam. Huius rei ordinatio coram Dno Hinrico Plebano Civitatis Ribeniz, Dno Hartmanno Sacerdote, Dno Gregorio Milite de Jorke. Sigero Milite. Coram Conſulibus eiusdem Civitatis ſcilicet Theoderico Guolone, Hermanno albo, Johê novo piſtore Johê de Bolhagen, Marquardo, Johê Pezewive, Bertoldo Guolone, Nicolae Ratzesowe, Thetordo carnifice, Johê Muderſell, Engelhardo piſcatore, et ceteris quam pluribus concivibus eiusdem civitatis eſt peracta. Et ne matura deliberatione haec facta ab hijs tribus aut eorum affinibus aut heredibus poſſit infirmari, hij praedicti viri teſtimonium perhibent. Datum ao. Dni. MCCLXXIIII. V. Idus Septembris Vigilia Laurentii. Praeterea ad maiorem huius rei firmitatem Dominus Gregorius Miles ſui appenſione ſigilli idem roboravit.

Ueber die allgemeine Toleranz. *)

Briefe aus Virginien.

Erster Brief.

Sie wollen wissen, liebster Freund, wie wir bey der hier eingeführten allgemeinen Duldung gefahren sind. Gut! das will ich Ihnen erzählen, wie ich es selbst mit erlebt und erfahren habe.

Anfangs, wie einer mit dem andern nicht viel zu theilen hatte, ging alles gut. Deist und Atheist, Christ und Unchrist, gingen ganz friedfertig mit einander um. Man richtete einen jeden nach seinen Handlungen; und keiner fragte den andern: was glaubest du?

Allein diese ruhige Verträglichkeit währte nicht lange. Ein schlechter Mensch hatte von einem Kaufmanne, der sich einmal in Gesellschaft hatte verlauten lassen

*) Die nunmehr folgenden Aufsätze sind aus der Berlinischen Monatsschrift von dem J. 1787 bis 1794 abgedruckt. Sie standen zum Theil schon in den Osnabrückischen Intelligenzblättern, wozu aber Möser, wenn er sie an den Hrn. Bibl. Biester schickte, einige Aenderungen und Zusätze beyzufügen pflegte; theils wurden sie auch von ihm erst für die Monatsschrift ausgearbeitet, welches namentlich bey den sich auf die Französische Revolution beziehenden Aufsätzen, und bey den Widerlegungen der dagegen erschienenen Einwendungen, der Fall war. N.

lassen daß er keinen Gott glaube, für mehr als dreyhundert Dollars Waaren auf Kredit erhalten; und leugnete itzt die Schuld. Der Kaufmann klagte; und der Richter erkannte, daß ihm, wenn er sein Buch beschworen haben würde, der Andere bezahlen sollte. „Das geht „nicht, Herr Richter," versetzte der Beklagte; „oder „der Mann muß erst bekennen, daß er einen Gott glaubt „der die Meineidigen bestraft." — „So recht!" urtheilte der Richter; und wollte eben den Kläger, der sich hiezu nicht verstehen wollte, abweisen, als ein Quaker auftrat, und behauptete: man müsse einem ehrlichen Manne auf seine Versicherung glauben. Nun galt aber das Nein des Beklagten so viel als das Ja des Klägers; und der Richter sah sich genöthigt, die ganze Kolonie zusammen zu rufen, um von der Gesetzgebenden Macht zu vernehmen, wie er sich hiebei zu verhalten habe.

Der Sprecher fing damit an, daß auch die Götter den Eid nicht entbehren könnten:

Una superstitio superis quae reddita divis.

Allein, um die vielen Quaker nicht vor den Kopf zu stoßen, faßte man endlich das Gesetz dahin: „Daß jeder „Kolonist sein Glaubensbekenntniß zu Protokoll geben „sollte; darnach wollte man urtheilen, wie er sein „Wort bekräftigen solle. So habe man es in Europa „mit dem Judeneide und der Quakerversicherung ge„macht. Wer aber gar keinen Gott glaube, solle nur „gegen seines gleichen zeugen können."

„Auf diese Weise", sagten die Atheisten, deren jedoch nur wenige waren, „sind wir übel daran. Die „gemeinen Leute hier, denen wir wegen des großen Geld„mangels borgen müssen, sind alle Christen; und werden

„sich

„sich vielleicht ein Verdienst daraus machen, einen „Atheisten zu betrügen."

„Nicht allein das," rief Einer aus dem Volke: „sondern Ihr Atheisten seyd auch unfähig ein Obrigkeitliches Amt zu verwalten, oder Repräsentanten des Volks zu werden. Ihr könnet auch von andern Religionsverwandten kein Zeugniß verlangen, weil Ihr ihnen keines wiedergeben könnet. Und, wenn einmal das Unglück seyn sollte, daß wir gegen die Wilden ziehen müßten: so fechten wir nicht mit euch, weil Ihr mit uns nicht gleichen Muth haben könnet, indem Ihr mit dem Leben alles verliert, wir aber nur aus einem Leben ins andre übergehen. Ihr seyd also nicht besser als Sklaven, die sich den Gesetzen und Steuren, die wir ihnen ohne ihre Zustimmung auflegen, unterwerfen müssen." ... Ein Philosoph bemerkte noch hiebey: „der Atheimus könne nie das Band einer bürgerlichen Gesellschaft werden; derselbe isolire seiner Natur nach, und führe überhaupt zu einem freudenlosen Leben, um dessen willen es sich nicht der Mühe verlohne, Gesellschaften zu errichten."

Nun ging es ans Protokolliren, da ein jeder sein Glaubensbekenntniß ablegen mußte. Der eine glaubte dies, der andre das; und was das schlimmste dabey war: so hatte fast ein jeder alle acht Tage seiner Meinung etwas ab- oder zuzusetzen, wie dieses fast immer der Fall ist, wenn man erst anfängt einer Sache recht nachzudenken, und darüber warm wird. Hierüber wurde aber das Protokoll so dick, daß der Kolonieschreiber Johann Jakob solches durchaus geschlossen haben wollte. Allein Keiner wollte dem Rechte, seine Meinung früh oder spät ändern zu mögen, entsagen; und so blieb das Protokoll zur großen Beschwerde des Schrei-

Schreibers immer offen, so daß man kein Ende davon absehen konnte.

Endlich erforderte es doch die Nothwendigkeit, weil eine bevorstehende Magistratswahl nicht länger verschoben werden konnte, die sämmtlichen bis dahin eingebrachten Glaubensbekenntnisse vorläufig, jedoch mit Vorbehalt des Rechts eines jeden wegen des Ab- und Zusetzens, in einen Auszug zu bringen; und festzusetzen: welchem ein Kolonist beypflichten sollte, um in vorkommenden Fällen zum Eide, zum Zeugnisse, zur Repräsentation, zur Magistratur, und zur Landesvertheidigung, zugelassen zu werden. Man brachte also die sämmtlichen Bekenntnisse auf gewisse Hauptartikel zurück; und setzte unter jeden die Namen derjenigen Kolonisten, welche darin übereinkamen.

Die Atheisten wurden sogleich aus der Zahl der ehrenfähigen Männer ausgestrichen. Man erklärte ihnen jedoch dabey: daß sie bleiben, handeln, bauen, und leben könnten, wie andre Kolonisten; und daß auch ihre Kinder ehrenfähig werden sollten, wenn sie die festzusetzenden Artikel künftig mit annehmen würden; wogegen sie sich aber gefallen lassen müßten, wenn es zum Kriege mit den Wilden ginge, als Trainknechte zu dienen, da sie nicht in Reihe und Glieder stehen könnten. Denn hier, wo es auf die Hand ankäme, könne man ihnen nicht, wie den Juden, erlauben, einen andern an ihre Stelle zu dingen; und, weil man sich auf ihr Gewissen nicht verlassen könnte, müsse man den Vermögenden unter ihnen alles bey schweren Geldstrafen, und den Unvermögenden bey hundert Stockprügeln verbieten.

Vergeblich beriefen sie sich dagegen, auf die bekannt gemachte allgemeine Duldung, auf die Freyheit

des

des Glaubens, und die Unschuld des Irrthums, auf ihre guten moralischen, physikalischen und politischen Eigenschaften. Die Antwort war immer: das Vertrauen lasse sich so wenig wie der Glaube erzwingen. Beide Theile folgten mit gleichem Rechte ihrer Freyheit zu denken: die Atheisten, indem sie keinen Gott glaubten; und die andern, indem sie einem Atheisten in keinem Stücke traueten. Und damit blieb der Stärkere oben, von Rechtswegen.

Nächstens will ich Ihnen melden, wie es uns weiter gegangen. — —

Zweyter Brief.

Nachdem der Schluß wider die Atheisten, wovon ich Ihnen in meinem Vorigen Nachricht gegeben habe, gefaßt war, fing man endlich an, die Glaubensbekenntnisse derjenigen, welche einen Gott glaubten, zu untersuchen; setzte aber doch, zu Verhütung aller Mißdeutungen (wiewohl meiner Meinung nach, sehr überflüssig) fest: daß man sich bloß wegen einer in dieser Kolonie allein ehrenfähig machenden Religion vereinigen, und übrigens dem lieben Gotte auch nicht einmal das Recht streitig machen wolle, einen frommen Atheisten, dessen Verstand nicht so weit reichte um ein höchstes Wesen zu erkennen, selig zu machen. Wie denn auch keiner von diesen aus der Versammlung ging, dem nicht einer oder der Andre die Hand drückte, und ihm seine Kasse anbot wenn er sie nöthig hätte. Das individuelle Zutrauen blieb also nach wie vor; aber man konnte und wollte es nicht zur General-Zwangs-Regel machen.

In den Glaubensbekenntnissen von Gott fand sich jedoch eine solche Verschiedenheit, daß es eine lange Zeit unmöglich schien, alle zu vereinigen. Einige hielten es für höchst verwegen, und für unmöglich: daß ein endliches Wesen sich einen Begrif vom unendlichen machen wollte; Andre glaubten, man brauche davon nicht mehr zu wissen, als man mit seinen fünf Sinnen und mit dem von Gott erhaltenen Verstande begreifen könnte; und noch Andre hatten besondre Offenbarungen angenommen, woraus sie das unendliche Wesen erkennen wollten. Der großen Verschiedenheit nicht zu gedenken, die aus den Begriffen welche sich jeder entweder aus der Natur, oder aus den Offenbarungen, von einem höchsten Wesen machte, hervorging. Endlich kam man doch darin überein: „daß ein jeder, der in die„ser Kolonie ehrenfähig seyn wollte, ein allweises, „allmächtiges, und allgütiges Wesen, welches diese „Welt erschaffen habe, und regiere, bekennen, jedoch da„bey die Freyheit haben sollte, von diesen drey großen „Eigenschaften des allerhöchsten oder allerersten Wesens „so viel zu hoffen und zu fürchten, als er könnte, und „brauchte."

Nun glaubte jeder die Kolonie auf das herrlichste gegründet, und von Menschen, welche jenes höchste Wesen annähmen, nicht allein nichts zu fürchten zu haben, sondern auch Alles erwarten zu können was zu seinem Frieden diene. Allein der Erfolg zeigte bald, wie sehr man sich geirret hatte. Nicht die Hälfte der Kolonisten hielt etwas auf besondre Gottesverehrungen, auf besondre Versammlungshäuser oder Tempel, oder auf besondre Lehrer. Ihrer Meinung nach: fühlten besondre Lehrer immer einen Geist des Standes, der überall unendliche Verwirrungen anrichte, und sie zögen die Menschen nur von der Thätigkeit zur Spekulation; Versamm-

sammlungshäuser wären nichts gegen den unermeßlichen Tempel des Allmächtigen, worin der freie Mensch unter einem freyen Himmel anbete; der Sonntag sey nicht besser als jeder andre Tag, und Ein Augenblick der Zeit dem Höchsten eben so angenehm als jeder andre. Es wäre, sagten sie, lächerlich, Gott mit gewissen Ceremonien zu verehren, oder auch nur zu glauben, daß das höchste Wesen von schwachen Menschen geehret werden könne; sie hielten es so gar für gotteslästerlich, ein Gebet an dasselbe zu richten, oder, welches einerley sey, zu fordern daß der Allweise auf das thörichte Bitten der Menschen den Lauf der Welt abändern solle; und das Dankgebet zeugte nur, wie sie sich ausdrückten, von dem Stolze des Menschen, der sich vorstellt dem Allmächtigen ein freywilliges Dankopfer bringen zu können. .....

Sie hatten also auch nichts von äußerlichen Ceremonien; und jeder Hausvater, jedes Glied der Familie, hatte seine eigenen Gedanken von dem allmächtigen, allweisen, und allgütigen Wesen: ohne daß sie einige bestimmte Schlüsse zum Besten der Kolonie daraus machten, und sich zu denselben gemeinschaftlich bekenneten.

Indeß konnte man sie desfalls von den Ehrenstellen nicht ausschließen; und weder Christen, noch Juden, welche nach ihrer Weise sich vereinigt hatten, und ihre Kinder nach festgesetzten Schlüssen erziehen ließen, machten ihnen diese Glaubensfreyheit streitig. — Auf einmal aber erfuhren diese, daß unter jenen ein Vater seine Tochter, eine Mutter ihren Sohn, ein Bruder seine Schwester geheirathet hatte; man erfuhr, daß Verschiedene derselben sich mehrere Weiber zulegten, und solche nach Gefallen wieder zurück schickten; man erfuhr, daß einer seinen Erstgebornen zum Opfer geschlachtet, und die Frau eines Andern sich auf dem Grabe ihres Mannes

Mannes den Tod gegeben hätte; man erfuhr, daß Verschiedene von ihnen gar kein Eigenthum erkennen, und alles was Gott erschaffen hat, in Gemeinschaft haben wollten; man erfuhr, daß Einige gar nicht zur Landesvertheidigung folgen und fechten wollten, und der Obrigkeit die Macht zu strafen streitig machten. — Mit einem Worte, man erfuhr so viel, daß es unmöglich schien, solche Leute für ehrenhaft zu erkennen, und mit ihnen Glück und Unglück zu bestehen.

Man hielt es also für Pflicht, und für die allgemeine Ordnung nöthig, denselben eine ernstliche Vorstellung zu thun. Aber, wie groß war das Erstaunen, als man die Antwort hören mußte: „Wie? das allgütige „Wesen sollte es dem Vater versagt haben, bey seiner „Tochter zu schlafen, die ihm zugehört? sollte es der „Mutter wehren, für alle ihre Mühe, die sie mit Erzeu„gung und Erziehung ihres Sohns gehabt, seine Erst„linge zu fordern? sollte die Heirath zwischen Schwester „und Bruder jetzt mehr mißbilligen, als es sie im An„fange der Welt gemißbilliget hat? sollte dem Menschen, „den es zum Genuß aller Freuden erschuf, nicht meh„rere Weiber vergönnen; oder ihn wohl gar zwingen, „sich mit einer einzigen, die sein ganzes Leben verbittert, „zu begnügen? sollte das Opfer des Erstgebornen, das „theureste was ein Mann ihm bringen kann, nicht gerne „annehmen? oder auch einem Vater verwehren, allen„falls seine neugebornen Kinder, welche er nicht ernäh„ren kann, ins Wasser zu werfen?“ — Mit einem Worte, jeder wußte das allweiseste allmächtigste und allgütigste Wesen besser in seinen Kram zu ziehen, als die weiland natürliche Madame W a r e n s die Philosophie, oder ein Betrunkener Gottes Barmherzigkeit. —— Wie es aber hart gewesen seyn würde, jemand zu zwingen, wider seine Ueberzeugung zu handeln; also konnte man

auch nicht fordern, daß sie anders handeln sollten, als sie wirklich handelten: so groß auch der Greuel war, welchen die übrigen Kolonisten an diesen, ihrer Meinung nach, von Gott verworfenen Menschen hatten.

Indeß konnte das Ding doch so nicht bestehen: besonders da eine Menge verstoßener Weiber sich aufs Betteln legten; und da viele, welche glaubten, die Früchte der Erde gehörten allen Menschen zu, und keiner dürfe sich derselben ausschließlich anmaßen, den Andern in die Krautgärten gingen, und was sie bedurften daraus nahmen. Die sämmtlichen Christen, und verschiedene andre Sekten, traten demnach zusammen, und beschlossen: jene Andersgesinnte ganz aus ihren Gränzen zu verbannen, und allenfalls auch, wenn es ihre Sicherheit durchaus erforderte, als Raubthiere vom Erdboden zu vertilgen. Jedoch wollte man es erst noch versuchen, ob sie nicht in Güte auf andre Gedanken zu bringen seyn möchten.

Sechs der weisesten Männer übernahmen dieses Geschäft; und, wie sie das Glück hatten, an den Abgeordneten der Andern sehr billige und vernünftige Männer zu finden, so kamen sie gar bald darin überein: daß diese sich alles, was zum Besten der Kolonie von der Mehrheit gewillküret werden würde, als menschliche Polizeygesetze gefallen lassen, dieselben aber nur nicht als göttliche Befehle verehren wollten. Jedoch auch diesen Unterschied der Meinungen, welcher Anfangs Anlaß gab, daß der eine Theil sich Gottesknecht, und der andre Menschenknecht hieß, wußten die Weisen bald zu heben, indem sie sich dahin verglichen: daß Gott der einzige Beherrscher der Kolonie; das versammelte Volk Gottes Stimme; die Obrigkeit Gottes Diener; und ihre Gesetze Gottes Gesetze seyn soll-

sollten; weil es anstößig und schimpflich wäre, daß ein Mensch den andern beherrschen sollte.

Zwar machte einer der Weisen noch den Einwurf: daß es eben so anstößig und unschicklich seyn würde, wenn man hiernach sagen müsse, Gott zürne und räche, oder er werde beleidiget und versöhnet. Allein sie wurden bald über den Begrif eines Gottherrschers einig, und hielten es für einen edlen Zug der Urwelt, welcher den lautesten Beyfall verdiene, daß die ersten Menschen keine Hintersassen eines Königs oder Fürsten, sondern unmittelbare Gottessassen hätten seyn wollen.

Solchemnach ward eine Gottes-Polizey (eben wie ehemals in Deutschland ein Gottesfrieden) in die Kolonie eingeführt; und durch dieselbe wurden nicht allein gewisse Grundsätze in Ansehung des Eigenthums, der Ehen u. s. w. als Gottesgesetze festgesetzt, sondern auch unter andern, als auf Gottes Befehl, gewisse Tage geheiligt, Versammlungshäuser angeordnet, dabey eigene Lehrer angestellt und Schulen angelegt: alles in der Absicht, um sowohl den jungen als alten Kolonisten jenen bestimmten Willen Gottes in Ansehung dieser Kolonie, recht tief und fest einzuprägen, und ihre vormaligen freyen Handlungen zum allgemeinen Besten einzuschränken.

Indeß waren doch bey weitem nicht alle mit dieser Einrichtung der Weisen zufrieden. Einige sagten: man verwechsle hier offenbar den theokratischen Gott mit dem allweisen allmächtigen und allgütigen Wesen; es sey eine bloße Vergötterung seines eigenen Begrifs, daß man einen Theokraten aufstelle, und diesen gebieten oder verbieten lasse was man selbst wolle. Eine solche Täuschung erniedrige den Menschen; und sie hätten eben die Freyheit, welche andre hätten, sich einen Gott zu bilden, welcher

ihnen verstatte so weit zu gehen, als die ihnen von ihm nicht umsonst verliehenen Kräfte reichten. — Hier aber zog auf einmal, gleich als ob sie von einem Sturm ergriffen worden wäre, die Menge ihr Schwert; und jeder rief: es komme nur der Mehrheit und dem Stärkern zu, sich einen Gott zu wählen, und alle diejenigen, in dieser Kolonie, welche sich unterstehen würden andre Götter zu haben neben dem ihrigen, sollten ausgerottet werden in ihren Gränzen. Dies machte einen sichtbaren Eindruck; obgleich die andern heimlich murreten: eine solche Intoleranz, wodurch ihnen nun sogar die jedem Menschen zustehende Denkfreyheit abgeschnitten werden wollte, wäre unerhört; und sie wollten doch glauben was sie wollten, wenn sie sich gleich in ihren Handlungen nach jenen so genannten göttlichen Gesetzen richten müßten. Die Zeit käme vielleicht noch wohl, worin sie die Stärksten seyn würden. . . . .

Dies wäre ihnen aber bald übel bekommen. Denn, da die andern hörten, daß diese sich nur äußerlich nach den Gesetzen halten, und es aufs Lauren legen wollten; so vermutheten sie von ihnen: sie würden sich denselben heimlich so oft sie könnten entziehen, unter sich den Gott der Kolonie lästern, in Kammern bey ihrem vorigen Wesen beharren, und endlich, wenn sie stark genug geworden wären, alle Gesetze wieder über den Haufen werfen. Man hielt es also für nöthig, auch dergleichen Kolonisten die nur den geringsten Zweifel an jener Satzung der Weisen zu Tage gelegt hatten, von aller Ehrenfähigkeit auszuschließen, um ihnen nicht zu viel Macht in die Hände kommen zu lassen; und um ihre Vermehrung zu hindern, nahmen sich alle Sekten, welche sich an festgesetzte Schlüsse aus dem großen Grundsatze vom allweisen allmächtigen und allgütigen Wesen, oder

mit andern Worten, an eine besondre Offenbarung hielten, sogleich vor, sich mit ihnen nie durch Heirathen zu verbinden. Dieses Volk, sagten sie, ist unrein; der Vater schläft gewiß heimlich bey der Tochter, da er es öffentlich nicht thun darf; und wenn wir gleich in unsern Polizeygesetzen eine Probe festgesetzt haben, woran die unbefleckte Keuschheit einer Braut erkannt werden kann, um dergleichen heimlichen Greueln Einhalt zu thun: so ist doch diesem Volke, das sich bloß äußerlich den Gesetzen unterwerfen, und innerlich die vollkommenste Glaubensfreyheit behalten will, keineswegs zu trauen.

Dies gab der allgemeinen Duldung abermals einen Stoß; so, daß endlich die Weisen wieder zusammen treten mußten, um auf Mittel zu denken, wie der innerliche Mensch mit dem äußerlichen zu vereinigen, oder jede gesetzmäßige Handlung desselben auch aus seinem Glauben herzuleiten sey. — Jedoch ich muß hier abbrechen. Also von dem weitern Erfolg nächstens

Dritter Brief.

Ich kann Sie, liebster Freund, von demjenigen, was in der Versammlung der Weisen vorgefallen ist, nicht besser unterrichten, als wenn ich Ihnen die ganze Unterredung, so wie ich solche selbst mit angehört, und gleich nachher aufgeschrieben habe, hiemit vorlege. Hören Sie also:

A. Ich dächte, es wäre immer noch besser, wir ließen einen Jeden glauben was er will, und erforderten von Keinem ein Bekenntniß seiner Meinungen.

B. Also auch kein Bekenntniß seiner moralischen?

A. Wozu alle dergleichen Bekenntnisse? Giebt es nicht schon Heuchler genug in der Welt? und kann nicht ein Jeder immer anders sprechen als er denkt?

B. Sie wollen Sich also, wenn es sich treffen sollte daß Sie eines Verbrechens wegen angeklagt würden, auf das Zeugniß von zwey oder drey Menschen deren Gesinnungen Ihnen völlig unbekannt sind, um Ehre und Gut, Leib und Leben bringen lassen? Oder denken Sie, daß man in unsrer Kolonie den Beweis durch Zeugen ganz werde entbehren können?

A. Wenn die Zeugen durch einen rechtschaffenen Wandel bekannt sind, und das Zeugniß auf ihre Ehre ablegen; so werde ich dabey eben so sicher seyn, als wenn sie bey allen Göttern schwören. Die Ehre hat noch allemal ihre Schuld richtig bezahlt; nicht so die Liebe des Nächsten, die oft ihren Bruder darben ließ.

B. Aber unsre Kolonie besteht aus allerhand zusammen geflossenen Leuten, von allerley Nationen, Religionen und Charakteren; und es können leicht auch einige unter ihnen seyn, welche den Grundsatz haben: daß es erlaubt sey, seinen Feind durch Gift oder ein falsches Zeugniß von der Welt zu bringen. Ein solcher Mann kann, wie die mehrsten eifrigen Sektirer, bey diesen Grundsätzen übrigens einen ganz guten Wandel führen; und wir können ihn so wenig verachten, als zur Verantwortung ziehen, wenn er seinen Grundsätzen gemäß handelt, und mit der Freyheit zu denken wie er will, zum Mitbürger aufgenommen ist.

C. Ich bin ein Deutscher; und meine Vorfahren erforderten lange Zeit e b e n g e n o s s e Zeugen, die, wenn sie ein falsches Zeugniß ablegten, Ehre und Gut zu verlieren hatten. Die wenigsten von unsern Kolonisten

sind

sind aber noch zur Zeit solche Ehrenmänner; sie können davon laufen, wenn sie sich eines falschen Zeugnisses zu schämen haben: und solche Flüchtlinge haben keine Ehre zu verlieren. Ich lasse mich also auch auf ihr Ehrenwort nicht hängen. Es ist so schon schlimm genug, daß man in neuern Zeiten unter Christen, zur Schande der Nation, ebengläubige Zeugen statt ebengenosser zugelassen hat.

A. Aber meinen Sie denn, daß ein abzulegendes Bekenntniß seiner Meinungen den Menschen um ein Haar besser, und sein Zeugniß im geringsten zuverläßiger mache?

B. Es ist in der That so leicht nicht, wie Sie zu glauben scheinen, gegen sein eignes feyerlich abgelegtes Bekenntniß zu handeln. Der Mensch, wie ich ihn kenne, braucht Religion und Tugend als Mittel zu seinem Zwecke; und wer lange bey diesem oder jenem Grundsatze seine gute Rechnung gefunden hat, wird ihn allemal ungern verlassen. Jeder Schritt, welchen er gegen sein ausgehängtes Bekenntniß oder seine Maske wagt, wird daher mit der größten Sparsamkeit geschehen; und ich habe es, als Richter dieser Kolonie, sehr oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß nicht leicht einer in einer öffentlichen Versammlung seiner Mitbürger, wann er nur einen einzigen darin vermuthete, der von dem Gegentheil desjenigen was er feyerlich betheuren wollte, unterrichtet seyn konnte, ein falsches Zeugniß abgelegt habe. So groß ist die Schaam, für einen Lügner zu bestehen; und Lügner ist, wer gegen sein eignes Bekenntniß handelt. Alle Vortheile welche wir von diesem Umstande ziehen können, gehen aber verloren, wenn wir Keinem sein Bekenntniß abfordern, oder wohl gar einen Türken oder Juden seine Versicherung auf die heilige Dreyfaltigkeit ablegen lassen. Der Mann, der das Gift

für ein erlaubtes Vertheidigungsmittel hält, und sich damit einen Feind von der Seite geschaft hat, sucht vielleicht wohl gar als Märtyrer seiner Meinung zu sterben; da er doch nicht anders als Lügner sterben kann, wenn er sich vorhin zu andern Grundsätzen bekannt hat, und itzt eine andre Meinung bloß zur Entschuldigung einer bösen That gebrauchen will. Nur in diesem Falle kann die Obrigkeit den Bösewicht mit dem Tode bestrafen; anstatt, daß sie ihn in jenem bloß als ein schädliches Thier zu behandeln hat, wofern sie ihm die Freyheit gelassen sich zu keiner Religion bekennen zu dürfen. Insgemein wird auch einer in den Grundsätzen, wozu er sich bekennt, von Jugend auf unterrichtet und daran gewöhnt seyn; mithin seine Meinung, wäre sie auch nur Vorurtheil, nicht nach Gefallen verändern können; oder, wo er es thut, solches gern bekennen wollen, um nicht von dem einen oder andern Theile als Heuchler verachtet zu werden. Und ein öffentlicher Lehrer kann seinem Bekenntnisse niemals zuwider lehren, ohne seinen Dienst niederzulegen. Jeder ehrliche Mann kann Gründe haben seine Meinungen zu ändern; aber keine, um solche zu verhehlen, wenn dieses zum Nachtheil des gemeinen Wesens gereicht.

A. Herrliche Grundsätze! Die Religion und Tugend als Mittel zu gebrauchen!

B. Die Leidenschaften sind das erste Prinzip, wonach das kaum geborne Kind handelt; und seine Erziehung bestehet darin, daß wir diesen ihren von ungefähr aufgefangenen Saamen nicht wild aufschießen lassen, sondern gehörig kultiviren. Dieses geschieht durch Grundsätze der Religion und Tugend; und das heiße ich, sie als Mittel gebrauchen. Die natürliche Begierde zu gefallen und sich Beyfall zu erwerben, welche jedes Kind, wie jeder Mensch, wohl nicht so ganz ohne Ur-

sache

sache in seiner ersten Anlage hat, mag eine größere Menge guter Gesinnungen und Thaten hervorgebracht haben, als der übertriebene Geist alles Purismus.

A. Und noch herrlicher, daß einer sogleich sein Lehramt niederlegen soll, so bald er seinem ersten Bekenntnisse nicht länger getreu bleiben kann, sondern die besser erkannte Wahrheit vorzutragen sich verpflichtet hält!

B. Aber wie kann das anders seyn? Hier sind z. B. deistische und christliche Tempel: was hat nun der Christ für ein Recht, die deistische Gottesverehrung zu stören; oder der Deist, die christliche Gemeinde zu beunruhigen? Beyde Theile sind und bleiben in unsrer Kolonie ehrenfähig; aber der eine muß dem andern die Ruhe gönnen, die er selbst fordert. So muß ein Lehrer bey uns demokratisch lehren, wenn er von der Vortrefflichkeit der Monarchie auch noch so sehr überzeugt wäre.

A. So soll also ein jeder Mensch, welcher ein Bekenntniß das mit dem allgemeinen Zwecke der Kolonie bestehen kann, und dafür erkannt ist, abgelegt hat, hieselbst ehrenfähig seyn, und sogleich als Zeuge völligen Glauben haben?

B. Nicht doch; er soll nur die Rechtsvermuthung für sich haben, bis daß ein andrer den Gegenbeweis führet, daß er seinem Bekenntnisse zuwider gelehret oder gehandelt habe. So fragt man unter den Christen einen Zeugen: wann er das letztemal zum Abendmahle gewesen? um zu erfahren, ob er seinem Bekenntnisse getreu geblieben sey; und findet man daß er sich des Abendmahls binnen Jahresfrist nicht bedient hat, so wird er nicht für ebengläubig und ehrenfähig gehalten: man begräbt ihn als einen Ehrlosen, wenn er also verstirbt. Alles dieses macht einen jeden aufmerksam auf sein Bekenntniß; und mit der Zeit ist er so daran

gefesselt, wie irgend an eine andre Meinung. Auf alle Fälle ist es aber doch besser, hier etwas als gar nichts zu thun.

A. Hm! In England müssen die Juden erst kommuniciren, ehe sie einen Kontrakt von der Krone erhalten können! — Aber wer soll nun darüber urtheilen, was für ein Bekenntniß in dieser Kolonie zugelassen werden soll oder nicht?

B. Die Mehrheit.

A. Sie halten also den größten Haufen für den weisesten? Und wer ist weise?

B. Lieber sollte es mir seyn, wenn die Mehrheit der weisesten Männer entschiede; und vielleicht läßt sich der große Haufen dieses gefallen. Wir sind dann auch weise, wenn wir das Volk dahin bringen, und es glücklich leiten.

A. Auf diese Weise kommen wir ja wieder auf den alten Fleck: zu glauben was die Mehrheit, oder d i e K i r c h e, glaubt.

B. Nicht völlig; man legt dem Volke die Gründe welche es fassen kann, vor, und sagt ihm dabey, daß die vernünftigsten und weisesten Männer die zugelassenen Lehrsätze ebenfalls gebilliget haben. Dadurch erhält es einen gedoppelten Grund seiner Beruhigung. Bey dieser Art des Verfahrens wird ihm nichts so schlechterdings als Wahrheit, und noch weniger für göttliche Wahrheit, aufgedrungen. Und wenn dann Jemand noch Zweifel behält: so kann er solche dem hiezu angeordneten Senate mit derjenigen Bescheidenheit vortragen, welche die allgemeine Ruhe der Kolonie ihm zur ersten Pflicht macht; und erwarten, daß man ihn, da er Empfänglichkeit für höhere Gründe zeigt, wo nicht von der Wahrheit, doch von der relativen Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der zugelassenen Lehrsätze überzeuge. Wird

er

er auch hiedurch nicht beruhiget: so bedenke er, daß er nicht unfehlbar sey, und behalte seine Zweifel für sich, oder fürchte die Macht derjenigen, die eben so viel Recht haben, ihre eigenthümlichen Meinungen zu vertheidigen, als Er die seinigen auszubreiten. Hiernächst wird auch das erste Weisthum der Weisen nicht für unfehlbar gehalten: es kann sich mit den Bedürfnissen der Kolonie oder bey mehrerer Aufklärung ändern; aber dieses muß in der Ordnung von der Mehrheit, und mit Behutsamkeit, geschehen. Anderwärts, wo immer eine Armee in Bereitschaft steht das Volk zu bändigen, wenn es einmal eine schädliche Meinung zum gefährlichen Ausbruch kommen läßt, ist vielleicht weniger Behutsamkeit nöthig; aber hier, wo wir keine stehenden Armeen halten wollen, ist es gefährlich, solchen Meinungen die nicht mit dem allgemeinen Wohl unserer Kolonie bestehn, freyen Lauf zu lassen. In den letzten Unruhen redete mich einst mein Sohn, ein guter Junge von vierzehn Jahren, mit den Worten an: „Du verfluchter Hund, ich mögte dir das „Messer im Herzen umdrehen!“ Und was meinen Sie, warum? Die Schulknaben waren Amerikanische Patrioten geworden; und ich war damals, noch als Bedienter der Krone Englands, meinen Verbindungen getreu. O dergleichen Meinungen gehn in Ländern, wo das Volk durch keine Macht zurückgehalten wird, in die abscheulichsten Ausschweifungen über; und eine kluge Polizey wird allemal dafür sorgen müssen, daß gute der Verfassung entsprechende Meinungen im Umlaufe bleiben. Sie wird besonders für Schulen und Tempel zu sorgen haben, daß darin keine andre Meinungen gelehret werden, als welche sie von der Mehrheit zur getreuen Bewahrung empfangen hat. Auf andre Art ist die Gränze schwer zu bestimmen.

A. Wäre es indeß nicht besser, wenn jeder bloß durch Gründe von seinen Pflichten überzeugt werden könnte?

D. Da ich, als Sekretär dieser Kolonie, die Glaubensmeinungen eines Jeden zu Protokoll genommen habe: so kann ich aktenmäßig versichern, daß fast keiner des andern Gründe fassen, und mit ihm einerley Schlußfolge daraus ziehen konnte. Ich bin oft so erstaunt über die verschiedne Fassungskraft dieser in so verschiednen Schulen, Sprachen und Lehrarten erzogenen Menschen gewesen, daß ich geglaubt habe zu träumen. Sogar kamen einige, die von einem gewissen Indianischen Stamme entsprossen sind, und verlangten: man solle alles frische Fleisch verbieten, weil das Aas allein eine gottgefällige und heilige Speise wäre. Mich dünkt: so wenig alle Menschen im Kopfe gleich fertig rechnen können, so wenig können sie auch gleich fertig in ihren Begriffen und deren Anwendung seyn; und mancher verbindet mit einem Begriffe sofort unzählige Beziehungen, wovon ein Andrer kaum eine empfindet. Was für ein Unterschied zwischen dem Virtuosen, der das schwerste Konzert vom Blatte spielt, und dabey auf einmal tausend Dinge mit beobachtet; und dem Landmanne, der ein Kirchenlied dem Vorsänger buchstabirend nachheulet? Jener fühlt und denkt alles mit einer solchen Schnelligkeit, daß seine Seele nicht einmal etwas davon bemerkt; wogegen dieser oft nicht einmal den Sinn des Gesanges, sondern nur den Werth der Buchstaben fasset. Wie will man aber hier mit Gründen fertig werden, die dem einen wie dem andern einleuchten sollen?

B. Werden nicht auch jedem die Gründe nach seiner Fassungskraft vorgelegt? Und ist die Mehrheit nicht auch ein Grund von ziemlichem Gewichte, indem ich dadurch belehrt werde, daß die Fassungskräfte vieler

Tau-

Tausende mit den meinigen übereinstimmen? Erhalte ich dadurch nicht die Beruhigung, daß von mir nicht mehr gefordert, und mein Irrthum mir nicht übel gedeutet werden könne? Wir können es ferner nicht verhindern, daß nicht jedes Kind von seinen Eltern und Lehrern voreingenommen, oder an seiner Fassungskraft verstümmelt werde. Wollten wir es ganz frey aufwachsen lassen: so würde es ihm vielleicht wie dem Hunde gehen, der nach einem gewissen Alter zu nichts mehr abgerichtet werden kann; oder wir müßten die Klage des Schneiders in unsrer Kolonie gerecht finden, der seinen Vater verwünscht, daß er ihn nicht alle mögliche Künste und Wissenschaften lernen lassen, um unter allen Handwerken die freye Wahl zu haben. Kann nun aber diese nothwendige Verstümmelung der Kräfte des Menschen nicht vermieden werden: so wird auch ein jeder Kolonist minder oder mehr geneigt seyn, den besten Gründen Gehör zu geben. Andre Völker, welche die Gründe ebenfalls nicht fassen konnten, sollen von Gott durch eine unmittelbare Offenbarung von der Wahrheit belehrt seyn; oder es hat bey ihnen eine Gottheit das Opfer des Rechtgläubigen angezündet. Beides haben wir nicht zu erwarten; und wenn wir die Stimme der Mehrheit nicht für die Stimme Gottes halten wollen: so bleibt uns nichts übrig, als sie für die Stimme der Vernünftigsten oder der Mächtigsten zu erkennen.

A. Es scheinet, Sie sind auch für die Täuschung des Volks?

B. Wenn man einem Jeden den Bissen so zuschneidet, daß er ihn in den Mund fassen kann; und er davon satt wird: so ist das keine Täuschung. Der Mensch will, nach einem natürlichen Triebe, von allen Dingen einen Grund wissen: das Kind beruhigt sich mit

andern Gründen als der Mann; und das Volk mit andern, als der Weise. Dieses ist allgemeine Erfahrung, welcher zufolge man ein Kind mit einem Zuckerbrote weiter bringt, als mit dem besten Schlusse. Dagegen ist es bloße Theorie, daß jeder Mensch durch Gründe in Worte gefasset, regieret werden müsse. Die ganze Schöpfung kann ohne Hülfe der Metaphysik zu uns sprechen; so auch der Redner zum Volke: seine Thränen werden mit den meinigen fließen, und seine Wuth wird sich mit der meinigen vereinigen, ohne daß es lange untersucht, ob sie gerecht sind.

A. Das wäre schlecht.

B. Aber Gott hat den Menschen so erschaffen, weil Gründe viel zu langsam und viel zu unsicher wirken; die Sinne aber allen Eindrücken offen stehen, und die Leidenschaft allezeit fertig ist. Am Ende besteht denn doch die größte Vernunft darin, zweckmäßige Mittel zu gebrauchen; man kann weiter nichts fordern, wo der Zweck gut ist, als daß das Mittel ein Minimum sey: und dieses ist die Metaphysik in den wenigsten Fällen.

A. Es scheint mir doch immer widersprechend zu seyn, daß göttliche Wahrheiten den Stempel der Mehrheit, und wahre Naturgesetze den Namen der Obrigkeit auf der Stirn haben sollen; man sagt dies wenigstens nicht gern.

B. Die Rede war bis itzt nur von moralischen Gesetzen; und in wiefern es gut seyn könne, jeden Kolonisten sich dazu (wie sie von der Mehrheit angenommen sind) bekennen zu lassen, oder ihm (wenn er sich dessen weigert) das öffentliche Vertrauen bey abzulegenden Zeugnissen, in der Beschwörung seines Handelsbuches, in obrigkeitlichen Stellen, oder in der Vertheidigung des

Vater=

Vaterlandes, zu entziehen. Und ich denke: so lange in dem einen Lande die größte Schaamlosigkeit für Heldentugend, und die Keuschheit für ein kleinliches Vorurtheil gehalten, in dem andern aber diese als ein Naturgesetz verehret wird, — thun wir wohl, durch die Mehrheit zu bestimmen, was bey uns Naturgesetze seyn sollen; besonders da die Schulbegriffe der Europäer von dem was die Natur gebietet oder verbietet, den wenigsten in unsrer Kolonie bekannt sind, und man hier sich nicht einmal darüber einverstehen konnte daß ein Vater seine Tochter nicht heirathen dürfe, oder daß das Eigenthum eines Jeden sicher seyn müsse. Um nun aber auch auf die göttlichen Wahrheiten zu kommen; so will ich hiemit einen Jeden fragen: woran wir diese erkennen sollen? Christen, welche überzeugt sind eine göttliche Offenbarung zu haben, wird dieses nicht schwer fallen; und so wird es jedem andern in seiner Religion gehen: da sich nicht leicht eine finden wird, und vielleicht auch nicht finden kann, die nicht ihre Offenbarung habe. Wenn es aber darauf ankommt zu bestimmen: ob alle Offenbarungen zugelassen werden können? und ob die Offenbarung welche Menschenopfer fordert, mit andern gleiche Rechte haben solle? so wird man doch untersuchen müssen, ob dieselbe mit der Wohlfahrt unsrer Kolonie bestehe; und dieses wird zuletzt ebenfalls durch die Mehrheit entschieden werden müssen, wenn wir uns nicht auf eine andre Art darüber vereinigen können. Zudem kann der Beweis für eine unmittelbare göttliche Offenbarung nicht anders als durch Wunder geführet werden; und wie die Fassungskraft der Menschen in Ansehung der letztern wiederum unendlich verschieden ist: so wird man es auch hier auf die mehrsten Stimmen, oder auf die Einsicht der Männer worauf die mehrsten ihr Vertrauen setzen, ankommen lassen müssen.

C. Mich dünkt, wir sind von der wahren Streitfrage abgewichen. Die uns zur Entscheidung vorgelegte bestand darin: ob es nicht ein Mittel gebe jeden Kolonisten dahin zu bringen, daß er nicht bloß äußerlich und gleichsam zwangsweise die von der Mehrheit bewilligten religiösen und moralischen Lehren annehme; sondern auch denselben seinen ganzen herzlichen Beyfall schenke: ohne dabey anzunehmen, daß die Mehrheit aus Eingebung Gottes, oder eines göttlichen Geistes spreche?

B. Christus, welcher eben einen solchen Zeitpunkt traf, als wir itzt vor uns haben, indem die Juden bloß ihre äußerlichen Handlungen ihren Gesetzen unterworfen, und den Wolf im Herzen behalten hatten, so sehr auch ihre Weisen ihnen die Allgegenwart ihres Gottes zu versinnlichen bemühet gewesen waren; — Christus versuchte es durch die Vortrefflichkeit seiner Lehre.

A. Der Plan war eines so großen Weisen würdig; aber dennoch fanden seine Nachfolger es nöthig, ihn und seine Lehre von Gott kommen zu lassen: so wie die christliche Kirche es für rathsam hielt, dieses durch einen göttlichen Geist auf einer Kirchenversammlung bestätigen zu lassen.

B. Ich glaube daher auch nicht, daß es andere Mittel gebe, den herzlichen Beyfall eines jeden Kolonisten zu gewinnen, als: daß jede der hier zugelassenen Parteyen die Ihrigen von Jugend auf in ihren Grundsätzen unterrichte und befestige; damit man von obrigkeitswegen die Vermuthung, daß sie dasjenige wirklich glauben was sie bekennen, fassen, und wenn sie dann durch Handlungen ihr Bekenntniß verleugnen, sie von aller Ehrenfähigkeit ausschließen, und nach Beschaffenheit der Umstände auch bestrafen könne. Von der Jugend ist zu hoffen,

hoffen, daß sie sich auf diese Weise bilden lassen werde. Die Alten, welche itzt noch solche Grundsätze haben die nach dem Urtheile der Mehrheit mit dem Wohl unsrer Kolonie nicht bestehen, werden wenigstens wünschen, ihren Kindern die Ehrenfähigkeit zu verschaffen. Und wenn die zugelassenen Religionen von dem Zeugen Redlichkeit, von der Obrigkeit Treue, von dem Landesvertheidiger Patriotismus, und von jedem Kolonisten Ueberzeugung von seinen Pflichten, vermuthen lassen; wenn die Erfahrung zeigt, daß sie Trost im Unglück und Mäßigung im Glück wirken; wenn die Lehre von einer göttlichen Vorsehung, und daß ohne deren Willen keinem ein Haar gekränket werden kann, unsre vor den Wilden geflüchteten Kolonisten bewegen wird ihre verlassenen Felder wieder anzubauen; wenn die Hoffnung eines bessern Lebens nach dem Tode, die dem Menschen (dem einzigen Geschöpfe das von seinem Tode benachrichtiget ist!) zu seinem Glücke eingeflößet worden, den Sterbenden Beruhigung und den Hinterbleibenden Trost giebt; wenn ..... o! so wird man auch aus dieser Wirkung erkennen, daß, so wie die höchste Glückseligkeit aller Geschöpfe, also auch die von der Mehrheit bewirkte Glückseligkeit dieser Kolonie, Gottes offenbarer Wille sey; und das Volk wird sich mit diesem Schlusse begnügen, ohne sich mit Untersuchung der Vordersätze, welche eigentlich für den Meister der Kunst oder den Dilettanten gehört, die besser anzuwendende Zeit zu verderben. .....

* * *

Ich breche hier ab, liebster Freund, weil Sie den Erfolg leicht errathen werden. Jede Partey mußte ihr Glaubensbekenntniß der Obrigkeit vorlegen; und, wenn diese es gebilliget hatte, solches in ihren Schulen und

Tempeln getreulich, ohne allen weitern Zusatz, lehren, sodann ihre Jugend sich dazu auf eine feyerliche Art bekennen lassen: um solchergestalt sicher zu seyn, daß keine der Kolonie schädliche Meinungen verbreitet würden. Wer dieses nicht thun wollte, konnte es bleiben lassen: aber sein Handelsbuch hatte keinen gesetzmäßigen Glauben; sein Zeugniß ward nicht angenommen; er konnte zu keinem obrigkeitlichen Amte gelangen; und wenn es zum Kriege ging, mußte er seinen Mann bezahlen. Dabey aber ward er, wenn er nach den von der Mehrheit beliebten Gesetzen sich verging, eben so bestraft, als wenn er in der Eigenschaft eines ehrenfähigen Mannes das Gesetz selbst mit bewilliget hätte.

Virgil und Tintoret.

Virgil und Tintoret haben uns, wie bekannt ist, den Brand von Troja *) geschildert; und es ist ein wahres Vergnügen zu sehen, wie diese beiden großen Meister in der Dichtkunst und Malerey die Gränzen ihrer Kunst gekannt, und die Schwierigkeiten welche sich in ihrem Wege fanden, überwunden haben.

Virgil, der als Dichter eine fortgehende Handlung zu malen hatte, fängt gleich mit einer umständlichen Beschreibung des hölzernen Pferdes an, das die Griechen vor Troja erbaueten, und mit dessen Hülfe sie nachher in die Stadt kamen. Hiermit und mit den dazu gehörenden Episoden füllet er an die dreyhundert Verse aus. Bey ihm ist also das hölzerne Pferd die größte Figur auf dem Vorgrunde seines Gemäldes. Tintoret hingegen, welcher nur einen Augenblick der Handlung malen konnte, sieht das schreckliche Schicksal Priams und der königlichen Familie, welches der Dichter, der von einem Unglück zum andern steigt, in seiner Ordnung erst gegen das Ende erzählen kann, als seinen Hauptgegenstand an. Ihm ist ein hölzernes Pferd kaum der Anzeige werth; daher hat er dasselbe in der äußersten Entfernung auf den Hintergrund am Hafen gesetzt, wo man es kaum entdecken kann.

*) Der Herr Domscholaster von dem Busche in Magdeburg besitzt itzt das Gemälde von Tintoret, welches ich vor etwa 30 oder 40 Jahren mit dem Virgil in der Hand betrachtet habe.

Der Dichter hat jene Scene im Innersten des Pallastes, aedibus in mediis, an dem heiligsten Zufluchtsorte der königlichen Familie vorgehen lassen. Aber der Maler mußte sie auf den Vorgrund bringen, wenn er sie zur Hauptfigur machen wollte; und bediente sich des Mittels welches ihm der Dichter zeigte, der die Mauern der Burg durch die Griechen umstürzen läßt, und das Innerste sodann zeigt (Aen. II, 483):

Apparet domus intus et atria longa patescunt;
Apparent Priami et veterum penetralia regum.

Da ihm der Brand der Stadt auf dem Hintergrunde nicht Licht genug auf den Vorgrund warf: so steckte er hier den hundertjährigen Lorberbaum in Brand, welcher beym Dichter noch den Altar beschattete (v. 513);

— — Veterrima laurus
Incumbens arae atque umbra complexa penates.

Der Dichter durfte während der Handlung den Lorber nicht brennen lassen; und, ob er nachher brannte, war ihm ein gleichgültiger Umstand. Der Maler hingegen, der den letzten Augenblick der Handlung darzustellen hatte, zündete ihn mit großer Wirkung an, um die unter dem Lorberbaum sich jetzt endende Handlung in ihr volles Licht zu setzen.

Das erste, was einem von der schrecklichen Scene am Altar, wohin der Maler nun die ganze Handlung verlegt hat, in die Augen fällt, ist Pyrrhus, der mit der Linken den König beym Schopf gefaßt, und mit der Rechten ausgeholt hat um ihm den Rest zu geben. Der Dichter hat in der Vorstellung den Augenblick gemalt, wo Pyrrhus dem Könige das Schwerdt bis ans Heft in die Seite gestoßen hat (v. 551):

— ac lateri capulo tenus abdidit ensem.

Hätte

Hätte der Maler ein gleiches gethan: so würde man das also verborgene Schwerdt nicht gesehen haben. Der Augenblick des Zustoßens war ihm und dem Zuschauer schrecklicher; und so malte er ihn, wie der Dichter es in einem andern Fall gehalten hatte (v. 333):

— stat ferri acies mucrone corusco
Stricta, parata neci.

Hekuba, Priams Gemahlinn sitzt mit ihrer am Altar zusammen geflüchteten Familie,

— atra ceu tempestate columbae
Condensae . . .

in die tiefste Schwermuth versunken, und hat die Augen noch auf ihren geliebten Sohn geheftet, welcher vor dem nahesitzenden Pyrrhus eben am Altar in seinem Blute todt darnieder gestürzt ist. Doch lieset man noch auf ihrem Gesichte den verschwindenden Seufzer, womit sie ihrem alten Eheherrn, der sich noch als junger Held zeigen wollte, das

Non tali auxilio, nec defensoribus istis
Tempus eget (v. 521),

zugerufen hatte. Und dem am Altar stehenden Priester fliegt die heilige Binde vom Haupte, um das

Nec Apollinis infula texit (v. 430)

auszudrücken.

Beide, sowohl der Dichter als der Maler, haben die Finsterniß der Nacht und das Licht der Flammen außerordentlich genutzt. Wo der Dichter sagt:

Nox atra cava circumvolat umbra (v. 360),

da hat der Maler den Grund pechschwarz gemalt; und das Licht auf dem übrigen Theile des Gemäldes giebt theils der Brand der Stadt

dant clara incendia lucem;

theils werfen die Griechen die Fackeln auf die Façaden des Pallastes

flammas ad culmina jactant;

und die Flamme schlägt zum Dache hinaus.

— Ignis edax summa ad fastigia vento
Volvitur, exsuperant flammae, furit aestus ad auras
(v. 759, 760).

Allein wo der Dichter den Aeneas von einer Wolke bedeckt wegführt; da kömmt der Maler zu kurz. Nirgend konnte der Held durchkommen;

tenent Danai, qua deficit ignis.

Und sähe ihn auf dem Gemälde der Anschauer: so hätten ihn auch die Griechen, mit denen der Dichter leicht fertig ward:

— Ducente Deo flammam inter et hostes
Expedior. Dant tela locum, flammaeque recedunt
(v. 632),

gesehen. Hier war also kein anderer Rath für den Maler, als den guten Aeneas mit seinem Vater auf dem Rücken durch eine dunkle entfernte Gegend wegzuschicken. Aber ein Mann auf dem Rücken eines andern, war auch kein großer Gegenstand für den Maler.

Ich übergehe das übrige, um nicht zu weitläuftig zu werden. Doch will ich hier noch eine Bemerkung über unsern großen Lessing machen. Wie ich seinen Laokoon nachschlug, um zu sehen, ob er bey Bestimmung der Gränzen der Malerey und Dichtkunst, den Tintoret mit dem Virgil verglichen hätte; so fiel ich von ungefähr (S. 81 ff.) auf die von ihm aus dem Juvenal angeführte Stelle (Sat. XV, v. 100 - 107):

Tunc

Tunc rudis et Graias mirari nescius artes
Urbibus eversis praedarum e parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles;
Ut phaleris gauderet equus, caelataque cassis
Romuleae simulacra ferae mansuescere jussae
Imperii fato, geminos sub rupe Quirinos,
Ac nudam effigiem clypeo fulgentis et hasta
Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

welche, wie er selbst sagt, bis auf Addison ein Räthsel für alle Ausleger gewesen, und auch für Lessingen geblieben ist. Wie ist es aber möglich, hier den wahren Sinn zu verkennen, wenn man nur nicht, wie die Ausleger thun, mit der Voraussetzung hineingeht, daß die Barbaren die zerbrochenen griechischen Becher eingeschmolzen haben? Sie zerbrachen sie, nicht zum Schmelztopfe, sondern um mit den ausgebrochenen Stücken ihre Pferde, Helme, Schilde und Panzer auszuzieren; sie mogten sie nun darauf nageln oder daran binden. Dieses ist die Art barbarischer Völker, welche der Dichter durch das Frangebant ausdrückt. Und dann braucht man nur zu lesen:

clypeo fulgentis *ab* hasta
Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti;

so ist das Räthsel leicht gelöset.

So zerbrachen gewisse französische Volontäre im siebenjährigen Kriege den Leuten, wo sie zuerst hintrafen, die Spiegel, um mit den Scherben ihre Kaskets und Federbüsche auszuschmücken.

Schwerlich wird auch Lessing — um noch eine andere bey dieser Gelegenheit gemachte Anmerkung hinzuzufügen — einen Mann vom Handwerke überreden, daß der Borghesische Fechter in der Stellung sich befinde, welche Chabrias seiner Infanterie gegen die eindringende Kavallerie zu nehmen befahl. Die stärkste und einzig gute Stellung, welche eine mit Lanzen bewaffnete Infanterie in diesem Falle nehmen kann, ist unstrei-

tig diese, daß der Mann sich mit dem Leibe auf das vorausgebogne rechte Bein stütze, und das Linke so weit hinten ausstrecke als er kann. Dann unterstützt er mit dem rechten Kniee das unterste Ende seines Schildes, der oben an die Brust liegt, oder unter das Kinn reicht; hält die Lanze mit beiden Händen vor, und läßt das unterste Ende derselben an dem Schilde eine Wiederlage haben. Diesen letzten Umstand bemerket Nepos zwar nicht; indem er bloß sagt: obnixoque genu scuto, projectaque hasta, impetum excipere hostium docuit. Er ist aber so klar, daß er gar nicht besonders angegeben zu werden braucht, indem jeder Infanterist gewiß auf den Hintern gesetzt werden würde, der sich gegen einen einbrechenden Kavalleristen anders verhielte. Der jetzige Infanterist im ersten Gliede, fällt auf das rechte Knie, und setzt sein Gewehr auf die Erde vor dasselbe, um dem Hintertheile desselben eine feste Wiederlage zu geben, und eben diese Absicht erreichte auch Chabrias. Dem Borghesischen Fechter hingegen hängt der Schild am linken Arm, er ruhet auf dem linken Schenkel, und hat das rechte Bein gestreckt; den Kopf und die Augen aber in die Höhe gerichtet. In dieser Stellung kann man ihn für keinen Chabrias, oder für keinen Infanteristen erkennen, der einen Kavalleristen abzuhalten hat *).

*) Lessing hat bekanntlich selbst seine erste Vermuthung, daß der sogenannte Borghesische Fechter eine Abbildung des Chabrias sey, nachmals in seinen Antiquarischen Briefen (Th. 2, S. 39) zurückgenommen. N.

Ver-

Vergleichung eines alten und neuen Soupe'.

Nein, liebster Freund! Ihre Gesellschaften sind nicht mehr die meinigen; und ich genieße dabey nicht, was ich wohl ehedem bey einem Abendessen mit guten Freunden genossen habe: es sey nun, daß ich mit den Jahren den Geschmack an manchen Vergnügungen verloren habe, oder daß die junge Welt nicht mehr in meinen Ton stimmt. Das letzte scheinet mir fast das wahrscheinlichste; und dann würde es nur darauf ankommen, ob der alte oder der neue Ton der beste sey.

Kürzlich habe ich doch keinen vergnügtern Abend zugebracht, als bey der alten Frau Generalinn S.., wo die Alten das Wort behielten, und die Jungen sich in die Lippen beißen mußten. Aber zum Unglück für mich, hatte ich meinen Platz zwischen zwey jungen Damen erhalten, welche sich einander ihren Unwillen über dasjenige was die Alten sprachen, nicht verhelen konnten, und sich eben nicht viel darum bekümmerten was ich dabey denken mögte. — Ich weiß nicht, wie die Rede eben auf die blinden Hessen fiel, als jemand fragte: woher es doch in aller Welt kommen mögte, daß man die Hessen blind nennte, da doch diese Nation gewiß eine der scharfsichtigsten in Deutschland sey? „O!" rief der alte Präsident von Z... aus, „das will ich Ihnen wohl sagen: die Hessen hießen ehemals Katten oder Khazzen, woraus zuletzt Hessen geworden; und es ist sicher eine Anspielung auf die blinde Geburt der Katzen, daß

man die Hessen mit jenem Sobriket beehret hat, welches itzt, da die Hessen nicht mehr Khazzen heißen, ganz wegfallen sollte. Wahrscheinlich haben die Cherusker, die mit den Katten in beständigem Kriege lebten, jenes Sobriket zuerst aufgebracht." Meine jungen Damen bemerkten hiebey: daß der Pedant sich doch immer durch etwas verrathen müsse, wenn er sich auch in einen Präsidentenmantel gehüllt hätte.

Indem die Unterredung sich wieder auf einen andern Gegenstand gewandt hatte, erzählte jemand: Göthe habe vorigen Sommer in Rom einen Fuß boßirt, den die dortigen Kenner für ein Meisterstück des Alterthums gehalten. — „Seht doch! eine litterarische Anekdote!" hörte ich die eine von meinen Nachbarinnen sprechen.

Von Rom kam man durch die Wendung des Gesprächs auf die heutige Musik daselbst. „O! sagte einer, der kürzlich aus Rom gekommen ist: wir haben dort den ganzen Winter sonst nichts wie die Circe von Anfossi gehabt, ein sehr mittelmäßiges Ding; und wenn Pagliarotti in Venedig nicht noch die Ehre der Nation rettete"... „Ha! fing die Eine an, er will auch hören lassen, daß er in Rom gewesen, und ein Kenner sey."

Der Verfall der Musik brachte das Gespräch auf Rousseau, und von diesem auf Madame Warens. Hier kamen die Alten und Jungen hitzig an einander, bis endlich der Obristlieutenant F... dem Streite damit ein Ende machte, daß er sagte: der Charakter dieser Dame wäre so individuell, daß sich darüber im Allgemeinen gar nichts sagen ließe; und wer das schöne Wahre nicht fühlte was Rousseau aus ihrem Cha-

rakter

rakter gehoben hätte, dem würde man durch das Mittel der Sprache nie einen Begriff davon beybringen. ..

„Quoique contre le Cid les critiques se liguent,
Le Public pour Chimene a les yeux de Rodrigue!“

fiel hier die alte Generalinn ein; und befahl mit einer sichtbaren Rührung ihrer Tochter, die zunächst bey dem Obristlieutenant saß, ihn für sein Urtheil zweymal zu küssen: mit dem Beyfügen, sie würde es gern selbst gethan haben, wenn sie noch vierzig Jahre jünger wäre. — Hier konnten meine Nachbarinnen sich der Anmerkung nicht enthalten: daß die Frau Generalinn in ihrer Jugend auch wohl ein wenig mit der Madame Warens sympathisirt haben mögte.

Die Köpfe der Alten waren unterdeß durch den Befehl der Generalinn etwas heiterer und lebhafter geworden; und indem sie behaupteten, daß dieselbe bey einem freundschaftlichen Soupe' vielleicht itzt noch besser präsidire als vor vierzig Jahren, kam man auf die Kunst im Alter zu gefallen, und hier gerieth die vortreffliche Frau in ein solches Feuer, daß meine Damen fast zugleich sagten: „Himmel! sie will noch brilliren.“

Wie sie unter andern behauptet hatte, daß Gutes thun jedes Alter gefällig machen könne, und daß das damit verknüpfte Vergnügen weit süßer sey als die Liebe; widersprach ihr der Präsident, und deklamirte mit dem ihm eigenen Anstande folgende Verse, ich weiß nicht aus welchem alten Dichter:

Und wann ich auch einmal das seltne Glück ereile,
Daß ich mit einem Freund mein beßres Erbe theile;
So leidet nur mein Herz auf dieser seiner Höh.
Ihm thut des Freundes Dank und viele Mühe weh.
Kann ich wohl meine Lust und Größe mit ihm theilen?

Kann

Kann er mit so viel Ruh in meine Arme eilen,
Als ich Unglücklicher an seinen Busen flog?
Ist ihm so leicht als mir? Weiß er, was mich bewog:
Ob Freundschaft oder Stolz mein zärtlich Herze lenkte?
Als ich ihm gegen mich vielleicht nur Pflichten schenkte?
Bleibt nicht sein edles Herz stets furchtsam und beschämt;
Kann ich versichert seyn, daß er sich niemals grämt
Mir dankbar und vielleicht beschwerlich seyn zu müssen?
Und will ich dann auch nichts von seinem Danke wissen,
Vermehr' ich nicht dadurch nur seine Quaal noch mehr,
Wird seine Last nicht selbst durch meine Güte schwer?
Wo aber bleibt nun hier des Wohlthuns eigne Freude,
Der Liebe Süßigkeit bey gegenseitgem Leide?

„Ist es doch nicht anders, Kusine, als wenn wir von dem Theater wären!" hörte ich die eine junge Dame zu der andern sagen; „und dazu noch solche Poesie, die in funfzig Jahren keine Mode mehr gewesen ist;" — indeß die Alten dem Präsidenten ein Bravo! zuriefen, und dabey ihre Gläser erklingen ließen.

Indem jetzt die Tochter der Generalinn mit dem Obristlieutenant eine Pfirsche theilte, und ihm die Hälfte davon auf ihrer Hand reichte, gaben meine beiden Nachbarinnen sich einander sehr bedeutende Blicke: und wie jene es merkte, empfohl sie ihnen doch auch eine mit mir zu theilen. Diese dankten aber so hastig und eifrig dafür, daß das gute Mädchen, die sonst jedem in der Gesellschaft Herz und Verstand zu geben weiß, ohne selbst welchen zu zeigen, meinetwegen ganz verlegen darüber ward, und vielleicht etwas Bitteres vorgebracht hätte; wenn nicht in dem Augenblick ihre Mutter mir die Hälfte einer Pfirsche mit den Worten zugeschickt hätte: sie dürfte mit ihrem guten Herzen auch noch wohl ein wenig kokettiren. Und wirklich diese gute Frau kokettirte wie die göttliche Vorsehung beym Filicaja, die ad uno un detto, ad altro un riso giebt, und, wenn sie auch

ihren

ihren Kindern zuweilen eine Bitte versagt, dennoch sempre madre e sempre amante bleibt.

Die Gesellschaft schied endlich um Mitternacht in völliger Munterkeit aus einander. Und nun frage ich Sie, liebster Freund: wenn nach dem neuesten Ton, der Witzige bey einem Soupe' nicht brilliren, wenn der Pedant sein Steckenpferd zu Hause lassen, und das Alter nicht vergnügt radotiren, wenn keiner eine Schwachheit zum Besten geben, oder sein Bischen Wissenschaft auskramen, sondern ein jeder, wie beym Dine', mit eingeschnürter Seele sich den Magen vollpfropfen; wenn ein Kuß mit so weiser Sparsamkeit, und sogar auf mütterlichen Befehl gegeben, von besondrer Bedeutung seyn soll; — ich frage Sie: ob das ein Soupe' sey, wobey man sich nach einem wohlverbrachten Tage von der Arbeit erholen könne?

Also sollte ein Regent ein- für allemal jede ertheilte oder zu ertheilende Exspektanz für erschlichen erklären?

Beruhigen Sie Sich, mein Freund! Der Fürst, der die Ihnen ertheilte Exspektanz nicht erfüllt hat, ist darum noch kein schlechter Mann. Meiner Meinung nach, sind alle Anwartschaften auf unerledigte Bedienungen, welche, wie die Ihrige, bloß aus dem Kabinet ertheilet sind, wenn sie auch vom Staatssekretär kontrasigniret werden, im Grunde allemal Erschleichungen, die eher bestraft als erfüllt zu werden verdienen; und wenn ich — da Gott vor sey — einmal Fürst werden sollte: so würde ich es wie Kaiser Theodosius *) machen, und öffentlich erklären, daß alle Exspektanzen welche ich nicht des Vormittags **) bey versammeltem Ministerium unterzeichnet hätte, durchaus nicht die geringste Kraft haben sollten.

Wenn

*) Quoniam plerumque *inverecunda* petentium *inhiatione* constringimur, ut etiam non concedenda tribuamus, ne rescripto quidem nostro adversus formam latae legis loci aliquid relinquatur. L. 1. C. de petit. bon. sublatis. In dem hierauf folgenden lege werden sogar alle pragmaticae jussiones vel sacrae adnotationes, et quaelibet alia oracula divina et mandata in solchen Fallen für ungültig erkläret, und den Supplikanten wird die Verbannung angedrohet.

**) Die alten Deutschen hielten, wie bekannt, alle Nachmittagsversprechungen für unverbindlich.

Wenn eine Bedienung wirklich offen fällt, so wird es gleich dem ganzen Publikum bekannt. Es melden sich darum mehrere, die sich einige Hoffnung machen dürfen; der eine spricht von diesem geschickten Manne, und der andere von jenem; die Sache kömmt vor den Richterstuhl des Hofes und des Publikums: und der Fürst, der zu hoch steht um alle Kompetenten beurtheilen zu können, kann doch einigermaßen erfahren welcher unter allen die mehrsten Verdienste, oder doch die mehrsten Fürsprecher habe; er kann den Rath seines Ministeriums hören, und sich ohne alle Uebereilung entschließen.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit den Exspektanzen der Dienstjäger. Diese werden insgemein zu einer Zeit gesucht, wenn es niemand vermuthet: wenn der rechtliche Mann, der sich schämt Entwürfe und Anschläge auf eines andern Tod zu machen, in ruhiger Erwartung lebt; wenn das Publikum keine Stimme geben kann, und das Ministerium nicht um seinen Rath gefragt wird. Hier steckt sich der Eine hinter die Geliebte des Fürsten; der Andere hinter ihre Kammerfrau; der Dritte hinter den hohen oder niedrigen Günstling: und diese wissen den Augenblick wo der Fürst ihnen nichts abschlagen kann, so schlau zu wählen; sie wissen ihren Vortrag so kunstvoll einzurichten, daß es dem Fürsten, der sich dagegen hinter nichts verstecken kann, und der durchaus dem Bitten seiner Geliebten oder dem Zudringen des Günstlings bloß gestellt ist, fast unmöglich wird sich mit Anstande aus der Schlinge zu ziehen. Und wenn ihm dann einmal auch nur ein halbes Ja! entgleitet; so wagt es der Staatssekretär, der auch seine Ursachen hat sich die Favoriten allerley Art nicht zu Feinden zu machen, so leicht nicht gegen dieses Fürstliche Wort anzugehen: er findet es vielmehr bequemer, sich mit einem

Achselziehen gegen den zurückgesetzten rechtlichen Mann zu entschuldigen, und allenfalls die ganze Schuld auf den Fürsten zu schieben, der nun einmal sein Wort gegeben hätte, und solches nicht mit Ehren wieder zurücknehmen könne. — Dabey ist es traurig, daß gerade die gutherzigsten Fürsten einer geliebten Person am wenigsten etwas abschlagen, oder den ihnen gelegten Fallstricken durch eine geschickte Wendung ausweichen können. Die Wirkungen hievon sind um so viel schrecklicher, da keine Stunde am Hofe vorbey geht, daß nicht jemand eine Gnade zu suchen hat, und die mehresten die um des Fürsten Person sind, es beständig darauf angelegt haben seine Gutherzigkeit zu nützen.

Nirgend waren die üblen Folgen der Exspektanzen sichtbarer, als in der Kirche, zur Zeit da alles Schaarweise nach Rom lief, und sich von dem Papste ein Breve ad Vacatura holte *). Der König von Frankreich, Karl VI, erhielt dergleichen vom Papste Johannes XXIII auf einmal sechshundert für seine Hofbedienten; und kein verdienter Mann konnte irgend zu einer Pfründe gelangen, weil ihm überall der Weg durch einige Exspektanten gesperrt war. Wenn hier nicht die Kirchenväter zu Trident **) zugetreten wären, und diesem Unwesen auf einmal Ziel gesetzt hätten; so würden gewiß itzt viele Tausende herum wandern die auf andrer Leute Tod lauerten, und leicht den Wunsch damit vereinigten daß er bald erfolgen möge.

Was hier die Tridentischen Kirchenväter zum Besten der Kirche thaten, das sollte jeder Fürst zum Besten seines

*) Il n'y avoit si petit laboureur, qui ne voulut faire son fils homme d'Eglise, et bailler son argent pour avoir grace expectative, sagt ein alter Französischer Schriftsteller *Jean Juvenal des Ursins.*

**) Sess. 24. c. 19. de ref.

seines Staats thun. Er sollte öffentlich erklären: daß entweder gar keine, oder doch nur diejenige Exspektanz gelten solle welche auf jene feyerliche Art ertheilet wäre. Wenn dann auch die Geliebte oder der Günstling es wagten, ihm dergleichen abzulocken; so würde er allemal eine gültige Antwort in Bereitschaft haben, und mit Bedauern sagen können: wie er von jener öffentlichen Erklärung nicht abgehen könne, ohne sich vor seinen Unterthanen verächtlich zu machen. — Man hat eine Rhetorica delle Puttane *); man sollte aber auch eine Rhetorica dei Principi haben, worin sie unterrichtet würden, wie sie sich, ohne zu beleidigen, gegen alle unziemliche Anmuthungen in einem tête à tête zu verhalten hätten. Denn außer diesem, giebt es schon andre Mittel, den Erschleichungen vorzubeugen.

Im Grunde wird auch die Gnade einer erhaltenen Exspektanz nicht so erkannt, wie sie es verdient. Der sie erhält, sieht sie als eine mißliche Kleinigkeit an; und der Fürst verliert dadurch gleichwohl das große und wirksame Mittel, zu seiner Zeit, wenn der Platz erledigt wird, einen verdienten Mann zu belohnen, und wiederum andre zum Dienste seines Staates aufzumuntern.

Sie erinnern Sich vielleicht noch unsers verstorbenen Freundes L*, den das Publikum wegen seiner langjährigen ersprießlichen Dienste einmüthig zu einem gewissen Posten bestimmt hatte? Er selbst war davon überzeugt; und da der Posten endlich erledigt ward, glaubte er sich nur melden zu dürfen um ihn zu erhalten: als der Sohn des Fürstl. Leibkutschers mit einer Exspektanz auf-

*) S. Opere scelte di *Ferrante Pallavicino*, S. 77.

auftrat, woran der Fürst lange nicht mehr dachte, und welche er itzt, zur allgemeinen Bekümmerniß seines Volks, Ehrenhalber erfüllen mußte. Jener starb nicht lange hernach vor Gram; und auch gute Unterthanen verachteten einen Fürsten, der mit dem besten Herzen von der Welt lauter Böses stiftete.

Alles was ich hier von Exspektanzen sage, gilt auch von Adjunktionen, welche der Mann im Dienste sich unterthänigst erbittet. Er wird dieses allemal zum Besten eines Sohns, Schwiegersohns oder Vettern thun; und sobald ein Fürst sich nur einmal darauf einläßt: so verliert er das Recht, sie einem andern abzuschlagen, und wird durch seine eigene Güte ein ungerechter Mann.

Ueber

Ueber
das Recht der Menschheit,
als den
Grund der neuen Französischen Konstitution.

Nun, lieber R**, es mag ein Recht der Menschheit geben oder nicht: so ist mir doch itzt in Europa kein Staat bekannt, welcher darauf gegründet wäre; und ich will die Franzosen für das erste Volk in der Welt erkennen, wenn sie, auf dem Wege ihrer Theorie vom Rechte der Menschheit, etwas Fruchtbarliches und Dauerhaftes zu Stande bringen. Ueberall und in jeder gesellschaftlichen Verbindung, es sey zum Handel oder zur gemeinschaftlichen Vertheidigung, liegt, außer der Menschheit, eine dem Zwecke angemessene Aktie oder Wahre zum Grunde, die einer besitzen muß um Genosse zu seyn. Das geringste Dörfchen hat mehrentheils seine ganzen, halben und Viertelwahren, nach welchen jeder der gemeinen Weide und Waldung genießt, oder das seinige zur gemeinen Besserung beyträgt; und wenn ein Ungewahrter darin auftreten, und sagen wollte: ich bin ein Mensch, darum laßt mich ein Stück Vieh auf die gemeine Weide treiben; so würde ihm der Vorsteher antworten: du bist ein Narr, die Menschen erhalten in unserm Dorfe nichts mehr als was wir ihnen aus gutem Herzen geben wollen. Eben so verhält es sich in allen Städten: nur der Bürger und Eigenthümer einer gewissen Wahre ist daselbst ehrenfähig; und man ge-

stattet den bloßen Menschen nicht einmal das Recht, ihr Brot daselbst zu betteln. Höchstens erlaubt man ihnen sich auf einen Kontrakt anzubauen: oder man überläßt es den Theologen, ein Reich Gottes ohne Aktien zu errichten, und die Menschen mit einander, unter der Rubrik von armen Sündern, auszugleichen.

Wie sich hier die kleinen Genossenschaften formen, so haben sich auch ganze Staaten gebildet. Die Europäer, als Landbauer, legten eine Landwahre oder das Eigenthum eines für jeden Staat bestimmten Ackerhofs, Mansus genannt, zum Grunde ihrer Verbindung. Nur der ächte Eigenthümer eines solchen Mansus war Mitglied der Nation, und theilte Gewinn und Verlust mit seinen Genossen. Alle übrige Menschen, welche ohnehin bey der Naturalvertheidigung in die Brüche fielen, zur Zeit wo man diese Brüche noch nicht mit Hülfe des Geldes ausgleichen konnte, waren entweder Knechte, oder Leute die auf Kontrakte wohnten, und keine Stimme zu den Gesetzen und Schlüssen des Staats zu geben hatten.

Lange wollte man diesen ungewahrten Menschen nicht gestatten sich unter einander zu verbinden, und besondere kleine Staaten in dem großen Staate zu errichten. Man hielt es für gefährlich, daß ein Haufe solcher unverbürgten Menschen sich auf einen Fleck versammeln, Mauern und Graben um sich aufwerfen, und also vereint den gewahrten Genossen den Kopf sollte bieten können; oder daß sie, unter dem Schutze einer Gottheit oder eines Heiligen, ein eignes Korps ausmachen, einen Schutzvoigt oder Syndikus erwählen, und sich mit zusammengesetzten Kräften vertheidigen möchten. Zeit, Noth, Bedürfniß, Gelegenheit, und besonders der Königsschutz, brachte jedoch endlich dergleichen kleinere

Gesell-

Gesellschaften, unter den Namen von Städten, Burgen, Flecken, Hoden und Echten, zu Stande *): die nun freylich, wie die Heringskompanieen, auch ihre kleinen Aktien zu ihrer Selbstvertheidigung zusammen legten, und Statuten machten, aber noch lange keine Mitglieder der Nation wurden, und zu deren Entschlüssen stimmten; sondern bloß nach dem Kontrakte Recht gaben und nahmen, welchen ihnen die Nation bewilliget hatte. Bis endlich die Gewahreten, nachdem sie sich durch ihre vielen Kriege erschöpft hatten, und durch Borgen und Bäten oder Beeden von den Ungewahrten nichts mehr erhalten konnten, diesen eine förmliche Beyhülfe über den Kontrakt anmuthen, dazu natürlicher Weise ihre Bewilligung suchen, und ihnen dagegen die Rechte eines besondern Standes einräumen mußten; der nun, da die Staatskompanie auf diese Weise zu den alten Landaktien, wovon bisher die gemeine Vertheidigung allein bestritten war, fast so viele Geldaktien machte, als reiche Menschen im Staate waren, und durch neu eingeführte Vermögensteuern, von diesen sehr oft mehr als von jenen bezog, — ein verhältnißmäßiges Gewicht mit jenem erhielt **).

 Die

*) Man nöthigte zuletzt einen jeden dazu, indem es hieß: Quilibet a duodecimo aetatis anno sit aut in Hundredo aut in Plegio. LL. Henric. I. c. 8. *Wilk.* pag. 241.

**) Dieses ist überall der Ursprung des tiers état. Der zweyte Stand nahm seinen Anfang, als der Direktor der Kompanie von dem ächten Eigenthümer eines Mansus Steuer und Folge über seine Verbindlichkeit, und von den Dienstleuten über ihren Dienstkontrakt forderte. Denn wozu ein jeder durch den ursprünglichen Verein, oder durch den Kontrakt verbunden war, das konnte der Direktor fordern, ohne dazu eine neue Einwilligung zu suchen.

Die Geldaktie ist nun zwar nicht so bestimmt, wie die alte Landaktie; ob es gleichwohl in unsrer itzigen Verfassung so ganz unrecht nicht seyn möchte, hierauf zu spekuliren. Indeß wird doch ein jeder leicht fühlen, daß der Eigenthümer eines Hunderttheils nicht die Rechte eines vollen Aktionärs fordern könne; und daß der Besitzer von zehn solcher Aktien vor jenem ein natürliches Näherrecht zur Direktion der Kompanie habe. Ein jeder wird einsehen, daß die Menschheit hiebey in keinen besondern Betracht komme, und daß bey der auf Geldaktien gegründeten Staatsverbindung eben so viele Menschen in die Brüche fallen müssen, als bey der Landaktie, wo man dergleichen Einhundertstel (Wachszinsige) oft für ein Pfund Wachs wohnen und kramen ließ, und ihnen weiter keine gemeine Beyhülfe abforderte, ihnen aber auch keine Ehrenfähigkeit in der Nation einräumte.

Zum Scherz, oder auch zur Parade, kann in Frankreich der Herzog wohl mit seinem Schneider unter der unbesoldeten Nationalgarde aufziehen, und das Recht der Menschheit in einem komischen Aufzuge zeigen; aber wenn beyde sich unbesoldet gleich rüsten und gegen den Feind fechten sollten: so würde es wahrlich dem Schneider nicht wohl zugemuthet werden können, so viel Blut für seine Werkstätte zu vergießen, als der Herzog für sein Herzogthum aufopfert: auch würde der letztere sich auf jenen nicht wie auf seines gleichen verlassen können. Und doch würde das Recht der Menschheit erfordern, daß jeder Nachbar gleich seine Haut für den andern wagen sollte.

Wie sehr hat nicht schon das Recht der Menschheit die Kriminalgesetze verwirret? Das Israelitische Volk, das, außer seinem Bündel, nur seine Menschheit in die Wüste trug, und folglich überall seinen Gehorsam

gegen

gegen die Gesetze bloß nur mit der Haut verbürgte, mußte auch bey jedem schweren Verbrechen gleich mit der Haut bezahlen. So gerecht dieses Kriminalrecht für Menschen war; und für Soldaten noch ist, denen alles auf die Haut geborgt wird: so ungerecht bleibt es immer für Leute die mit ihrer Landaktie für ihr gesetzmäßiges Betragen der Staatskompanie eine angemessene Sicherheit bestellet haben. Für diese war ehemals der Verlust der Aktie die höchste Strafe. Die Gesetze welche hiedurch verpönt waren, wirkten strenger, als alle Verordnungen bey Galgen und Rad, die noch nirgend die Anzahl der Verbrecher vermindert haben. Der Verlust der Aktie war Strafe für einen Aktionär, sein Weib und seine Kinder; wohin er sich wandte, stand ihm nichts wie die Knechtschaft offen: und bis er irgendwo Schirm fand, war er der Rache des Beleidigten Preis gegeben. Dagegen konnte man ihm nie an die Haut kommen; und selbst der Todtschläger konnte sich lösen, wenn er die Taxe bezahlte wozu der Erschlagene von der Kompanie geschätzet war: eine Taxe die vermuthlich die ganze Aktie wegnahm. Nicht einmal ein gewahrter römischer Bürger stand unter der Ruthe *); und später mochten auch die Ehrenbürger davon befreyet seyn, indem der Apostel Paulus, von dem man wohl annehmen kann, daß er so wenig eine Stadtaktie in Rom, als eine Landaktie im römischen Reiche besaß, sich hierauf mit dem gesetzmäßigen Erfolge bezog.

Zwar wird das Volk, in so fern man darunter die in die Brüche fallende Menge versteht, es jetzt nicht leicht

*) Leib- und Lebensstrafen, und Folter, sind zuerst experimenta in anima vili gewesen. Vitae necisque potestatem sibi vindicarunt primum in plebeios *obscuros*. Ammian. Marcell. c. 23.

gestatten, daß man auf jenen hohen Plan des Kriminalrechts zurückgehe; nachdem einmal die Geldaktie nicht so anschauend sicher ist als die Landaktie, und nachdem Konsumtions- Vermögen- und Menschensteuern die Gewahrten und Ungewahrten zu sehr vermischet haben.

Allein es verdient immer noch tiefe Bewunderung, daß unsre rohen Vorfahren, die sogenannten Barbaren, einen solchen Plan erfunden und sich dabey so lange glücklich erhalten haben; bis die christliche Religion die Gesetze welche Moses den ziehenden Israeliten gegeben hatte, den erbgesessenen Landeigenthümern, unter Begünstigung jener Vermischung der Geld- und Landaktie, nach und nach aufnöthigte. Wie nöthig ist es aber nicht noch immer dem Gesetzgeber, einen mächtigen Wink dahin zu geben, damit nicht, nach dem Rechte der Menschheit, alle Verbrecher ohne Unterschied ihrer Wahrung, auf der Haut gepeitscht, gebrandmarkt, und gefoltert, oder auf die Schandbühne gestellet werden?

Vielleicht sage ich Ihnen aber doch noch einandermal, wie, mit Hülfe des Hypothekenbuchs, neue Aktien in der Nation erschaffen, und Ehre und Fleiß auf eine mächtige Art gehoben werden könnten, wenn man den Plan unserer Vorfahren wieder befolgte.

Ueber

Ueber

das Recht der Menschheit,

in so fern es zur Grundlage eines Staates dienen kann.

Schreiben an Herrn Bibliothekar Biester *).

Es hat mir eine wahre Freude gemacht, daß Herr von Clauer meinen Aufsatz über die Frage: Ob ein Staat, wie Frankreich, auf das Recht der Menschheit gegründet werden könne? einer so scharfsinnigen als wohlgemeinten Prüfung werth geschätzet hat; und ich ersuche Ew. rc. Ihm in meinem Namen zu sagen, daß ich seine Kritik völlig so genommen habe, wie er es von mir erwartet hat. Ihnen Selbst aber danke ich von ganzem Herzen, daß Sie Sich meiner Landaktien, worauf ich besonders die Staaten ackerbauender Menschen gegründet habe, auf der Stelle angenommen, und solche al Pari diskontiret haben.

In der Hauptsache glaube ich indeß, mich nur etwas deutlicher ausdrücken zu dürfen, um auf den Beyfall

*) Gegen den vorstehenden Möserischen Aufsatz schrieb ein damal sich in Berlin aufhaltender Herr von Clauer Einwürfe, welche in der Berl. Monatsschrift Septemb. 1790, Nr. 2, abgedruckt, und zugleich von Herrn Biester auf anständige und treffende Weise (ebendas. Nr. 3) beantwortet wurden. Hierauf bezieht sich der gegenwärtige Aufsatz. N.

fall meines Herrn Gegners, wo nicht in allen, doch in einigen Stücken, rechnen zu dürfen; ich will es wenigstens versuchen. Wenn Ländereyen gegen den Einbruch der See durch einen Damm oder Deich gesichert werden müssen: so kann man die Vertheilung der Arbeit, welche dazu, und in der Folge zur Erhaltung des Werkes erfordert wird, nicht wohl anders machen als daß man einen Jeden nach Verhältniß seiner dahinter belegenen Ländereyen, also z. B. den Eigenthümer von 1000 Morgen zehnmal so viel als den von 100, dazu beytragen läßt. Der nun aus sämmtlichen Landeigenthümern entstehende Deichband *) kann von denen welche gar kein Land, und höchstens eine Hütte in der abgedeichten Gegend besitzen, wenig oder nichts fordern; weil diese, um sich zu ernähren, den ganzen Tag zu Hause arbeiten müssen, und ohne zu verhungern, nicht auf eigne Kost täglich am Deiche stehen können, auch bey dem Einbruch der See nicht viel zu verlieren haben: anstatt daß die Landeigenthümer, welchen ihre Nahrung gegen eine mäßige Arbeit zuwächst, und deren ganze Existenz als Landbesitzer von der Erhaltung des Deiches abhängt, Zeit und Mittel zur Arbeit in Ueberfluß haben. Hieraus habe ich die natürliche Folge gezogen, daß die Erstern mit den Letztern gar wohl in Gottes Kirche, wo alle Menschen einander gleich sind, aber nicht als stimmführende Mitglieder in der Deichversammlung, erscheinen, und auch mit Grunde Rechtens bey Verlosung des der See abgewonnenen Vorlandes keinen Antheil fordern, oder mit dem Amte eines unbesoldeten Deichgrafen oder Deichhauptmanns beschweret werden könnten: wenn sie auch die größte Einsicht vom Deichwesen hätten, und über

*) So nennt man die Gesellschaft der zur Wiederherstellung oder Unterhaltung eines Deiches Verpflichteten.

über allen Verdacht, daß sie, um ihre Hütten zu retten, sich nicht in Lebensgefahr wagen würden, erhaben wären. Auf eine kurze Zeit bietet man wohl alle Hände zu einer Deich- oder Wegebesserung auf, wenn es die höchste Noth erfordert; und bey Löschung einer Feuersbrunst ergreift der Geringere wie der Vornehme den Eimer. Allein die ordentliche Deich- und Wegebesserung muß nach andern Verhältnissen geschehen; oder die Einwohner welche wenig oder nichts dabey zu gewinnen und zu verlieren haben, fliehen ein Land, das ihnen nicht die Zeit gönnet ihr tägliches Brot zu erwerben.

Dieses ist alles was ich vorhin behauptet habe; wie man leicht sehen wird, wenn man anstatt der Ländereyen an der See — ein Land das sich zu vertheidigen hat, und anstatt des Deichbandes — den Heerbann, oder die von ihrem Lande zur gemeinen Vertheidigung dienenden unbesoldeten Eigenthümer, setzet. Und von einem solchen Staate sage ich, daß er auf das Landeigenthum gegründet sey, und nicht wohl auf das Recht der Menschheit, nach welchem jeder Mensch in gleichem Maaße zur Deicharbeit verpflichtet seyn würde, gegründet werden könne. Unter den ächten Landeigenthümern, d. i. unter denen die ihr Land nicht bloß zum Bau oder Pachtsweise besitzen, gedenke ich mir dann die stimmbaren Mitglieder der Deich- oder Landesversammlung; und lasse aus den Nichteigenthümern einen besondern Stand, welchen man den tiers état zu nennen pflegt, entstehen: nachdem er Kontraktsweise einige Beyhülfe zur Unterhaltung des Deiches übernommen hat, und so oft der Deich eine neue Hülfe erfordert, billig dahin zu sehen ist, daß jener so wenig über seinen Kontrakt, als mit unnöthigen Ausgaben beschweret werde. Ich behaupte, daß dieser tiers état später zu Hülfe gezogen,

und

und folglich jüngern Ursprungs sey, als der Deichband welcher dem einbrechenden Meere zuerst entgegen arbeitete; und daß jener nicht anders als durch einen Kontrakt habe entstehen können, indem die Nichteigenthümer, wenn sie wie Sklaven durch Gewalt oder Gesetze zur Deicharbeit wären gezogen worden, gar keinen besondern Stand ausgemacht haben würden. Hiermit stimmet auch die Geschichte überein, die überall die Landsteuern und Landdienste den Kopf- und Vermögensteuern vorgehen läßt; die den Ursprung der Städte in Deutschland in sehr späte Zeiten setzt; die den Einwohnern der Städte lange keinen Morgen Landes, sondern höchstens einen Kohlgarten einräumet; und die, wie denselben endlich zur Lehnszeit einige Morgen urbar zu machen verstattet ward, die Urkunden in Menge aufbewahret hat, worin ein Ritter mit dem Zinskorne beliehen wird das davon zur gemeinen Landesvertheidigung aufgebracht werden mußte.

Wenn Hr. von Cl. sich die Sache auf die nehmliche Art vorstellet: so wird er gewiß selbst finden, daß es nicht allein höchst unbesonnen, sondern auch äußerst grausam seyn würde, wenn man einen Schneider zwingen wollte, mit dem Herzoge in einer unbesoldeten Reihe zu dienen; und daß alle Rechte der Menschheit den Hunger des Erstern nicht stillen werden, wenn er, anstatt zu nähen, fechten soll. In einer besoldeten Reihe kann freylich ein Prinz als Gemeiner, und ein Bauer als Hauptmann dienen. Hier kommen bloß der Mensch und seine Eigenschaften in Betracht; und die ganze Arbeit am Deiche kann durch Besoldete, ohne Unterschied ob sie Landeigenthum haben oder nicht, getrieben werden. Allein, ich habe ausdrücklich von einer unbesoldeten Nationalgarde gesprochen; und daß in dieser der Herzog mit seinem Schneider, wenn derselbe

selbe auch tapferer als der brave Crillon wäre, im Ernst nicht dienen könne, behauptet. Dieser wichtige Umstand, welchen Hr v. Cl. übersehen hat, ist die Ursache, daß alle seine Gegengründe, so richtig dieselben auch in einer andern Hinsicht sind, mich auf diesem Standorte gar nicht treffen.

Um sich von der Wahrheit und Wichtigkeit des Unterschiedes zwischen Eigenthümern und Nichteigenthümern zu überzeugen, darf man nur beyde Theile Eine gemeinschaftliche Deich- oder Landesversammlung ausmachen lassen, und darin die Fragen aufwerfen: ob der Deich hergestellet, und die Kosten dazu durch eine Land- oder Kopfsteuer aufgebracht werden sollen? Wie verschieden ist hier nicht das Interesse beider Theile? Kann hier eine Ueberstimmung Platz finden, wenn beide sich trennen? Und könnte der Nichteigenthümer sich des Veto bedienen, wenn die Eigenthümer für die Herstellung des Deiches stimmeten?

Ich leugne um deswillen gar nicht, daß nicht auch ein Staat auf die bloße Menschheit gegründet werden könne. In Paraguai säeten und ärnteten unter der Jesuiten Regierung alle Einwohner für ein öffentliches Magazin, woraus Jeder täglich seinen nothdürftigen Unterhalt empfing. Wenn in einem solchen Lande der Deich durchbricht: so ist es möglich und billig, alle Menschen von gewissen Jahren zur Arbeit aufzubieten; so wie solches auch bey den Israeliten geschah, deren kleiner Staat nicht auf ein Landeigenthum, sondern auf eine Mannszahl und deren größte Vermehrung *) gegründet wurde. Eben dieses scheint auch der Fall bey den

*) Darum war auch bey den Juden die Unfruchtbarkeit so schimpflich. Vult futui Gellia, non parere: denkt ein gesundes Volk von einem unfruchtbaren Weibe.

den alten Sueven gewesen zu seyn, als sie das Landeigenthum aufhoben, um sich mit einer stärkern Mannszahl gegen die zahlreichen Horden der über die Elbe eindringenden Völker zu wehren. Allein eine solche Verfassung, wie die in Paraguai, giebt den edlen Leidenschaften zu wenig Spielraum, und dienet nur für Schaafmenschen, wozu die Franzosen am wenigsten aufgelegt sind. Die Suevische Verfassung hingegen, welche noch gewissermaaßen im Ungarischen Bannate besteht, kann nur zur Noth angenommen werden; und die Israelitische, worin ein Hirt zum Könige gesalbet werden konnte, ist nur durch ihre beständigen Unruhen berühmt.

Aber auch selbst Völker welche bey ihrer Vereinigung auf die bloße Menschheit gesehen zu haben scheinen, haben von ihren Genossen gewisse Eigenschaften die man Aktien nennen kann, erfordert, und nicht gleich jeden Menschen zum Mitgliede aufgenommen. Diese Vorsicht braucht jede Gesellschaft, sobald sie sich zu einem gewissen Zwecke vereinigt. Nie wird der Araber der zu Pferde gerüstet auszieht, die Beute mit dem Marketenter welcher ihm den Branntewein für Geld nachbringt, theilen; so wenig dieser solches nach dem Rechte der Menschheit zu fordern befugt ist. Ja selbst das Reich Gottes ist auf Aktien gegründet. Wer seine Aktie, nehmlich den Glauben an Jesus Christus, nicht besitzt, ist bekanntlich davon ausgeschlossen; und es ist dem heil. Gregor dem Großen nur ein einzigesmal gelungen, durch seine Vorbitte einem Heiden, dem guten Kaiser Trajan, das himmlische Bürgerrecht zu verschaffen, wie solches Bobadilla *), Munnoz ab Eskobar **) und andre billig denkende spanische Juristen glaublich finden. So wenig bey einem Rekruten dem ein Zoll am Maaße fehlt, die

*) L. II. Polit. c. 2. n. 84.
**) De Ratiocin. c. 25. n. 47.

die Menschheit in Betracht kömmt; eben so wenig kömmt sie auch dem Unchristen der ein Himmelsbürger werden will, zu Statten, ob es gleich allemal ein Mensch seyn muß der hier oder dort aufgenommen werden will. Dieses ist keine Buchtheorie von den Rechten der Menschheit, wie es Hr v. Cl. nennet; sondern die gewöhnliche Praxis: und so glaube ich mich auch von dem Redegebrauch nicht entfernet zu haben, wenn ich sage, daß ein Staat wie Frankreich nicht auf das Recht der Menschheit gegründet werden könne.

Ausserdem aber mögte ich auch dieses Recht nicht so weit ausdehnen, wie es Hr v. Cl. gethan hat, und Alles was billig, vernünftig, menschlich und anständig ist, darunter begreifen. Meiner Meinung nach, besteht das Recht der Menschheit in der Befugniß alles Ledige zu erobern, und alles solchergestalt Eroberte zu vertheidigen. Außer diesem Falle kollidirt ein Mensch gleich mit Andern, und muß sich bald durch Quasikontrakte, und zuletzt durch Kontrakte, deren Form von der gesellschaftlichen Verbindung abhängt, helfen, wenn er es nicht auf die Faust ankommen lassen will. Die Akte Habeas corpus *), welche Hr. v. Cl. als das höchste Resultat

*) Es ist mir immer auffallend, daß man diese Akte in Deutschland auf Englische Weise benennet, da doch in Deutschland nicht leicht ein Ländchen seyn wird, das nicht eine gleiche Akte hat. In den Osnabrückischen Kapitulationen mit den Bischöfen heißt es von den ältesten Zeiten her: Es solle kein Einwohner mit Kummer oder Arrest beschweret werden, es würde dann so fort ein Gerichtstag oder Verhör dem Beklagten dabey angesetzt, daß er sich zu Recht wisse zu schützen; und nun schützte Bürgschaft einen Jeden gegen

sultat aller Menschenrechte ansieht, kömmt in England keinem Menschen zu Statten, als wenn er Bürgen stellet; und was man nicht anders als gegen gutes Unterpfand erhalten kann, ist im eigentlichen Verstande kein Recht der Menschheit: ob es gleich sehr menschlich ist, daß wer Bürgen stellet, nicht ins Gefängniß geworfen werde. So lange die Landaktie in Deutschland ihren Werth hatte, wußte man von gar keinen Gefängnissen. Karl der Große verordnete in Sachsen zuerst Eines für jeden Komitat; und sicher nur für Landstreicher und unverbürgte Menschen, indem der Eigenthümer eines Mansi damit für sich, und als Vater für seine Kinder, und als Herr für seine Knechte, noch viele hundert Jahr nachher dem Staate bürgete. Die Habeas corpus Akten traten ein, wie die Landaktien unter dem darauf gesetzten Bauer oder Pächter versunken waren, der Geldreichthum das Landeigenthum zu überwiegen anfing, und eine neue Sicherheit gegen die Willkür mächtiger Richter eingeführet werden mußte. Der Geldreichthum ist unsichtbar; aber mit Hülfe eines guten Hypothekenbuchs kann auch dieser zur öffentlichen Anschauung gebracht werden. Und was könnte es hindern, einem Manne, der z. B. 10,000 Thaler Kapital besitzt, die Standesfreyheit zu ertheilen, daß er nicht gefänglich eingezogen werden dürfe? Sollte nicht Mancher, um sich diesen

Ade

gegen persönliche Haft. — Die Delikatesse in Ansehung der persönlichen Verhaftung ging so weit, daß die Köllner einem Uebertreter ihrer Stadtgesetze, nach Hanseatischen Rechten, nur einen Kornhalm oder Binsen um den Arm banden, womit er sich für verarrestirt halten mußte, und übrigens seinen Geschäften nachgehen konnte. S. Revocatio Caroli IV Imp. beym *Lünig* in Spicil. eccl. Cont. I. p. 489. Wie charakteristisch! Ein Arrest, der so leicht wie ein Halm gelöset werden kann, schimpft Niemanden.

Adel zu erhalten, fleißiger und aufmerksamer auf seine Wirthschaft seyn? Und sollten die Strafgesetze welche mit dem Verluste dieser Geldaktie verpönt würden, nicht wirksamer seyn, als diejenigen welche alle Menschen ohne Unterschied mit Leib- und Lebensstrafen bedrohen? Unter tausend Verbrechern giebt es viele, die ihr Leben für Nichts achten, und vielleicht nicht Einen der eine solche Geldaktie aufs Spiel gesetzt haben würde.

Ich will hier abbrechen, um Ihnen nicht länger beschwerlich zu fallen. Vielleicht schicke ich Ihnen nächstens eine kurze Geschichte des alten Deutschen Landkatasters, oder der Mansorum, wozu uns der Herr Graf von Herzberg vor einiger Zeit einen so schätzbaren Beytrag geliefert hat *); und nehme darin auf einige andre Einwürfe des Herrn von Clauer Rücksicht, die ich vorerst unberührt gelassen habe.

*) Durch Herausgabe des Landbuchs von der Mark Brandenburg, welches Kaiser Karl IV Anno 1375 in lateinischer Sprache hatte verfertigen lassen. N.

An einen angehenden Misanthropen.

Von Amalien.

Sie irren Sich wahrlich recht sehr, lieber Freund, wenn Sie von mir glauben, daß ich Sie nur zu persifliren suche; und fast hätte ich Ihnen gestern gar kein gutes Wort mehr gesagt, da Sie alles was ich Ihnen zu gefallen vorbrachte, mit so vielem Kaltsinne aufnahmen. Wenn das so fortgeht; so werden Sie in Ihrem Alter noch elender werden als Rousseau war, der jedes Kompliment für eine listige Nachstellung ansah, und aus Furcht daß man ihn zum Besten haben mögte, die herzlichsten Ergießungen der Freundschaft als Gift verabscheute.

Freylich ist es nicht tröstlich, sich auf eine verrätherische Art geschmeichelt zu sehn; und nichts empfindet unsre Eigenliebe höher, als in solchen Fällen eine kleine Blöße gegeben zu haben. Aber am Ende ist es doch besser seinen Wein zu genießen, als, aus Furcht sich darin zu übernehmen, sich denselben ganz zu entziehen. Und was meinen Sie denn doch wohl mit Ihrer stoischen Verachtung aller Komplimente gewonnen zu haben? Bey mir in der That nichts, als den Vorwurf, daß Ihre Eigenliebe eine neue Maske, und, unter uns gesagt, nicht die beste erwählt habe. Denn, was würde aus dem gesellschaftlichen Leben werden, wenn ein jeder mit dem traurigen Argwohne, daß man ihn nur zu persifliren suche, herum schliche, und jedes gefällige Wort durch einen finstern Blick zurückscheuchte? Sie sind zwar immer nicht sehr

gesprächig

gesprächig gewesen; aber ich konnte Ihnen doch noch zuweilen wiederholen, was Sie mir einstmal sagten, als Sie noch recht galant waren:

> Du schweigst; wie zärtlich kannst du schweigen!
> Doch seh' ich was dein Auge spricht;
> Du traust der Worte Ausdruck nicht,
> Und wünschest mir dein Herz zu zeigen.

anstatt daß ich seit einiger Zeit Ihnen um alles in der Welt nicht einen freundschaftlichen Blick geben mögte.

Woher nun aber diese große Veränderung? Wenn man die Welt lange gekannt hat, sagten Sie einst, so wird man zuletzt mißtrauisch gegen alles. Nun freylich, wenn die Jahre kommen, worin man es sich selbst bewußt ist daß man Keinem mehr gefallen könne; so fällt die süße Leichtgläubigkeit weg, welche uns in der Jugend so angenehm täuschte, und man hat sehr gerechte Ursachen mißtrauisch zu werden. Aber sind Sie es Sich denn wirklich schon bewußt, daß Sie auf keine Art mehr gefallen können? Hat nicht jedes Alter seine besondern Vorzüge, wodurch es zum Vergnügen der Gesellschaft sein Scherflein beytragen kann; und gehen meine Forderungen an Sie weiter, als daß Sie dasjenige mit Gefälligkeit aufnehmen sollen, was ich Ihnen zuweilen, wenn ich froh bin Sie zu sehen, Gefälliges sage?

Von mir können Sie doch wohl keine Falschheit vermuthen; und wenn ich Sie auch bisweilen im Scherze zum Besten hätte, so würden Sie mir auch dafür danken müssen. Denn wahrlich, es giebt sehr wenig Mannsköpfe in der Welt, welche ich auf diese Art zum Besten haben mögte. Ueberhaupt brauchen Komplimente nur gut gewandt zu seyn; und man hat darin nicht mehr Aufrichtigkeit zu fordern, als in freundschaftlichen Umarmungen, die man sich aus einer Konventionspolitesse giebt, ohne daß das Herz einen ganz besondern Antheil

daran hat, und wenn es auch sogenannte feurige wären. Man ist hierüber in den höhern Sphären längst verstanden, lieber Freund; und es ist Ihre Schuld, daß Sie Aufrichtigkeit fordern wo sie eben gar nicht nöthig ist.

Bey aller seiner Menschenscheu, ließ sich Rousseau doch durch seine Eigenliebe gar sanft einwiegen, wenn ihm die Herzoginn von Luxemburg, oder eine andre große Frau, die feinste Aufmerksamkeit bezeugte; und fast wollte ich wetten, daß Sie in einer ähnlichen Gefahr nicht Meister Ihrer Selbst bleiben würden. Es ist also vielleicht nur die Schwäche der Versuchung die Sie so stolz macht, oder die ungegründete Furcht ein bischen gekränkt zu werden, wodurch Sie zu dem Entschlusse gekommen sind die ganze Welt für falsch zu erklären. Ich kenne die männliche Großheit, wie gern sie in einem philosophischen Gewande glänzt, wenn es nicht anders gehen will; und denke bisweilen in meiner weiblichen Schwachheit, daß Alles in der Welt, jene Philosophie nicht ausgeschlossen, nur Mittel sey seinen Zweck zu erreichen, oder seine Eitelkeit zu befriedigen. Wäre ich schon ganz in den Jahren worin man seine guten Reste nur bescheiden zeigen, und höchstens seinen Verstand als baare Vernunft wirken lassen muß; so würde ich gewiß darauf ausgehen, mir Achtung und Duldung durch kluge Gefälligkeit zu verdienen. Sie aber thun gerade das Gegentheil, und scheuchen durch Ihr übertriebenes Mißtrauen jede Empfindung zurück, die Ihren Verdiensten zu huldigen so oft bereit ist. Sey es auch, daß diese Huldigung ein kleines Interesse zur Seite habe: so mag dieselbe doch noch keiner Falschheit beschuldiget werden. Denn welcher Mensch wird nicht seine Plane so anlegen, daß sie gerathen sollen; und, wenn dieses von einer gefälligen Miene abhängt, nun gerade ein widriges Gesicht machen?

machen? Sie sind darum noch nicht hintergangen oder bestochen; und es wird immer noch in Ihrer Macht beruhen, zu thun was Sie gerecht finden, ohne daß es eben nöthig ist, eine wohlangebrachte Schmeicheley mit Verachtung zu erwiedern, und aus Furcht, auf einer Seite für einen schwachen Mann zu gelten, sich auf der andern noch schwächer zu zeigen.

Es ist, sagt man, eine Schwachheit der Männer, wie der Weiber, daß sie immer wollen daß man sich in sie verlieben solle, wenn sie auch nichts weniger als geneigt sind diese Liebe zu erwiedern; und daß sie, sobald sie fühlen daß sie hierauf weiter keine Ansprüche machen dürfen, unzufrieden mit sich selbst werden, und sich wohl gar vernachlässigen. Allein weise Männer und Weiber richten alsdann ihre Ansprüche auf Hochachtung oder Freundschaft, und genießen darin oft mehrere und dauerhaftere Annehmlichkeiten, als in jenem Spiele der wechselseitigen Eigenliebe. Und gerade diese Weisheit ist es die Ihnen fehlt, und die ich Ihnen ohne alle Komplimente empfehle, damit Sie Sich nicht abermals einbilden, ich suche Sie nur zu persifliren.

Ueber die gänzliche Aufhebung des Droit d'Aubaine in Frankreich.

Da die Französische Nationalversammlung das Droit d'Aubaine ganz aufgehoben, und für eine Schande der Menschheit erklärt hat; so fragt Mancher, woher doch dieses so ganz ohne alle Gnade verbannte Recht entstanden sey, und warum man dasselbe so lange und in so vielen Ländern geduldet habe? — Diesem zu gefallen, will ich kürzlich die natürliche Entstehungsart desselben anzeigen; und dann fragen: ob es nicht den Völkern die es eingeführt haben, zur größten Ehre gereiche?

Ehe ich jedoch hiezu gelangen kann, muß ich vorher bemerken, wie bekanntermaßen die gewahrten Einwohner eines Landes in zwey Rollen vertheilt waren, wovon die erste — Hundredum *) — die ächten Eigenthümer der Mansorum (Hufen, Grundstücke), diejenigen welche im Heerbanne sich auf eigne Kosten rüsteten, und zur Vertheidigung des Vaterlandes unbesoldet auszogen; die andre aber — Plegium (Pflege) — die geringen Menschen befassete, die nicht vermögend waren sich einzeln selbst auszurüsten, jedoch, um dem Staate in ihrer Maaße auch zu Hülfe zu kommen, mit gesammter

*) Es war damals eine große Ehre in der Nation, und der Charakter eines Ingenuii (Freygebornen), ein Hundertmann zu seyn. Quod primo numerus fuit, jam nomen et honor est. *Tacit.* in Germania c. 9.

ter Hand einen Schutzvogt ausrüsteten, der ihren schuldigen Antheil an der gemeinen Vertheidigung auf Erfordern verrichtete. Alle andre Menschen hingegen, welche zu keiner von diesen Rollen gehörten, und folglich auch dem Lande worin sie lebten, mit Nichts zu Hülfe kamen, sie mogten Eingeborne oder Fremde seyn, wurden für wild geachtet, und so auch behandelt. Wer einen von diesen mißhandelte oder erschlug, hatte so wenig eine Strafe zu fürchten, als der Mohr der einen auf seiner Küste gestrandeten Europäer erschlägt und plündert. Weder der König noch der Staat nahm sich eines solchen wilden Menschen an; wie sie denn auch nicht dazu verbunden waren, da derselbe so wenig zur Erhaltung des Staats, als zum Unterhalt des Königs, der Nationalrichter und andrer öffentlichen Bedienten, das Mindeste beytrug.

Das dem Menschen angeborne Mitleid mit seines Gleichen forderte jedoch bald eine billige Abänderung dieses ursprünglichen, und bey unpolizirten Nationen immer noch fortdaurenden, Verfahrens; und so geschah es, daß man dergleichen sogenannten wilden Menschen, eben so wie dem höhern Wildprete, einen Königsfrieden schenkte, nach welchem sie nunmehr, ohne in jene Rollen zu treten, sicher reisen, handeln und wandeln konnten, und nicht zu befürchten hatten daß Jemand sie ungestraft und ungerochen mißhandeln, tödten oder plündern würde: wogegen man aber, nach ihrem Tode, ihren ganzen Nachlaß dem Könige oder dem Staate, zur Wiedervergeltung, zueignete.

Dieses ist der natürliche Ursprung eines Rechts, welches man in einigen Gegenden Deutschlands das Wildfangsrecht, in Westphalen den Sterbfall der Biesterfreyen, und in Frankreich le Droit d'Aubaine nennt: von dem Worte Alban, welches einen

Menschen bedeutet der sich zwar in dem Gerichts- oder Distriktsbann aufhält, aber nicht in dessen Rollen steht; wogegen Forban einen Inrollirten anzeiget, der des Gerichtsbannes verwiesen ist.

Wenn man nun dieses Recht solchergestalt aus seiner Quelle entspringen sieht; so erkennt man leicht, daß dasselbe nichts weniger als eine Schande der Menschheit sey. Der Zweck der Obrigkeit war, einen jeden Menschen auf die schicklichste Art zu nöthigen sich in die gesellschaftliche Rolle zu begeben, und so auch das Seinige zum allgemeinen Besten beyzutragen; und sie konnte dieses nicht besser befördern, als daß sie jeden Wildfang mit dem Verluste der Erbschaft bedrohete. Diese war ohnehin wie Strandgut anzusehn, dessen sich ein jeder bemächtigen konnte: indem nur ein Mitglied der Nation *) fähig war Eigenthum zu haben; und man setzte dergleichen verbiesterte Erbschaften, wie viele andere Dinge, die Mehrern nicht sonderlich zu Statten kommen, Einem aber oft viel werth sind, zur Besoldung der Könige, oder andrer Nationalbedienten, unter dem Namen von Regalien, aus.

Bedenkt man nun weiter, daß jeder Wilde kurmündig oder kurechtig werden, und sich folglich seinen Schutzvogt wählen konnte; daß der Eine Schutzvogt, um seine Kontribuenten zu vermehren, noch bessere Bedingungen gab, als der Andre; und daß sie fast Alle sich die verwildernde Erbschaft, gegen einen jährlichen Pfennig, oder gegen das beste Stück der Erbschaft, ablösen ließen: so ist in der That nicht abzusehn, wie die Nation billiger und menschlicher verfahren konnte, und woher die Wilden hätten sollen fordern mögen, alle

Rechte

*) Die Römer kannten keinen wahren Eigenthümer, welcher nicht civis Romanus (Römischer Staatsbürger) war; und das nach einer ganz richtigen Theorie.

Rechte und alle gesetzlichen Wohlthaten wirklicher Mitglieder unentgeldlich zu genießen.

Dadurch daß sie Königsfrieden erhalten hatten, war ihnen überdem das Wehrgeld eines Königsknechts, das nicht gering war, zu Theil geworden. Niemand konnte sie also erschlagen, ohne dem Könige dieses zu bezahlen; und so waren sie eben so sicher als andre Geschützte oder Gehegte. Wenn sie dagegen Jemand erschlugen: so mußte der König für sie den Verwandten des Erschlagenen auf das Wehrgeld haften; und auch dieses konnte man ihm doch nicht umsonst anmuthen. Ferner den Fall gesetzt, daß Einer der einen solchen Wildfang erschlägt, nach der itzigen Verfassung mit dem Tode bestraft werden müßte; mit welchem Rechte würde man es dem Könige oder dem Staate aufbürden können, die Besichtigungs- Untersuchungs- und Hinrichtungskosten für einen Menschen zu tragen, der zu dem Allen nie etwas beygetragen hat, und nichts hat beytragen wollen? Steht es doch noch jetzt jedem Fremden, um seine künftige Erbschaft zu retten, frey, Bürgerrecht zu nehmen, oder sich in einen Schutzkontrakt zu begeben, und darin nach seinem Vermögen zum Besten des Staats zu steuern?

Endlich wußte man in der ersten Zeit nichts von Territorialunterthanen. So wenig itzt ein Hausvermiether sagen würde, daß der Miethsmann der auf seinen Dielen wohnt, sein Unterthan sey; so wenig kannte man den Schluß, daß der Boden einen Menschen unterwürfig mache. Die Unterthänigkeit solcher Leute die nicht unmittelbar auf der großen Heerbannsrolle, oder im Hundert standen, und die bloß ein Imperium über sich erkannten, beruhete lediglich auf Hörigkeit; dem Vater gehörten seine Kinder, und dem Herrn seine Knechte, in engerer oder weiterer Bedeutung, an. Dienst-

leute, Dienstherzoge, Dienstgrafen, und andre Diener, waren so gut mit ihrem Hauptherrn durch das Band der Hörigkeit verknüpft, als itzt der Eigenbehörige mit seinem Gutsherrn. Die Urkunde der Hörigkeit aber ist der Sterbfall *); und so waren die Wilden nach damaligem Kostume nicht schlimmer daran, als viele Andre.

Wenn die Französische Nationalversammlung, so wie es der König längst gethan hat, erkläret hätte, das Droit d'Aubaine mit allen den Ländern aufzuheben welche in Ansehung der Franzosen ein Gleiches thun würden; so wäre dieses ein den itzigen Zeiten recht angemessener weiser Entschluß gewesen: der Schaden hätte sich gegen den Vortheil gehoben. Aber dem sonderbaren Gedanken, dasselbe unbedingt aufzuheben, gleicht nichts als die Großmuth, womit die Nationalversammlung die Zehnten erlassen hat. Hier wird dem Manne, der sein zehntbar Land wohlfeil gekauft hat, ein ganz unverdientes Geschenk gemacht; und den sämmtlichen Eingepfarreten, wider ihr Verschulden, die Last aller Bau- und Verbesserungskosten an Kirchen und Kirchengebäuden, die in Frankreich der Zehntherr stehen muß, wieder aufgelegt.

*) Der Sterbfall heißt, wie man aus dem Vorigen sieht, im Sprachgebrauch des Deutschen Rechts: der Antheil, welcher beym Tode eines Unterthans, Leibeigenen, u. s. w. von dessen Verlassenschaft dem Hauptherrn zufällt. Das Recht auf einen solchen Antheil beurkundet, beweiset, die Hörigkeit. R.

Etwas

Etwas zur Vertheidigung des sogenannten Aberglaubens unsrer Vorfahren.

Unsere Vorfahren hatten die Gewohnheit, kleine Klötze an ihre Schlüssel zu binden, um sie nicht so leicht zu verlieren, oder, wenn sie verloren waren, so viel geschwinder wiederzufinden; und eben so verfuhren sie auch mit den nützlichen Wahrheiten, welche sie der Jugend recht tief einprägen wollten: sie hingen jeder guten Lehre ein Klötzchen an, damit sie ihr bald wieder einfallen, oder zu rechter Zeit ins Gedächtniß treten mögte. So sagten sie ihr z. B.: „Kinder! so manches Salzkorn Ihr verstreuet, so manchen Tag werdet Ihr vor der Himmelsthüre stehen müssen; legt die Messer nicht auf den Rücken, die heiligen Engel mögten sich darauf die Füße zerschneiden; seht des Abends nicht in den Spiegel, der Schwarze guckt euch über die Schulter —"; und die Erfahrung bestätigt es, daß diese Klötzchen dem Gedächtnisse wenigstens eben so gut zu Hülfe gekommen sind, als die Reime, die, ehe die Schreibekunst recht gemein war, in gleicher Absicht gebraucht wurden; oder die Ohrfeigen, welche man der Jugend bey Beziehung der Gränzen zu geben pflegt.

In neuern Zeiten hingegen, will man so gar bey Kindern alles durch reine Gründe zwingen, und fürchtet jene Anhängsel mögten eine üble Wirkung thun, und die Leute zum Aberglauben verführen. Ich sehe aber doch nicht ein, wie dieselben einen größern Schaden anrichten könnten, als die Zauberwelt in der Oper, die Feenmährchen, die Fabeln, und andre Arten von Erdichtungen, worin

worin man die Thiere vernünftig denken und sprechen, oder die Götter sich mit den Menschenkindern unterreden und bisweilen gar versündigen läßt. Hier fürchtet man nicht, daß die Leute, welche durch dergleichen sinnliche Darstellungen unterrichtet oder ergötzet werden, sich einst bey den denkenden und sprechenden Thieren Raths erholen, oder die gezauberte Welt für die wirkliche halten werden. Ja, wie jüngst ein gewisser Lehrer auf dem Lande seinen Schülern erzählte, daß, als der liebe Gott einmal spazieren gewesen, ein Schneider im Himmel sich zu dessen Throne geschlichen, und durch die darunter befindliche Oefnung seinem Amtsbruder in der Welt, der eben eine Elle Tuchs bey Seite gelegt, ein Thronbein auf den Kopf geschleudert hätte; worauf ihm aber der liebe Gott, als er von seinem Spaziergange zurückgekommen, und ihm sein Thron mit drey Beinen in die Augen gefallen wäre, zugerufen: „Wanne! Wanne! wenn ich so hastig wäre wie du, wie würde es dir ergangen seyn!" — so meinten die schalkhaften Jungen, der Thron müsse sehr wurmstichig gewesen seyn, sonst würde ihn der Schneider nicht haben zerbrechen können; so bald sahen sie ein, daß es nur eine Erdichtung war. Und wie oft haben nicht schon die Schlüssel Petri zur Unterlage einer moralischen Erzählung dienen müssen, ohne daß es jemanden eingefallen ist, sich vor dem Himmel eine Thür zu denken? Die Götter- und Fabellehre unsrer Nordischen Vorfahren war nur so reichhaltig nicht an darstellenden Bildern, als die Griechische, welche von Dichtern, Malern und Bildhauern bearbeitet war; und sie mußten sich daher, besonders als die christliche Religion ihre Götterlehre verdunkelte, in ihrem Vortrage, mit einem lieben Gotte, und einem bösen Geiste, oder mit ein bischen Spukerey, behelfen.

Nun

Nun müßte einer aber gewiß sehr übler Laune seyn, wenn er diese Art, der Einbildung oder dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, für den hellen Weg zum Aberglauben erklären, und alle diese Klötzchen als so viel Merkmale der finstern Begriffe der ersten rohen Zeiten aufstellen wollte. Jedes Zeitalter und jedes Volk hat sich solcher Hülfsmittel bedient, um dasjenige in allegorische Handlung zu verwandeln, was sich als trockene Lehre nicht so gut einprägen würde; und man kann dergleichen Mittel nur alsdann als abergläubisch verwerfen, wenn sie zum Betruge gemißbraucht werden, und z. B. die Jäger den Glauben an den Tollwurm unterhalten, um ihn den Hunden der Bauern für Geld zu schneiden.

Andre Ausnahmen giebt es freylich auch; aber diese werden eher durch die Regeln der Kunst als der Moral zu finden seyn. Die Regeln der Kunst erfordern unter andern, daß den guten Geistern gute Handlungen, und den bösen böse zugeschrieben werden; und wenn dieses beobachtet ist, so befürchte ich von dem Bösen, der den eiteln Mädchen die sich des Abends noch bespiegeln, über die Schultern guckt, nicht mehr als von allen Teufeln, die bey Milton oder Klopstock die ganze Maschine regieren.

Das gute alte Klötzchen: daß derjenige welcher einen Gränzstein verrückt, oder einen falschen Eid schwört, oder seinem Hofe etwas vergiebt, spuken gehen müsse; ist immer noch ein eben so feines als kunstmäßiges Mittel, die Aufmerksamkeit auf jene wichtigen Pflichten zu erhalten. Ich bin einmal selbst bey einem Streite, worin die Frage zwischen zwey Nachbarn zu erörtern war: ob der Gränzstein gewichen sey oder nicht? Schiedsrichter gewesen. Der Eine sprach zu dem Andern: Setze du den Stein, wie er stehen muß; dieser aber antwortete:

Setze

Setze du ihn. Nein, versetzte darauf der Erste, ich will nicht darum spuken gehn; und ich auch nicht, erwiederte der Letzte. Endlich baten mich beide, ich mögte den Stein richten, wie ich glaubte daß er stehen müsse; und wie ich ihnen einen Vorwurf über ihre thörichte Spukerey machte, riefen beide: O wir mögten um aller Welt willen nicht die Nachrede haben, daß wir uns etwas zugeeignet hätten was uns nicht von Rechtswegen zukäme; und so war ihre ganze Spukerey der kurze symbolische Ausdruck des edelsten Gefühls.

Anstatt nun überall die Reste des Aberglaubens unserer Vorfahren aufzuspüren, und ihnen solche zur äußersten Einfalt anzurechnen, sollte man den Geist oder den Sinn dieser ihrer Lehrmethode aufsuchen, und sehen ob die Allegorie wohl erfunden und mit der gehörigen Mäßigung gebraucht sey, und dann urtheilen ob es feiner gewesen sey, den Menschen in einen Wehrwolf, als mit den römischen Dichtern Jupiter in einen Ochsen, zu verwandeln.

Wann

Wann und wie mag eine Nation ihre Konstitution verändern?

Eine jede Nation, hört man jetzt vielfältig sagen *), sey allemal befugt, sich, wenn es ihrer Meinung nach das allgemeine Beste erfordert, von neuem zu formen, und sich über alle bis dahin bestandene Rechte und Verträge hinwegzusetzen. Gegen diese ihre Machtvollkommenheit schütze weder der Titel des Eigenthums, noch der des längsten Besitzes. Nur in einer bestehenden Staatsverfassung seyen die Gesetze heilig, welche dabey ehedem zum Grunde gelegt worden; aber in einer jetzt zu errichtenden oder neu zu formenden Konstitution, könne die Nation mit eben dem Rechte davon abgehn, womit sie solche vorhin angenommen habe; und es hänge einzig und allein von ihr ab, ob sie solche beybehalten oder verwerfen, jedem ein Eigenthum gestatten, oder in völliger Gemeinschaft leben wolle. — Aber keiner gedenkt der Frage: Wo und was nun die Nation sey, welche so große Befugnisse habe? und doch hängt von der Beantwortung derselben die Richtigkeit jenes Schlusses vorzüglich ab.

Sind es gleiche Theilhaber oder gemeinschaftliche Eigenthümer einer Kolonie, welche ihre Konstitution verändern oder neu formen: so ist gegen jene Grundsätze nichts zu sagen. Die welche ein Gesetz gegeben,

*) Am besten von Gudin im Supplement au Contract social. Paris 1791.

ben, oder einen Vertrag mit einander gemacht haben, können der Regel nach auch davon wieder abgehen, so weit es ohne Nachtheil eines Dritten geschehen mag. Und wenn z. B. eine Seehandlungskompanie sich trennet, ihre Schiffe, Magazine und Eroberungen verkauft, oder zu andern Zwecken verwendet: so hat Niemand dagegen etwas zu erinnern. Allein wo findet sich die Kolonie oder der Staat, worin alle Einwohner gleich berechtiget sind?

So viel wir aus der Erfahrung wissen, sind überall — wenigstens in Europa — in jede Kolonie (Rousseau mag sagen was er will) Einige früher und Andere später gekommen oder geboren; und wo die Ersten alles erobert hatten, da war es unmöglich daß die Letztern mit den Ersten zu gleichen Rechten gelangen konnten. Die Letztern mußten nothwendig, so lange sie das Recht der ersten Eroberung gelten ließen, von den Ersten die Erlaubniß sich niederzulassen, suchen; von ihnen das Land was sie gebrauchten, in Erbzins, Pacht oder Steuer nehmen; und sich jede Bedingung, wäre es auch die Leibeigenschaft gewesen, gefallen lassen.

Ueberall, in allen Ländern, Städten und Dörfern, ist — nach der Erfahrung, und demjenigen was wir vor Augen haben, zu urtheilen — ein doppelter Socialkontrakt entstanden: einer, welchen die ersten Eroberer unter sich geschlossen; und ein anderer, den diese ihren Nachgebornen oder spätern Ankömmlingen zugestanden haben. Beide Theile stehen als Kontrahenten gegen oder neben einander; und wenn sie gleich unter dem Ausdrucke Nation vereinigt sind, so ist dadurch jener augenscheinliche Unterschied kenntlich nicht gehoben: es würde vielmehr die offenbarste Erschleichung seyn, wenn

die

die Letztern, oder die Minderberechtigten, ein Menschenrecht aufstellen, durch ihre Mehrheit die bisherige Konstitution aufheben, und sich, als gleichen Menschen, mit den Erstern gleiche Rechte beylegen wollten. Es würde dieses eben so seyn, als wenn die Englische Nation, oder das Parlament, wäre es auch darüber einstimmig, die Ostindischen Kompanieen aufheben, oder alle geborne Engländer in Aktionäre verwandeln wollte.

So wenig demnach eine Nation, welche aus so verschiedenen Kontrahenten besteht, ihre Konstitution nach Gefallen durch die Mehrheit der Stimmen verändern mag; eben so wenig kann sie auf diese Art über die erschleichungsweise so genannten Nationalgüter disponiren. Denn angenommen, wie man es wohl annehmen kann, daß die ersten Eroberer einen Theil Landes für einen König oder ein anderes Oberhaupt ausgesetzt; daß sie diesem Oberhaupte auf ihrem Eigenthume gewisse Rechte, unter dem Namen von Regalien, eingeräumt; daß sie auch ein Loos für ihren Bischof, für ihren Pfarrer und für andre gute Stiftungen bewilligt haben: wie mögen die Mitglieder des zweyten Socialkontrakts, so lange es ihnen nicht ausdrücklich zugestanden ist, daran einigen Antheil nehmen? Weiter angenommen, wie es ein jeder der auf den wahren Grund zurückgeht, sicher annehmen wird, daß der eigentliche Erbadel nichts anders sey, oder doch nichts anders seyn sollte, als die Ehre ein Mitglied des ersten Kontrakts zu seyn: mit welchem Rechte kann denn die Menge, unter dem Namen Nation, ihm diese Ehre nehmen, ohne ihn zugleich, was sie doch nicht will, seines ächten Eigenthums, als wovon diese Ehre unzertrennlich ist, zu berauben?

Es war eine Zeit, wo den ersten Kontrahenten die ganze Last der gemeinen Vertheidigung oblag, und worin

die Mitglieder des zweyten Kontrakts zu ihnen mit dem vollkommensten Rechte sagten: Wenn wir unsern Zins oder unsre Pacht, oder unser Schutz- und Schirmgeld bezahlen; so haben wir unsern Kontrakt erfüllt, und Ihr möget zusehn wie Ihr davon fertig werdet; die gemeine Vertheidigung ist die Sache der Eigenthümer. — Hier hätten die Ersten die Letztern, nach dem jetzigen Rechte der Menschheit, zwingen können mit ihnen unters Gewehr zu treten. Aber jene begnügten sich, viele Jahrhunderte hindurch, mit Bitten oder sogenannten Beeden; und wie diese endlich zu häufig kamen, gingen sie mit den Letztern einen neuen Kontrakt ein, welcher die Landstandhaft genannt wurde; und dieser ward nach dem ewigen Naturgesetze der mindesten Aufopferung, nicht aber mit gänzlicher Aufhebung der bisherigen Konstitution, geschlossen. So handelten vernünftige, von der Erfahrung und nicht von bloßer Theorie *) geleitete Nationen, um die allgemeine Glückseligkeit zu erhalten, und dem Kriege zuvorzukommen, wozu der durch die Mehrheit angegriffene oder überwältigte Theil unstreitig berechtigt ist, sobald jene bloß nach ihrer Macht verfährt, und den Kontrakt bricht, welcher nicht anders als durch ein gemeinschaftliches Einverständniß aufgehoben werden kann.

Das Lob welches Gudin dagegen der neuen Französischen Konstitution ertheilt, wenn er sagt: L'assemblée nationale y est parvenue, en s'attachant à une

*) „Je allgemeiner das Prinzip angenommen wird, „desto größer wird die Entfernung zwischen demselben „und dem Gegenstande, worauf es angewandt werden „soll,“ sagt Necker in der Vertheidigung seiner Administration.

une idée unique d'autant plus grande et plus majestueuse, qu'elle est plus simple. Elle a rendu à l'homme ses droits; elle a reconnu sa dignité, et toutes les vaines grandeurs se sont éclipsées devant elle; gilt von jedem Gärtchen, worin der Gärtner, um sich seine Botanik ins Kleine zu bringen, nur Blumen — und wären es auch die edelsten — von einerley Art und Farbe duldet; und Montesquieu behauptete mit Recht, daß diese idées simples et uniques der helle Weg zum Monarchischen (und so auch wohl zum Demokratischen) Despotismus wären.

Ueber die Einwendungen des Herrn K** gegen vorstehenden Aufsatz.*)

Die Frage: Wie und wann mag eine Nation ihre Konstitution verändern? bleibt immer sehr wichtig; und die Leser dieser Monatsschrift werden es mir nicht verdenken, daß ich noch einmal darauf zurückkomme, nachdem Herr K** ihnen gegen meine erste Beantwortung derselben einige Zweifel vorgelegt hat, welche eine Erläuterung erfordern.

Der Hauptinhalt meiner Beantwortung jener Frage ging dahin: daß eine Nation unter gewissen Umständen allerdings dazu befugt sey; und auch eben so, wie jede andre handelnde Gesellschaft, über die ihr gemeinschaftlich zustehenden Güter disponiren könne. Nur sey es noch nicht ausgemacht: Wer eigentlich die Nation vorstelle? und was es für Güter seyen, welche ihr gemeinschaftlich zustehen? — Beide Fragen schienen mir bey der in Frankreich vorgenommenen Veränderung der Konstitution nicht genugsam erwogen zu seyn **).

Meiner

*) Gegen den vorstehenden Aufsatz ließ ein auswärtiger Gelehrter, welcher den Buchstaben K. zum Unterzeichnen brauchte, Einwürfe in die Berl. Monatsschrift, Februar 1792 Nr. 4 einrücken. Mösers nachher erfolgte Antwort liest man hier. N.

**) Außerdem ist dieser Punkt von den Kanonisten und Publicisten, unter den Rubriken: de his quae fiunt a majore parte Capituli, und de causis a majoritate voto-

Meiner Meinung nach, ließen sich die Menschen in jedem Lande in zwey Hauptklassen theilen, wovon die Eine das Land zuerst in Besitz genommen, und die Andre das ihrige von jener in Zeit- oder Erbpacht erhalten hätte. Beide zusammen könnten zwar unter dem Namen Nation begriffen werden; aber es müsse doch einem Jeden einleuchten, daß jede dieser Klassen ihr eignes Verhältniß habe, und einen besondern Socialkontrakt voraussetze, deren ersteren die Landeigenthümer unter sich, den andern aber die Pächter mit jenen, geschlossen hätten. Die letzte Klasse könne und müsse sich mit ihrem Kontrakte begnügen, welchen sie von der ersten erhalten habe; und die erste habe, kraft des von ihr zuerst ergriffenen Besitzes, und des dadurch erlangten Eigenthums des Landes, ein Recht alle spätern Ankömmlinge davon auszuschließen, oder diesen die Bedingungen vorzuschreiben, worunter sie solches von ihr zu nehmen hätten. Dieses Recht fließe aus dem Begriffe des Eigenthums, und stehe sowohl jedem einzelnen Mitgliede in Ansehung des Seinigen als der ganzen ersten Klasse in Gemeinschaft zu; und diesemnach sey es offenbare Gewalt, wenn die zweyte Klasse zusammentreten, sich und die Mitglieder der ersten für Menschen erklären, und sich mit ihnen einer gleichen Disposition über das Landeigenthum anmaßen wollte: gesetzt auch, daß einige der Ersten, aus Furcht oder andern Absichten, sich diese Erklärung hätten mitgefallen lassen. — Diese Prämisse schien mir evident.

votorum exceptis, subtil genug behandelt; und dürfte auch noch wohl weiter behandelt werden, wenn einst ein Reichskrieg gegen Frankreich per majora beschlossen werden sollte.

Nun fragt Herr K**: „Wer sind doch wohl „die ersten Besitznehmer eines Landes? Sind es die er„sten Jäger oder Hirten, die sich in einem Lande nieder„ließen? Oder gehören auch die ersten eigentlichen Anbauer „des Landes mit dazu?" — Allein, meine ganze Behauptung heißt ja im Grunde weiter nichts, als: der Eigenthümer ist überall früher gewesen als der Pächter; der Gutsherr eher als dessen Bauer. Welchen Standes Dieser oder Jener gewesen, wie er geheißen, und wann er entstanden: sind Fragen, die nichts zur Sache thun.

Herr K** fragt weiter: „Können die Einwohner „der Städte nicht mit dazu gerechnet werden?" . . . Ich antworte: Nein, gerade aus der Ursache, weil sie keine ächten Landeigenthümer sind, und ihrer Verfassung nach, als Bürger, höchstens einen Kohlgarten besitzen, der bey dem Heerbannskataster in die Brüche fällt. Man sieht es jeder Stadt, und in Westphalen jedem Dorfe beym ersten Anblick an, daß sie zu einer Zeit entstanden sind, wo das Land worin sie liegen, bereits getheilet war, und sie sich nicht mehr nach Nothdurft ausdehnen konnten. Jäger, Hirten und Landbauer haßeten ehedem dergleichen Nester, wie die Franzosen die Bastille *), oder wie die Fürsten die Verbindung mehrerer Städte unter einander. Einzelnen Anbauern sind die auf einem Flecke versammelten und verbundenen Menschen eben so gefährlich, wie mehrere verbundene Städte den Fürsten.

Ein

*) Als die Bürger der Stadt Köln sich mit den Tenkterern vereinigen wollten, war von Seiten dieser die erste Forderung: muros coloniae, *munimenta servitii*, detrahatis! *Tacit.* hist. lib. 4. c. 64; und das bekannte: ne pati quidem inter se iunctas sedes zeigt, daß sie auch keine Dörfer dulden wollten. Die Ursachen hievon habe ich in den Patriotischen Phantasieen, Th. II. S. 1 ausgeführt.

Ein anderes ist, wo die Bürger zugleich Landeigenthum haben. Dieses war der Fall mit den Quiriten in Rom; und ist es noch jetzt mit den Einwohnern von Charlestown, wo jeder seine Plantage besitzt, auf welcher er 50 bis 100 Sklaven hält, aber auch seine Schuhe auswärts machen lassen muß, weil sich kein Schuster und andrer Handwerker unter so vornehmen Bürgern in Ehren *) niederlassen kann. Dergleichen Städte sind aber selten; und, wo sie sind, gehören ihre Bürger, wie an manchen Orten die Patrizier, zu den Landeigenthümern. Der Regel nach, sind Städte auf Handlung und Handwerk gegründet; und folglich nicht früher entstanden, als bis die Landeigenthümer ihrer bedurften. Ich glaube also mit dem vollkommensten Rechte behaupten zu können, daß, so wie es auch die Geschichte zeigt, die Bürger ihr weniges Land nicht aus der ersten Hand haben, und sich die Bedingungen haben gefallen lassen müssen, welche ihnen von den frühern Landeigenthümern sind vorgeschrieben worden.

„Aber (sagt Herr K**): wann und wodurch „wird die Zahl der ersten Besitznehmer geschlossen? Wel„ches ist der Zeitpunkt, wovon man sagen kann: nun „ist Alles in Besitz genommen, von nun an darf sich „Niemand mehr anbauen; Niemand im Lande mehr „niederlassen, als mit Erlaubniß derer, die bereits da „wohnen? Dieser Zeitpunkt könnte doch nur durch eine „ausdrückliche Erklärung der vermeinten ersten Besitz-

*) Die Wichtigkeit der bürgerlichen Ehre, welche in der Rathsfähigkeit besteht, zeigt sich nicht deutlicher, als in Charlestown; wo Jeder nur Sklavenrang hat, wer nicht Plantagenherr ist. Das feine Mittel, den Stand der Handwerker durch Gilden zu heben, ist dort noch ungebraucht.

„nehmer bestimmt werden; von welchem Lande sind aber „solche Erklärungen vorhanden? Wenn man nun diese „nicht aufweisen kann, ist denn nicht Alles, was man „von einem unter den ersten Besitznehmern verabredeten „Vertrage zur Ausschließung der Späterkommenden an„nehmen will, bloße Fiktion?“

Wenn Herr K** meine beiden Aufsätze: über die natürliche Entstehung des Deichbandes *), und: über die eben so alte als natürliche Eintheilung der Menschen in Hundredarios et Plegiatos **), einiger Aufmerksamkeit werthgeschätzet hätte; so würde er die Auflösung dieser seiner Zweifel gewiß selbst gefunden haben. Der Deichband, so wie der Band der Landeigenthümer, entsteht durch die Einheit ihres gemeinschaftlichen Interesse, in demselben Augenblicke worin das Meer oder ein andrer Feind ihr Eigenthum angreift, und kein Einziger seinen Acker unbedeicht lassen darf wenn das Wasser nicht einbrechen soll. Dieses ist wahrlich keine Fiktion, sondern eine nothwendige Voraussetzung; und es würde nur dann einer ausdrücklichen Erklärung bedurft haben, wenn die ersten Besitznehmer, oder die Landeigenthümer, die später Gekommenen hätten nicht ausschließen, sondern in den Deichband mit einschließen wollen. Die Mitglieder des Deichbandes haben Land und Leben zu verlieren, wenn der Deich durchbricht; nicht so die später gekommenen Handwerker, Häusler, oder Pächter.

Uebri-

*) Man s. einen vorhergehenden Aufsatz: Ueber das Recht der Menschheit u. s. w. . . . An Hrn. B. Biester. M.

**) Man s. einen andern der vorhergehenden Aufsätze: Ueber die gänzliche Aufhebung des Droit d' Aubaine. M.

Uebrigens, dünkt mich, verstehet es sich von selbst, daß der Zeitpunkt, wann die Gesellschaft der Landeigenthümer sich schließt, mit dem Augenblicke da ist wo alles Land getheilet ist; und daß, wo noch Land übrig ist, diese Gesellschaft immer wachsen könne. — Es ist daher auch ein sehr unerheblicher Einwurf, daß die Nordamerikaner ungroßmüthig und thöricht handeln würden, wenn sie den sich dort ansiedelnden neuen Kolonisten mit sonderbaren Bedingungen beschwerlich fallen wollten. Denn, da Jene das Obereigenthum von vielen Wüsteneyen besitzen, welche noch unvertheilet sind: so können und müssen, nach einer gesunden Politik, den später Ankommenden ganz andre Bedingungen zugestanden werden, als da wo alles Land bereits seinen Privateigenthümer hat; und von einem solchen Lande habe ich allein geredet.

Hier scheint es mir auch so wenig ungroßmüthig als grausam zu seyn, wenn die Interessenten einer Steppe oder Heide, sie seyen nun Jäger, Hirten, oder Landeigenthümer, zu den ankommenden Fremdlingen, die von ihnen einiges Land zum Anbau verlangten, sagten: „Wir wollen euch so und so viel Ackerland geben, „aber Ihr sollet dagegen alle Wege in der Steppe bessern, damit wir so viel bequemer jagen können; dabey „sollt Ihr euch aller Jagd enthalten." — Erhält nicht der Mensch der sich diese Bedingung gefallen läßt, seine Vergütung dafür im voraus? und seit wann ist der Kontrakt worin der Pächter alle Beschwerden und Unglücksfälle mit übernimmt, für unbillig oder ungültig erkläret worden? Ist es nicht im Grunde doch der Eigenthümer der die Beschwerden und Unglücksfälle trägt, da er von seinem Pächter so viel weniger Pacht erhält, als jene möglichen Beschwerden und Unglücksfälle betra-

gen können? Und steht dem Pächter, wenn ein ganz außerordentliches Unglück eintritt, eine andre Ausrede zu, als: dieses steht nicht in meinem Kontrakte? — Mit Recht verlangten die steuerbaren Unterthanen in Frankreich, als die Wege in der Steppe durch Erdbeben und Fluthen von Grund aus verdorben waren, daß die Befreyeten ihnen zu Hülfe kommen sollten, weil ihr Kontrakt nicht auf solche ungewöhnliche Fälle ginge. Konnten sie aber die nehmliche Hülfe fordern, so lange die Wege in erträglichem Stande waren?

Die Erscheinung solcher Kolonen in der Volksversammlung, und die Verwaltung öffentlicher Aemter fällt von selbst weg, weil sie dergleichen Lasten zu übernehmen so wenig schuldig als vermögend sind; oder sie müßten ihnen auch durch den Kontrakt aufgebürdet seyn. — Die Rede ist hier nicht von besoldeten Dienern des Staats, oder von Abgeordneten welche Diäten erhalten. Bey diesen kann die Geschicklichkeit den Mangel des Landeigenthums ersetzen; aber, wo der Landeigenthümer jede Art der Vertheidigung und Verwaltung unbesoldet verrichten muß, da kann Einer seiner bloßen Geschicklichkeit halber nicht gezwungen werden mitzuwirken. Und gewiß waren in der ältesten Verfassung die Ehrenstellen Reihelasten; man hatte sich lange mit eigner Faust vertheidigt, ehe man Söldner gebrauchte, und den Ersten um so viel mehr Ehre gegeben, je weniger man sie mit Gelde belohnte.

Die übrigen Einwürfe übergehe ich, weil ich offenbar sehe daß Herr K** mich mißverstanden hat. Ich rechne so wenig jemanden bloß seiner Geburt wegen zu jener ersten Klasse, als ich die jüngern Kinder eines Aktionärs zur Kompanie rechne, wenn der älteste die Aktie

allein

allein geerbt hat *). So ist es in England, wo sogar der Sohn des Königs nicht wegen seiner Geburt, sondern wegen seines Herzogthums, im Oberhause sitzt. So war es auch vordem in Deutschland; und noch muß ein Fürst fürstenmäßige Güter, so wie der Landedelmann ein Landtagsfähiges Gut besitzen, wenn er aller Vorrechte seiner Klasse genießen, und in der Reichs- oder Landesversammlung stimmen will. Den Edelgebornen lege ich bloß persönlichen Adel bey, so wie der Engländer ihnen den Titel Gentleman giebt; und unter dem Erbadel verstehe ich das Vorzugsrecht, welches mit der Landaktie vererbt. Jener sollte mit der Person aussterben; und, wenn die Franzosen diese Gränzlinie angenommen hätten, so würden sie ihren Zweck mit allgemeiner Zufriedenheit erreichet haben: anstatt daß sie jetzt ein Wort verbannet, und die Sache gelassen **) haben. Denn, der große Eigenthümer wird doch in der That Tréfoncier bleiben, und ein starkes Uebergewicht über andre Menschen behalten, wenn er auch nicht mehr noble genannt wird.

Eben so rechne ich zu jener zweyten Klasse Keinen bloß seiner Geburt wegen; sondern jeden, der nicht so viel ächtes Landeigenthum hat, daß er zum Deichbande oder Heerbanne in Person aufgeboten werden kann: er sey

*) Ich muß mich hier auf eine andre Abhandlung: „Warum bildet sich der Deutsche Adel nicht nach dem „Englischen?" in den Patriotischen Phantasieen, Th. IV. S. 246 beziehen.

**) Die Franzosen haben zwar Winke genug gegeben, daß sie den großen Eigenthümern auch zu Leibe wollen, indem sie die Testamente verboten, die Fideikommisse für nichtig, und alle Kinder für gleiche Erben erkläret haben. Sie haben aber doch diese Zerstörung des großen Landeigenthums der Zeit überlassen.

sey ein bloßer Pächter, oder ein Kleiner, der etwa $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, oder $\frac{1}{32}$ seiner Nothdurft hat, dergleichen es in allen Ländern unter verschiedenen Namen in Menge giebt. Und die Franzosen haben ja selbst, auf eine ähnliche Art, den aktiven Bürger von dem bloßen Menschen unterschieden. Alle diese setze ich in die Klasse der spätern Ankömmlinge, weil schon vor ihnen andre da gewesen seyn müssen, welche sie verhindert haben ihre ganze Nothdurft zu nehmen.

Gesetzt auch, ein Land hätte die Verfassung, wie das Land der ehemaligen Franken, daß der Besitzer von 12 Mansis im Harnisch erscheinen müßte; oder, wie das Herzogthum Bremen, worin nur der Besitzer von 12 Höfen eine Stimme in der Landesversammlung hat; oder auch, wie mehrere Handelskompanieen, daß nur der Besitzer von 12 Aktien Direktionsfähig seyn solle (wie die Lokalumstände dieses ganz natürlicherweise mit sich bringen können): würden hier nicht ebenfalls unterschiedne Klassen entstehen? oder würde man sagen, jeder gute Groschen ist so viel als ein Friedrichsdor, weil beides Münzen, und auf einerley Art gepräget, sind? Und ist es mit dem Schlusse der Franzosen, daß alle Menschen gleich sind, anders beschaffen? Der Mensch kann auf verschiedene Weise angeschlagen werden: zum Tanzen anders, wie zur Musik; und es kömmt auf den Zweck an, welchen die Gesellschaft bey ihrer Auswahl hat.

Und was verliert die zweyte Klasse bey dem allen? Sobald ihr etwas über ihren Kontrakt aufgebürdet werden will, tritt sie als ein freyer Stand auf, der so gut das Recht zu bewilligen oder zu verweigern hat, als die erste Klasse. Sobald sie mit thaten soll, sagten die Alten, muß sie auch mit rathen; und dies ist der natürliche Ursprung des tiers état. Er ist nach dem Ver-

hält-

hältnisse gestiegen, als der Geldreichthum sich dem Landeigenthume genähert hat, die Geldsteuern den Landdienst verdränget haben, und die Kriege durch Söldner geführet worden. Für Sold dienten Ritter von Adel, von bürgerlichem und vom Bauernstande *); und Herr K** vermischet gewiß den Allodial- Lehn- und Söldnerdienst, wenn er mich fragt: ob die ehemaligen großen Armeen aus lauter Edelleuten bestanden hätten?

Die Rechte einer edlen Geburt setze ich bey dem Allen nicht außer Betracht. Alle Europäische Völker haben darauf zu jeder Zeit zurück gesehen; und die Achtung welche man für dieselbe hegt, scheinet eben so in der Empfindung des Menschen zu liegen, wie die Ehrfurcht welche man dem Alter beweiset, und welche nicht dadurch geschwächet wird daß viele Alte zuletzt Kindisch werden. Lessing zeigte, daß man eine ganze Nation hassen, und jedes Individuum derselben lieben könne **); und so scheint es mir auch umgekehrt, daß man die hohe Geburt achten könne, ohne einem einzigen Hoch- und Wohlgebornen, wenn er es sonst nicht verdient, eine gleiche Achtung zu bezeugen. Was sich sonst von dem Vorzuge der Geburt sagen läßt, hat der Herr Ober-

*) Heinrich Geßler, Syndikus des großen Raths zu Strasburg, unterscheidet in seinem Formularbuch (Strasburg 1493) diese dreyerley Ritter folgendermaßen:
Edel, dem Edlen und Strengen,
Bur, dem Strengen und Vesten,
Burger, dem Strengen.

**) Dies geht auf eine Nachricht, welche ich in der Berl. Monatsschrift Januar 1791 Nr. 4, von einer „Predigt Lessings über zwey Texte" gegeben hatte, in welcher jener Gedanke herrschte. N.

Oberappellationsrath von Ramdohr *) zu gründlich vorgetragen, um darüber noch etwas Erhebliches sagen zu können. — Wenn ich aber wünsche, daß der Adel welchem Geburt Bedienungen oder Briefe geben, mit der Person die ihn erhält, erlöschen möge, falls er nicht in der Folge mit einer standesmäßigen Landaktie verbunden wird; so geschieht dieses aus der Besorgniß: daß, wie in Frankreich alle Edelleute Menschen, so zuletzt in Deutschland alle Menschen Edelleute werden mögten.

*) In zwey Aufsätzen der Berl. Monatsschrift 1791, Februar Nr. 5, und März Nr. 6. N.

Der arme Freye.

Eine Erzählung.

Jean le Grand war zu Corcieres geboren, einem Dorfe in Bourgogne, welches der Benediktinerabtey St. Claude am Berge Jura gehörte; und worin keiner Jahr und Tag wohnen konnte, ohne derselben Leibeigener zu werden *). Die Ländereyen des Dorfs gehörten insgesammt der Abtey; und diejenigen Bauern welche dieselben zuerst urbar gemacht, hatten sich jene Bedingung zu einer Zeit gern gefallen lassen, wo sie froh gewesen seyn mußten ein bischen Acker- und Wiesenland zu erhalten, und unter den Schutz eines Klosters zu kommen: welches für seine Leute besser sorgte als mancher Fürst oder Herr, der sich durch seine häufigen Fehden damals oft in große Kosten stürzte, und darüber seinen Schutzverwandten mit Bitten und Borgen zur Last fiel.

Sein Vater hatte sich jedoch, bey seiner Verheyrathung, die Erstgeburt frey bedungen, und diesen seinen Erstgebornen zu Genf erziehen lassen: wo er Gelegenheit gehabt hatte den großen Philosophen zu hören, welcher die Freyheit und Gleichheit der Menschen, so viel möglich, zur einzigen Grundlage aller bürgerlichen Einrichtungen zu machen wünschte. In dieser Schule waren nun aber seine Empfindungen dermaßen erhöhet worden, daß er, wie sein Vater starb, und außer ihm keine

*) Man s. Dissertation sur l'Etablissement de l'Abbaye de St. Claude. 1772.

keine Kinder hinterließ, sich nicht entschließen konnte nach Corcieres zurückzugehen, um den Abt zu bitten ihm das Recht eines Leibeignen wieder angedeihen zu lassen, und ihm sonach seines Vaters Verlassenschaft (welche mit seinem Tode, in Ermangelung huldiger und höriger *) Erben, der Abtey verfallen war) aus Gnaden zuzuwenden.

Die Erbschaft war indeß zu beträchtlich, um nicht zu versuchen ob er nicht auch als ein unhöriger freyer Mann dazu gelangen, und wenigstens diejenigen Güter welche sein Vater außerhalb der Börde Corcieres besessen hatte, und die von der Abtey nicht herrührten **),

erhal=

*) Der Erbe muß seyn huldig und hörig nach dem Hofe: ist ein Grundsatz aller Hofrechte, in Frankreich wie in Deutschland. Keine Erbschaft ward aus einer Hulde oder Pflege in die andre verabfolgt; und die Hörigkeit oder Suitas des Erben war in den alten Zeiten, worin man von den Begriffen der väterlichen und herrlichen Gewalt ausgegangen war, eine nothwendige Bedingung. Der Präter zu Rom erbarmte sich zuerst der Emancipatorum; und mit der Zeit hat man auch anderwärts die Erbschaft an Unhörige und Unholde gegen ein Abzugsgeld ausfolgen lassen. Verschiedne Städte erhielten es auch von ihren Schutzvögten, als ein besonderes Privilegium, daß die Erbschaften daraus an die nächsten Verwandten verabfolgt werden sollten: wodurch viele Leute angelockt wurden, sich darin niederzulassen.

**) Auch dergleichen Güter gehörten unter den Sterbfall; wie solches das Parlement zu Besançon lange vorher den 20 Dez. 1679 in einer andern Sache erkannt hatte. In dem Urtheile heißt es: Que Dame Claudine, veuve du noble Louis de Bosset, n'étoit pas recevable, tant à la main morte qu'à l'échute par elle prétendue de la Combe-famin, meix, maisons et heritages. Combefamin lag außerhalb der Börde

der

erhalten könne. Er reisete also, sobald er konnte, nach St. Claude, wo ihn der Großprior, der ein beständiger Freund seines Vaters gewesen war, mit einer mehr als gewöhnlichen Höflichkeit aufnahm, und sich recht von Herzen freuete dem Sohn seines Freundes einige angenehme Dienste erweisen zu können. Allein nicht sobald waren die ersten Freundschaftsbezeugungen vorüber, als Jean le Grand auf den Zweck seiner Reise einlenkte, und nach und nach über die große Wahrheit: daß die Freyheit ein unveräußerliches Recht des Menschen, und nichts billiger sey als daß ihm als einzigem Sohne die väterliche Erbschaft verabfolget werde, — in ein solches Feuer gerieth, daß es wenig fehlte, sie hätten beide ihr Frühstück darüber vergessen.

Der Großprior, ein gutmüthiger Mann, welchen das funkelnde Auge des jungen Mannes nicht wenig besorgt machte, antwortete ihm mit der äußersten Gutheit: „Er scheine sich einen gar zu fürchterlichen Begriff „von dem Leibeigenthume zu machen, welches wohl „mehr von dem Namen, als der Sache selbst, herrühre; „ehedem seyen die itzt sogenannten Leibeigene, Angehörige, Pflegbefohlne, Hausgenossen, „Schutzverwandte, oder auch wohl Kinder der „Abtey genennet, und zur Familie*) des Klosters „gerech=

der Abtey, St. Oyan; und hatte ein weitläuftiges Meix, oder manoir commun, worin die Luft leibeigen macht. Ein Leibeigner der Abtey hatte diese Herrlichkeit für freyes Gut besessen; und Dame Claudine, als seine nächste unhörige Verwandtinn, machte Anspruch darauf, nachdem die Abtey solche in den Sterbfall gezogen hatte.

*) Von Familie seyn, hieß ehemals so viel, als zum Hausgesinde eines Herrn gehören. De familia Principis, hieß von guter Familie.

„gerechnet worden. Nach und nach aber, wie jene „Benennungen ihren ehemaligen Gehalt verloren hätten, „habe man solchen Menschen, zu genauerer Bestimmung „ihres Standes, den Namen Leibeigene gegeben. In „der That aber bezeichneten alle diese Benennungen nur „einerley Sache: nehmlich das damalige Band zwischen „dem Schutzherrn und seinen Untergebenen; und sowohl „der Sterbfall als die Einfahrtsgelder (Lods et ventes) „seyen nur Symbole jenes Bandes, und einigermaßen „Vergütung für den Schutz welchen ihnen die Abtey „leiste, die für sie ihren Schutzvogt zum Heerbann ab„schicke, und dem Staate für sie bürge. Dieses Band „sey aber nichts härter, als das zwischen Eltern und „Kindern, oder zwischen einem Herrn und seinem Ge„sinde: die Abtey erlaube ihren Leibeignen, im Leben „über das Ihrige frey zu disponiren, und sich sogar „aus den Kindern, welche sie noch am Tische hätten *), „einen Nachfolger zu dem unterhabenden Hofe zu wäh„len; und diejenigen welche den Tisch verließen, würden „von den Eltern nach Vermögen ausgesteuret. Was „diese allenfalls im Erbtheile verlören, käme ihren zu„rückgebliebenen Geschwistern wieder zu gute; und die „Abtey erbe nicht eher, als bis gar keine hörige Er„ben mehr vorhanden wären. Sogar ertheile dieselbe „auch in Nothfällen dem Hofesbesitzer die Erlaubniß „zum

*) Dieses ist ein besonderes Recht zu Corcieres, welches von andern Eigenthumsrechten abweicht. Man sieht aber wohl, daß mit dem Abgehen vom Tische, eine Gränzlinie inter suos et emancipatos hat gezogen werden wollen. In Westphalen heißt es: Veranderfetten. Beym Sterbfalle kann es oft darauf ankommen, ob ein Kind sich bereits veranderfettet habe oder nicht. Erstenfalls beerbt es der Gutsherr; letzternfalls, der Vater oder der nächste Erbe im Gehör.

„zum Verkauf desselben; und gestatte den abgehenden „Kindern, wenn sie aus dem Hofe heyratheten, sich ihr „künftiges Erbrecht dadurch vorzubehalten, daß sie die „erste Brautnacht auf dem Hofe zubrächten *), und „damit gleichsam öffentlich erklärten, daß ihre Nachkom„men, als in der Hofhörigkeit erzeugt, angesehen wer„den sollten."

„Ihr Stand sey auch nicht so gar niedrig, wie er „glaube; fast alle Städte seyen zuerst aus Pflegen „erwachsen, worein sich ehedem alle Leute, welche nicht „im Stande gewesen wären, auf ihre eigne Kost mit in „den Heerbann zu ziehn, hätten begeben müssen, um „mit gesammter Hand ihren Mann oder Voigt zu stel„len; bis das aufgekommene Geld und der Lehndienst „die große Revolution in dem Heerbannsdienste hervor„gebracht habe. Es habe angesehene Lehnleute und „Kronvasallen gegeben, welche homines ligii, oder was „einerley ist, leibeigen gewesen, ob sie gleich nicht so „genannt worden, und die noch itzt dem Sterbfalle

Z 2 „(Heer-

*) La fille serve se fait expédier par un Notaire l'attestation, qu'elle a passé la premiere nuit de ses nôces dans la maison de son Pere; ils appellent cela Acte de *Repret*. Man s. die vorangezogene Dissert. S. 24 im Anhange. Wahrscheinlich liegt hierin der Grund zu dem sogenannten Droit de Seigneur, oder dem Costum in the Mannor; und es ist traurig, daß die Spötter aus einem so edlen und sprechenden Symbol, womit sich die Völker, ehe sie schreiben konnten, so gut behalfen, gerade eine der unmoralischsten Handlungen gemacht haben. Daß das Recht der ersten Nacht zu manchen Scherzen Anlaß gegeben hat, läßt sich denken; wie auch, daß man diese Ceremonie mit Gelde lösen, und sich darüber von der Abtey einen Schein geben lassen konnte, welcher dann die Stelle des Notariat-Zeugnisses vertrat. Forderte aber der Abt zu viel Löse-geld, nun so ging man zum Notar, der es wohlfeiler gab.

„(Heergewedde, Heriot - Coſtume) unterworfen
„wären, auch (wenn gleich unter einem andern Namen)
„Lods und Ventes bezahlten, ohne ihre perſönliche Ehre
„zu verlieren. Und es gebe zu Corcieres ſogar Leibei-
„gene, die außerhalb der Pflege wiederum ganze Herr-
„lichkeiten mit Pflegen und Leibeigenen beſäßen. Die
„Abtey erlaube ihnen, jährlich ihren Syndikus zu er-
„wählen *); halte ihnen einen Richter, vor welchem
„ſie Recht geben und nehmen könnten; ernähre ihre
„angehörigen **) Armen, und verhindere manchen
„Verſchwender ſeinen Hof zu verſchulden, oder ſonſt zu
„Grunde zu richten. Die Natur ſelbſt ſcheine es zu
„fordern, daß ſchwache Menſchen ſich in Pflegen zu-
„ſammen halten müßten, um ſich ſo viel beſſer verthei-
„digen zu können; und, daß der Herr der ihnen ſeine
„Ländereyen zum Bau übergebe, ſich zur Urkunde ſeines
„Eigenthums, und damit ein freyer Mann ihm ſolches
„mit Ablauf der Zeit nicht entziehen möge, gewiſſe Rechte
„über ihre Perſonen vorbehalte, rühre nur vielleicht von
„dem Stile der Zeit her, worin man noch keine Proto-
„kolle geſchrieben, und keine Territorialhoheit, ſondern
„bloß herrliche und väterliche Gewalt gekannt habe."

Allein

*) Dieſes Recht iſt eines der wichtigſten. Denn dadurch daß die Leibeigenen eines Amts oder Kirchſpiels eine privilegirte Geſellſchaft ausmachen, und einen Syndikus wählen, wird verhütet, ne ſinguli vincantur. Die Rittereignen haben dieſes Recht nicht; wohl aber die Hofhörigen, die unter einem Meyer ſtehen, welcher für ſie, wie insgemein der Ausdruck heißt, ein Pferd zu Tode zu reiten Amtshalber ſchuldig iſt.

**) Nach dem bekannten und vernünftigen Geſetze: Ut unusquisque fidelium noſtrorum ſuum pauperem de beneficio aut de propria familia nutriat, et non permittat alibi ire mendicando. Capit. anni 805, §. 10.

Allein der Großprior mogte sagen was er wollte; Jean le Grand schauderte vor dem bloßen Namen Leibeigen durch und durch, und er verließ endlich das Zimmer mit den Worten des Scythen beym Voltaire:

Le ciel en le créant, forma-t-il l'homme esclave?
La nature qui parle, et que sa fierté brave,
Auroit-elle à la glebe attaché les humains,
Comme les vils troupeaux mugissans sous nos mains?

Mit diesen Gesinnungen eilte er dann zu seinen Verwandten nach Corcieres; und brachte nicht allein die dortigen Einwohner, sondern auch die zu Lamoville, Boisdamont, Morbiers, Bellefontaine, und in andern Dörfern welche der Abtey gehörten, dahin, daß sie sich an den König wendeten, und ihn baten, nach dem Beyspiel des Königs von Sardinien *), den Leibeigenthum im ganzen Reiche aufzuheben, und was seine Vorfahren längst befohlen **), in Erfüllung zu bringen.

*) Durch ein Edikt vom 20 Jänner 1762.

**) Nach einer Verordnung von Ludewig X, und Heinrich II. Man s. Ordonnances du Louvre, t. I. S. 183. Die königliche Verordnung ging jedoch nur auf seine Domanial-Eigenbehörige, und erlaubte jedem nur sich frey zu kaufen. Auch in dem Entwurfe einer Verordnung vom J. 1560, welche den Präsidenten Lamoignon zum Verfasser hatte, und wornach die Leibeigenschaft ganz aufgehoben werden sollte, hieß es §. 4: Et pour aucunement recompenser les Seigneurs, du préjudice qu'ils peuvent ressentir à cause du dit affranchissement, toutes les fois que les héritages, affectés de la dite condition servile, changeront de main, par succession collatérale, dispositions entre vifs ou testamentaire, échange, vente, et par quelque autre maniere que ce soit, que par donation et succession directe, ascendante et descendante, il

Um die Sache besser zu betreiben, reiste Jean le Grand selbst mit diesem Gesuche nach Paris. Allein der König wies die Sache an die Gerichtsstelle wohin sie gehörte, und wo le Grand von Rechtswegen abgewiesen ward. Der Prozeß hatte ihm indeß viel gekostet; und er sah sich bald genöthigt Paris zu verlassen, und anderwärts Dienste zu suchen um zu leben: so gern er auch, als sein eigner Herr, ein eignes Rittergut besessen hätte.

Ein gewisser Kaufmann in Lyon, Namens la Place, der eine große Fabrik hatte, und welchem seine gute Miene gefiel, nahm ihn endlich auf, als er hörte daß er von Jugend auf zur Handlung bestimmt wäre, und sich die dazu erforderlichen Fertigkeiten erworben hätte. Hier gefiel es ihm so gut, besonders da er sich einbildete von der 16jährigen Tochter seines Prinzipals einen vielbedeutenden Blick empfangen zu haben, daß er lange an kein Weggehen dachte. Bald aber machte es ihm unendliche Quaal, zu sehen, daß die vielen armen Menschen bey der Fabrik, mit Aufopferung aller ihrer Leibeskräfte, täglich nicht viel mehr als das liebe Brot verdienten, während auf der Tafel seines Prinzipals der größte Ueberfluß herrschte. Diese entsetzliche Ungleichheit, daß zwölfhundert Menschen welche sich von der Fabrik ernährten, darben müßten um Einen reich zu machen, fiel ihm unerträglich; und er konnte sich nicht enthalten, bisweilen mit den armen Leuten zu murren, und seinem Prinzipal darüber Vorwürfe zu machen.

Dieser

il sera payé au Seigneur par le nouveau tenancier, un Droit de Lod à raison du douzieme denier, du prix des ventes et du retour des échanges, et dans les autres cas sur pied de la valeur des héritages au denier vingt.

Dieser warnte ihn mehrmals, die Arbeiter nicht schwürig zu machen; und sagte ihm: „Es könne bey „großen Fabriken nicht anders seyn, wenn sie mit an„dern Preis halten wollten. Jeder Fabrikant verdiene „ihm täglich nur einen Stüver, welches freylich des „Jahrs, da ihrer 1200 wären, eine beträchtliche „Summe austrage; aber er könne doch jedem auch nicht „so viel mehr geben, wenn er sich nicht in die Gefahr „setzen wolle, durch irgend ein Unglück in dem Laufe der „Handlung selbst zu Grunde gerichtet zu werden; und „wenn er dann seine Fabrik aufgeben müsse, so würden „die armen Leute gar kein Brot haben. Diese selbst „würden auch bey einem bessern Auskommen sich nicht „so sehr angreifen, und ohne die äußerste Noth nicht „vom Anbruch des Tages bis in die Nacht hinter ihrem „Webestuhle sitzen. Um ihn hiervon zu überzeugen, „wolle er den Leuten einmal ein Wochenlohn schenken; „und er solle selbst sehen, daß sie nicht eher wieder zur „Arbeit kommen würden, als bis sie es verzehrt hätten."

Allein auch diese Probe überzeugte den jungen le Grand nicht. Er glaubte immer, die produzirenden Fabrikanten müßten den Vortheil genießen, welchen ihr Prinzipal der nichts dazu thäte, unverdient genösse; sie müßten gleichsam eine Demokratie unter sich ausmachen, und den Vortheil welcher durch ihre Arbeit gewonnen werde, in eine Gesammtkasse legen, woraus hiernächst ihre Kinder ausgesteuret und ihre Armen verpfleget würden.

Hier konnte sich der Prinzipal des Lachens über den theoretischen Einfall nicht enthalten, und ihm in Scherz zu antworten: „Jede Fabrik und jeder Handel „wolle monarchisch geführt seyn. Direktoren einer „Kompanie, wenn sie vollkommen ehrliche Leute wären,

„dächten immer nur daran sich außer Verantwortung
„zu setzen, und unternähmen nichts als mit der größten
„Sicherheit; dieses sey aber so wenig der Weg, bey der
„Handlung zu gewinnen, als im Kriege zu siegen. Zu
„allen mißlichen Unternehmungen wäre ein großer Mann,
„ein Monarch, nöthig, der etwas auf eigne Rechnung
„und Verantwortung wagen könne; oder von zehn ge=
„riethe nur eine. Er wolle, wenn es darauf ankomme,
„sein ganzes Vermögen unter die Fabrikanten vertheilen;
„aber auch darauf wetten, daß die ganze Fabrik in we=
„niger als zehn Jahren bloß aus der Ursache völlig zu
„Grunde gehen würde, weil die Direktoren nichts wür=
„den wagen wollen."

Wie aber dem ungeachtet le Grand nicht aufhörte, die Arbeiter durch sein beständiges Zureden: daß es die höchste Ungerechtigkeit sey, daß 1200 Menschen darben müßten, um Einen reich zu machen, aufzuwiegeln; und la Place merkte, daß er mit der Zeit in dem Taumel der Freyheit, und dem Traume von der Gleichheit der Menschen, wohl dreist genug seyn würde sich bey guter Gelegenheit an seine Tochter zu wagen: so ertheilte er demselben geschwind seinen Abschied, welchen dieser mit dem Schein der Freude annahm; so sehr es ihn auch heimlich schmerzte, sich sofort, ohne von dem Gegenstande seiner Hofnung zuvor noch einen Blick zu erhalten, entfernen zu müssen. Um sich jedoch an seinem gewesenen Prinzipal noch einigermaßen zu rächen, lehnte er das Geschenk zur Reise, was dieser ihm machen wollte, mit Verachtung ab. Es schickte sich auch für einen freyen Mann nicht, Geschenke anzunehmen.

In dem Hause des la Place war er indeß mit einem Deutschen Kaufmanne aus Schwerin bekannt geworden, welcher ihm oft gesagt hatte, daß in Deutschland sehr viele Franzosen als Lehrer ihrer Sprache ein gutes Auskom=

kommen hätten. Da er ohnehin eine große Neigung fühlte, in die freye weite Welt zu gehen; so machte er sich gleich des andern Morgens früh auf den Weg zu diesem seinen Bekannten: welcher ihn auch bald bey Herrn von B**, einem Meklenburgischen Edelmanne, anbrachte, der eben Jemand suchte welcher seinen Kindern die Französische Sprache beybringen sollte. — Aber wie groß war sein Erstaunen, als er nach einem kurzen Aufenthalte hörte, daß der Edelmann Herr von 200 Sklaven sey, die unter seiner Zuchtruthe ständen, und ihm seinen Acker bauen müßten. „Dieses," dachte er, „geht „über Alles! Herr la Place konnte doch weiter nichts „thun, als die Arbeiter bey der Fabrik verabschieden, „wenn sie es nicht so machten als er es haben wollte; „aber sie durch Leibesstrafen zu bessern, diese selbst zu „erkennen, und auch in dem Augenblick des Erkenntnisses vollziehen zu lassen: das ist wider alle Menschen„rechte; das hätte der Abt von St. Claude nicht wagen „dürfen, oder ..."

In dem Augenblick, wo er sich auf einem einsamen Spatziergange so mit sich selbst unterhielt, begegnete ihm Herr von B**; und wie man von demjenigen leicht redet, wovon der Kopf voll ist: so schüttete auch le Grand die Gedanken aus, die er so für sich allein gehabt hatte. „O mein lieber Freund," erwiederte dieser, „von diesen „sogenannten 200 Sklaven würde vielleicht keiner gebo„ren seyn, wenn meine Vorfahren die ihrigen nicht mit „Kühen und Pferden, mit Wagen und Pflügen, und mit „allem was sie sonst nöthig hatten, zuerst verleget, und „ihnen Häuser gebauet hätten. Eben das muß ich noch „jetzt thun, so oft es ihnen daran fehlt. Niemals aber „kann ein vernünftiger Wirth so etwas unternehmen, „wenn er mit jedem lüderlichen Kerl unter ihnen zu Ge„richte gehen, oder wohl gar eine Anzahl Geschworner

„versammeln, und von diesen erst zu Rechte darüber er„kennen lassen sollte, ob er jenen züchtigen lassen dürfe „oder nicht. Unter so vielen Menschen findet sich leicht „täglich einer, der mein ihm anvertrauetes Gut vernach„läßiget, schlecht behandelt, oder muthwillig verdirbt; „und wahrscheinlich würde dieses noch zehnmal schlim„mer seyn, wenn ich keine eigne Macht über sie hätte. „Hier hat man keine andre Wahl, als entweder den „ganzen Verlag zu unterlassen: und dann würden die „armen Menschen ohne Brot seyn; oder sich unendlichen „Verdrießlichkeiten auszusetzen: und Sie mögen Selbst „urtheilen, was ich bey dieser Wahl thun würde. Ein „vernünftiger Wirth wird sich ohnehin seines eignen Vor„theils wegen zu mäßigen, und Belohnungen und Stra„fen so zu gebrauchen wissen, daß sowohl er als seine „Leute dabey bestehen können. Diese, denen ich das „Meinige auf ihre bloße Haut borge, müssen mir auch „mit ihrer Haut haften; und sie danken Gott, daß ich „ihnen Kredit darauf gebe."

Um jedoch den Franzosen noch mehr zu überzeugen, ließ er einige seiner Leibeignen in Gegenwart desselben vor sich kommen, und stellete ihnen vor: „Wie da ein Mann „aus Frankreich gekommen wäre, welcher glaube daß „alle Menschen frey seyn müßten. Da er ihnen nun „alles Gute gönne, so erlaube er ihnen, mit Weib und „Kindern in völliger Freyheit wegzuziehen, und mit Je„nem nach Genf zu gehen; seine Pferde und Kühe, und „was sie noch mehr von ihm zum Bau ihres Ackers er„halten hätten, könnten sie nur an seinen Verwalter ab„liefern." „O Herr," antworteten diese: „der junge „Herr da mag wohl noch nicht viel in der Welt versucht „haben; wohin sollen wir mit ledigen Händen gehen? „Wer wird uns mit Allem versorgen, wie Sie, gnädiger

„Herr,

„Herr, gethan haben? Und sind wir im Stande, für
„uns selbst etwas anzufangen?“

„So habe ich es immer mit meinen Leuten gehal-
„ten,“ fuhr Herr von B** fort: „ich lasse sie frey
„ziehen, aber sie müssen mich erst bezahlen; und bediene
„mich nur meines Eigenthumsrechts über sie, wenn sie,
„auf meine Kosten ernährt und groß gemacht, ohne Ab-
„schied davon laufen wollen. Der Staat legt mir die
„Pflicht auf, meine Leute zu ernähren, und sie nicht
„meinen Nachbarn vor die Thüre zu schicken; ich hafte,
„nach dem Verhältnisse meiner Hufen, für die öffentlichen
„Ausgaben; ich muß Rekruten und Fuhren stellen, wenn
„es die gemeine Landesnothdurft erfordert: und so,
„denke ich, sey es doch wohl billig, daß ich die unum-
„gänglich nöthige Macht habe meinen Haushalt in Ord-
„nung zu halten. Die Gesetze verstatten dem Vater eine
„gewisse Macht über seine Kinder, wie dem Herrn über
„seine Knechte; und rechnen darauf, daß hier das eigne
„Interesse, wie dort die Liebe, allen Mißbrauch dieser
„Macht abwenden werde; auf den Nothfall aber tritt
„auch das Amt der Obrigkeit ein; und überhaupt sind
„die Menschen nicht so gut und nicht so böse, wie man
„sie sich wohl gedenkt. Ihre unendliche Mischung, ihre
„gegenseitigen Bedürfnisse, ihre Schwächen und Größen
„machen, daß sich Arme und Reiche noch so ziemlich mit
„einander vertragen; und vollkommen ist nichts in der
„Welt: wenn es anders eine Vollkommenheit seyn wür-
„de, daß alle Menschen gleich reich wären, und keiner
„dem andern die Schuh flickte.“

„O Freyheit, Freyheit, edles Gut!“ rief hier
Jean le Grand; und meinte, es wäre doch besser, wenn
die Leibeignen das Land was sie für andere baueten, ge-
gen einen gewissen feststehenden Zins erblich unterhätten:
indem

indem sie alsdann ohne Zuchtruthe fleißig, und als freye Menschen edler und glücklicher seyn würden. „Dieser „Meinung bin ich auch, schloß Herr von B**; aber „mit meinem Gute läßt sich diese Veränderung so leicht „nicht vornehmen wie Sie wohl denken, wovon ich Ih- „nen die Ursache ein andermal eröfnen werde.“

Um diese Zeit brach der Amerikanische Krieg aus, und le Grand glaubte nun nichts bessers thun zu können, als sich je eher je lieber in ein Land zu begeben, wo die Freyheit solche muthige Vertheidiger fände. Auf seinem Wege aus dem Meklenburgischen nach Holland, kam er durch Westphalen, und es traf sich eben daß er des Mittags zu Osnabrück in einem Wirthshause mit einem Advokaten zu speisen kam, mit dem er sich von dem dasigen Leibeigenthum unterhalten konnte. Diesem hatte er bereits seinen ganzen Lebenslauf erzählt, ehe der Braten auf den Tisch kam, und seine letzten Meklenburgische Schicksale mit der Ahnung beschlossen, daß es in Westphalen wohl noch schlimmer seyn mögte.

„Der hiesige Leibeigenthum,“ antwortete ihm der Advokat, „ist gerade das Gegentheil von dem Meklen- „burgischen. Wenn dort der Gutsherr dem Staate haf- „tet, und dagegen seine ihm zugehörigen Hintersassen „selbst in Ordnung hält; so haften hier die Leibeignen, „wovon jeder seinen ihm anvertrauten Hof erblich be- „sitzt, für alle Landesauflagen. Sie stehen daher un- „mittelbar unter den Landesfürstlichen Aemtern und Ge- „richten; und dem Gutsherrn steht keine Zuchtruthe zu, „die er vielleicht ehedem hatte, als er noch selbst in Per- „son zu Felde zog, und die Dienste des Söldners ver- „richtete: welchen itzt der Leibeigene bezahlt, nachdem „ihm der Gutsherr unter dieser Bedingung den Hof

„erblich überlassen hat. Anfänglich hatte jeder Hof sei„nen besondern Eigenthümer; und dieser war verpflich„tet, in Person zur Landesvertheidigung auszuziehen.
„Wie aber dieser Landdienst selten gebraucht, und so„nach verächtlich ward, besonders nachdem der Kaiser „und die großen Reichsbeamten zu ihren Fehden eigne „reguläre Dienstleute annahmen: so zogen sich die Ei„genthümer von den Höfen vielfältig in jene Dienste*), „und besetzten diese mit bloßen Bauern, die ihnen nach „der damaligen Sitte hörig blieben."

„Wie?" fiel hier le Grand ein, „Sie glauben „also nicht, daß der Leibeigenthum aus einer gewalt„samen Unterdrückung, oder aus einer einfältigen An„dacht, seinen Ursprung genommen habe?" „Nichts „weniger," versetzte der Advokat. „Es läßt sich bey „uns auf das deutlichste zeigen, daß viele Eigenthümer „ihre Höfe aus eben dem Antriebe verlassen haben, „woraus jetzt mancher Edelmann die Amtssässigkeit „flieht. Sie wollten nicht mehr unter dem Heerbanns„obersten oder den Kaiserlichen Grafen stehen**); und „wo Andere sich einem Heiligen übergaben, da war die „Andacht nur ein Vorwand, um aus der Grafenfolge „zu kommen. — Itzt, da die Aemter besser geschlossen „sind, und kein Hof denselben entzogen werden kann, „ent-

*) Dicunt se esse homines Pipini et Ludovici, et tunc profitentur, se ire ad servitium Dominorum suorum, quando alii pagenses in exercitum pergere debent. Capit. III. anni 811. Dieses war die beständige Klage der Grafen zur Zeit Karls des Großen.

**) Dicunt quod contra missos Domini Imperatoris pro heribanno debeant rationem reddere. Ibid. Das rührte daher, weil der Graf in einen Placker ausartete, der seine Bannalisten so lange strapazirte, bis sie ihm zu willen waren.

„entstehet Freyheit und Leibeigenthum auf eine neue Art. „Ein freyer Eigenthümer, der sich in Schulden vertieft „hat, bietet sich oft einem andern zum Leibeignen an, „unter der Bedingung, daß jener seine Schulden bezah„len und ihn gegen einen gewissen Zins auf dem Hofe „lassen solle *). Auf der andern Seite kaufen sich täg„lich wiederum Leibeigne frey; und dieses wird so lange „abwechseln, als reiche Leute arm, und Arme reich „werden."

„Was aber doch manchen Leibeignen bewegt, die „Freyheit nicht zu suchen, ist die Ungewißheit der Rechte „freyer Landbesitzer. Das Eigenthumsrecht hängt vor„trefflich zusammen, und kömmt den Landbesitzern beson„ders gut zu statten, indem es alle Besserung dem Ho„feserben allein zuwendet, die Abfindung seiner Kinder „und Geschwister immer zum Besten des Hofes be„stimmt **); auf die Fälle der zweyten Ehe deutliche „Vor-

*) Wenn man den Leibeigenthum allmählich abschaffen wollte; so würde es nur eines Gesetzes bedürfen: daß kein Hofesbesitzer der frey wäre, oder sich frey gekauft hätte, sich wiederum in den Leibeigenthum begeben solle. Es ist desfalls in den Karolingischen Kapitularien bereits Vorsehung gethan; und man hat in den Westphälischen Gegenden mehrere Freyenrollen, deren Zweck dahin geht zu verhindern, daß der Hof welcher einmal in einer solchen Rolle steht, daraus gerissen, und mit einem Leibeigenen besetzet werde. Vielleicht aber würde man dagegen sagen, daß es die härteste Sklaverey sey, auch nicht einmal über seine eigne Haut disponiren zu können.

**) Da man itzt in den Königl. Preußischen Staaten sich mit Sammlung der Statuten beschäftigt; so ist zu hoffen, daß aus so vielen, von praktischen Menschen herrührenden, Autonomieen endlich ein Satz werde aufgefunden werden, nach welchem die Abfindungen der Brüder

„Vorschriften giebt, und die Vormundschaft dem Guts-
„herrn überläßt. Wohingegen das freye Gut nicht
„leicht auf den dritten Erben kommen kann, wenn es
„durch Gleichtheilungen, durch Rückgabe empfangener
„und verzehrter Brautschätze, durch vervielfältigte Ehen,
„durch die frühe Heyrath des ältesten Sohns als Erben,
„oder auf andere Art, in beständiger Verwickelung ge-
„halten wird. Der Edelmann selbst würde nicht beste-
„hen, wenn er mit seinen Geschwistern gleich theilen
„müßte; und noch weniger ein geringerer Landsasse, der
„die öffentlichen Lasten tragen muß; daher auch die
„mehrsten welche sich frey kaufen, sich die wohl ange-
„messenen Rechte der Leibeignen in jenen Fällen vorbe-
„halten, oder ein Minorat-Fideikommiß stiften, nach-
„dem man es vergessen hat daß die Höfe von Natur
„Staats-Fideikommisse sind."

„Uebrigens genießt der Leibeigne mit dem Freyen
„überall einerley Ehre. Man unterscheidet die Men-
„schen hier bloß nach ihren Höfen; und es würde für
„eine schreckliche Mißheyrath gelten, wenn die Tochter
„eines leibeignen Hofesbesitzers einen freyen Mann
„heyrathete der keinen Hof hätte."

„Unser Herzog hat es jedem Domanial-Eigenbe-
„hörigen freygestellet, ob er den Leibeigenthum abkau-
„fen wolle. So auch das Domkapitel, und mehrere
„Gutsherrn. Verschiedne haben es angenommen; aber
„meh-

Brüder und Schwestern eines Hofeserben zu bestimmen
seyen. Kein freyer Hof kann auf die Dauer bestehen,
wenn jedes abgehende Kind einen Römischen Pflicht-
theil davon erhalten soll; und dem Staate ist doch sehr
viel daran gelegen, daß der steuerbare Hof erhalten
werde.

„mehrere scheuen die Freyheit, weil sie dann sofort nach
„Römischen Rechten beurtheilet werden: welches auf
„die Landbesitzer nicht so wie auf Bürger anwendbar ist.
„Mancher befindet sich auch in seinem gegenwärtigen
„Zustande, worin ihm das Ansehen seines Gutsherrn
„oft Dienste leistet, zu wohl, um eine Veränderung zu
„wagen. Andre wollen lieber ihren feststehenden Erb-
„zins bezahlen, als ein Kapital verzinsen, das sie zum
„Freykauf anwenden müßten; und finden ein gewohn-
„tes Uebel erträglicher, als ein ungewohntes.“

Le Grand schüttelte den Kopf; und ging, nachdem er sein letztes Glas mit einem: Es lebe die Freyheit! geleeret, ohne sich weiter aufzuhalten, nach Amsterdam. Hier wo die Luft frey macht, fiel ihm nichts mehr auf als die Menge von Westphälingern, welche sich halb zu Tode arbeiteten, um etwas zu gewinnen womit sie sich zu Hause in den Leibeigenthum kaufen können; und er fand bald, daß Menschen die nichts hätten, und nicht blutsauer arbeiten wollten, sich dort nicht besser, als die Arbeiter bey der Fabrik zu Lyon befänden. Seine erste Sorge war also ein Schiff zu suchen, welches ihn nach Pensylvanien, wo die Bruderli e keine Knechtschaft gestattet, überbringen sollte. Zu seinem Glücke lag eben eines segelfertig, das nach Philadelphia bestimmt war; und der Schiffer bey welchem er sich meldete, gab ihm sofort die Versicherung, daß er ihn nicht allein mitnehmen, sondern auch an einen ganz rechtlichen Mann verkaufen wolle.

„Wie? Ihr wollt mich verkaufen?“ fragte Jean le Grand. „Ja, mein Herr,“ antwortete ihm der Schiffer. „Da Ihr mir gesagt habt, daß Ihr nicht
„so viel Geld hättet um Kost und Fracht zu bezahlen;
„so ist kein ander Mittel, als daß Ihr euch an mich,

„und

„und ich euch an einen andern verkaufe: auf fünf oder „zehn Jahre, nachdem Ihr eure Zehrung bey mir ein„richten wollt.“ „Mich verkaufen? in einer ganz „freyen Welt? Das hieße ja, im Paradiese verdammt „seyn!„ erwiederte Jean le Grand ganz erstaunt; und entfernte sich mit Schrecken von diesem Manne, der doch weiter nichts forderte, als was alle Schiffer fordern die einen Mann ohne Geld nach Amerika bringen sollen.

In der Hitze lief er zu einem Kaufmanne, den er auf einem Kaffeehause hatte kennen lernen, und erzählte demselben diese entsetzliche Geschichte: mit der Bitte, ihm gegen seinen Wechsel das Reisegeld vorzustrecken. Aber dieser bediente sich gleich seiner eignen Erzählung, und stellte ihm vor, daß der Wechsel eine Verpfändung seiner Person sey, und er denselben ohne Nachtheil seiner Freyheit nicht ausstellen könne. „Um Ihnen „jedoch, so viel ich kann, zu dienen,“ fügte er hinzu, „will ich Sie nach England unentgeldlich überschiffen „lassen, wohin ich eben ein Schiff sende, und wo Sie „vielleicht eine bessere Gelegenheit finden werden nach „Amerika zu kommen.“

Wer war froher als le Grand? Das Vaterland der freyen Britten zu begrüßen, war von jeher sein Wunsch gewesen; und er dankte dem guten Holländer, der ihn sich mit so vielem Anstande vom Halse schaffte, recht herzlich für sein Erbieten.

In London, wo er auf der Themse anlangte, und den Strand hinaufging, erblickte er nun gleich auf jedem Gesichte die offne Miene der Freyheit. Der freye Blick gewisser Mädchen, deren Beruf ihm noch unbekannt war, entzückte ihn über alle Maße; und, wie einige Sänftenträger Seiner Herrlichkeit ihre Dienste an-

anboten, sagte er zu sich selbst: Hier gilt der Mensch doch noch etwas. In diesem Augenblicke, worin er eben mit vielem Vergnügen vor einem Laden verweilte, in welchem allerhand satyrische Bilder auf Fürsten und Fürstinnen aushingen, trat mit einem: wie gehts, Theurester? ein Sharper zu ihm, der ihn gleich für einen Neuling erkannt hatte; und drückte ihm als einem alten Bekannten die Hand so vertraulich, daß er wirklich glaubte den Mann einmal in Paris gesehen zu haben, und mit ihm sogleich Hand in Hand dem Parke zuging. Da er keinen Menschen in London kannte: so kam ihm diese alte Bekanntschaft auch sehr gelegen; aber der Sharper führte ihn in kurzer Zeit so gut herum, daß le Grand Schulden halber nach Newgate wandern mußte, ehe vierzehn Tage verflossen waren.

Hier fand er die Bequemlichkeit nicht, welche er als ein freyer Mann erwarten zu können glaubte *); und der

*) D'après le peu de Pensylvaniens, que renferme la prison de Philadelphie, vous voyez, qu'il ne faudroit point de geole, s'il n'y avoit pas d'étrangers. On pourroit y avoir, comme à Nantuket, une prison dont la porte même seroit ouverte, et dont l'honneur seul et le répentir seroient les gardiens. BRISSOT Nouveau voyage dans les états unis de l'Amerique. T. II, Lettre 32. Eben dieser Verfasser rühmt von dem Zuchthause zu Philadelphia, daß die Flucht daraus sehr leicht sey, Niemand aber solche unternähme, weil er es so gut darin habe. — Aber er hätte auch dabey bemerken sollen, daß dieses der Fall aller angehenden auf das Landeigenthum gegründeten Staaten sey, deren Einwohner nicht entfliehen können ohne ihr Eigenthum zu verlassen; und daß überall, sobald eine vermischte Bevölkerung überhand nimmt, Gefängnisse erfordert werden die nicht offen stehen. In dem alten Deutschlande waren keine Gefäng-

der Gefangenwärter, welcher ihn als einen Franzosen *) sogleich für einen Koch hielt, sagte ihm schon des ersten Abends, als er sich über das elende Essen beklagte, daß er sich was bessers kochen mögte. „Mit Leuten die „nichts hätten, habe er gar kein Mitleid; wenn er je„doch einen Freund habe der ihn unterstützen wolle, „könne er bey ihm Alles haben, wenn es auch eine hüb„sche Gesellschafterinn wäre."

Damit ward abgeschlossen, und der arme le Grand seinen Gedanken überlassen

„Quod genus hoc hominum? quaeve hunc tam barbara morem
„Permittit patria?" —

rif er endlich aus, als er wieder zu sich selbst kam: „Um elender fünf Pfund willen, die ich unvorsichtiger „Weise schuldig geworden bin, mich meiner Freyheit „völlig zu berauben! mich hier so lange schmachten zu „lassen, als es meinem Gläubiger gefällt! mich der „barbarischen Fühllosigkeit eines Gefangenwärters aus„zusetzen! Himmel! das ist ärger als Leibeigenthum **);

fängnisse: die Nichtangesessenen begaben sich in Pflegen, und wurden von ihren Schutz- und Gutsherrn, denen sie zur Rückbürgschaft mit ihrer Haut hafteten, verbürgt; und nur der unangesessene Freye ins Gefängniß geworfen.

*) Die gemeinen Engländer pflegen zu sagen: aus Frankreich kommen nichts als Köche, und aus Deutschland nichts als Fidler.

**) Und doch würde Jean le Grand, ohne eben diese Strenge, nicht für fünf Pfund Kredit erhalten haben. So hart das Verfahren der Engländer auf der einen Seite ist; so wohlthätig ist es auf der andern: besonders in volkreichen Städten, wo Niemand etwas auf sein ehrliches Gesicht geborgt erhalten kann.

„und der Gläubiger ist wahrlich ein so viel härterer
„Gutsherr, je weniger ihm an meiner Erhaltung gele-
„gen ist. Im Mecklenburgischen hätte ich doch noch
„vielleicht die Schuld durch meine Arbeit tilgen können,
„wenn ich sie auch unter einer Zuchtruthe hätte verrich-
„ten müssen; oder ich hätte doch mich des jedem Skla-
„ven zustehenden Rechts zur Flucht bedienen können,
„wenn es mir zu übel gegangen wäre. Aber hier. ...“
Damit warf er sich auf sein elendes Lager, und schlief
zum erstenmal in seinem Leben nicht. Des Morgens
erschien Niemand der sich um ihn bekümmerte, Niemand
der ihn beklagte; und wie ihm, da es eben Sonntag
war, zum Mittagsmahl ein wenig Erbsenpudding, von
einigen Kartoffeln begleitet, gebracht wurde; erinnerte
er sich, daß die Arbeiter bey Herrn la Place es wenig-
stens des Sonntags weit besser gehabt hätten.

Ein Glück war es für ihn zu nennen, daß ihn die
Kerkerluft in Newgate bald ins Grab brachte, und ihn
einer Welt entzog, worin die Freyheit allein keinen glück-
lich, und der Leibeigenthum nicht jeden unglücklich macht;
der Schuldner aber, er sey frey oder eigen, immer übel
daran ist, wenn er nicht bezahlen kann. Der arme
freye Mann! Er starb unbeweint und unvermißt! und
erhielt kaum ein freyes Grab.

Wie

Wie der Unterschied der Stände auch schon in dem ersten Socialkontrakt gegründet seyn könne?

Daß die Noth den Landeigenthümern die Vertheidigung ihrer Ländereyen gegen den Einbruch des Meeres, oder eines andern Feindes, auferlegt habe; und daß dieselben solchergestalt als Landesvertheidiger im ersten Range stehen *): giebt man endlich zu. Nur sind Einige der Meinung: daß, außerdem, alle Menschen gleiche Rechte besitzen müßten, und sich aus freyem Willen nie anders vereinigt haben würden. Aber auch hierin kömmt ihnen die Erfahrung nicht zu Statten, wie ich itzt an einem merkwürdigen Theile des Socialkontrakts einzelner Wohner, dergleichen die alten Deutschen meistens waren, zeigen werde.

Diese hatten sich nehmlich vereinigt: daß sie, wenn Einer von ihnen seine Wohnung durch Feuer, oder sein Schiff, verlieren würde, einander mit einem Hausbalken, oder mit einem Dielenblocke, aushelfen wollten. Karl der Große, welcher alle Vereinigungen fürchtete, ließ diese bestehen; nur wollte er nicht, daß solche künftig unter dem Siegel des Eides fortdauern sollten; vermuthlich um zu verhindern, daß dieselben in Geheime Gesellschaften, welche von den Christen Teufelsgilden genannt wurden, ausarteten. Seine Worte sind folgende:

*) Man s. „Ueber das Recht der Menschheit, u. s. w. an „Herrn Biester." N.

De Sacramentis pro Gildonia invicem coniurantibus, ut nemo facere praesumat. Alio vero modo, de eorum *eleemosynis*, aut de *incendio*, aut de *naufragio*, quamvis conventionem faciant, nemo in hoc jurare praesumat *).

Unter allen Kontrakten, wodurch sich einzelne Wohner zuerst mit einander verbunden haben, scheinet mir der zu einer solchen gegenseitigen bestimmten Hülfe der allernatürlichste, und gewissermaßen der Zweck der Gesellschaft selbst zu seyn. Noch itzt, ungeachtet wir Brandassekurazionsgesellschaften haben, erwartet ein Landeigenthümer im Stifte Osnabrück, wo diese noch einzeln auf ihren Höfen wohnen, wenn ihm seine Wohnung abbrennt, von seinen Mitgenossen einen Eichbaum zum Hausbalken. Auch zweifle ich gar nicht daran, daß unter den von Karl dem Großen erwähnten Eleemosynis (Beysteuern) auch noch andere Arten bestimmter Beyhülfe, als z. B. daß Einer dem Andern bey Viehsterben, Hagelschlag, u. s. w. mit einem Rinde oder mit einem Fuder Korn aushelfen sollte, begriffen gewesen sind. Ja ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, daß ähnliche Verbindungen, sich auch einander bey freudigen Begebenheiten, als Hochzeiten und Ausstattungen der Kinder, beyzuspringen, unter ihnen bestanden haben; indem davon noch Spuren genug vorhanden sind, und der Weg der Vernunft so gerade

*) Capitul. anni 779. §. 16. — Zu Deutsch: „Eide, „zu einer Gilde sich zusammen zu schwören, soll Niemand zu thun sich unterstehn. Sonst aber, zu Beysteuern, oder wegen Brandes, oder Schiffbruchs, darf „man wohl eine Vereinigung schließen, nur soll Niemand darauf schwören dürfen."

rade darauf zugeht. Selbst die Prinzessinnensteuern haben schwerlich einen andern Ursprung.

Nun muß es einem Jeden einleuchten, daß dergleichen Vereinigungen, besonders zu der Zeit wo es noch kein Geld und keine geldreiche Bürger gab, bloß unter Menschen Statt finden konnten, die Eichenbalken und Dielenblöcke auf ihren eigenen Gründen hatten: und so machen auch hier wiederum die Landeigenthümer, als Mitglieder dieser Assekuranzkompanie, eine edle Klasse aus, die sich von vielen andern Menschen unterscheidet. Man fühlt, daß es eine auffallende Mißheyrath war, wenn der Sohn eines Landeigenthümers welchen hundert Ebengenossen mit einer kontraktmäßigen Beysteuer ausrüsteten, sich eine Braut wählte die höchstens von ihren Eltern und Verwandten beschenkt werden konnte.

So kann der Unterschied der Stände in einem Staate oder Vereine seyn, welcher noch gar keine Obrigkeit, und höchstens einen Herold kennet, der ein Wort des Friedens von einem suveränen Landeigenthümer zum andern trägt; worin sich weder Lehnsherrn noch Vasallen finden; und worin der Richter, wie bey den alten Deutschen, zu Verhütung aller Erbwürden, jährlich von neuem gewählt wird.

Noch größer aber wird dieser Unterschied da seyn, wo alle Umstände einen Socialkontrakt mit einer bestehenden ausübenden Gewalt erfordern. Hier wird diese, da sie bey mächtiger Handhabung des gesellschaftlichen Bandes, oft in den Fall kömmt sich den Haß und die Rache übelgesinnter Mitglieder zuzuziehn, ohne eine besondere Wehrung oder eine ganz beson-

dere Heiligung nicht genug gesichert, und Keiner so thöricht seyn solche zu übernehmen, wenn ihm nicht der ganze Verein eine bestimmte Sicherheit stellet. So versicherten die Angelsachsen ihrem Könige ein Wehrgeld von 30000 Thrymsen *), ihrem Erzbischofe eins von 15000, ihrem Bischofe von 8000, dem Priester von 4000, und dem Thane oder Hauptmann von 2000: welches derjenige bezahlen sollte, der sie erschlagen würde. Diese Wehrung mußte sich nothwendig auch auf ihre Frauen und Kinder, nach einem gewissen Verhältnisse, erstrecken: weil Mancher sich sonst an den Kindern der öffentlichen Gewalthaber gerächet haben würde, der nicht soviel in Vermögen gehabt hätte, das Wehrgeld ihrer Väter zu bezahlen.

Und hier, in dieser politischen Wehrung des Geblüts, liegt meines Ermessens auch der Grund zu dem forterbenden Unterschiede der Stände. Die Landeigenthümer haben überall den ersten Adel ausgemacht; und ihre Kinder haben immer nothwendigen Antheil an der Wehrung der Eltern gehabt. Die zweyte Quelle des Adels ist die ausübende Gewalt; deren Wehrung sich den Kindern ganz natürlich mittheilte. Und so ist es in der That lächerlich, wenn man

*) Thrymse ist wahrscheinlich zusammengezogen aus tres tremisses; obgleich *Spelmann* h. v., und *Wilkins* in Gloss. ad LL. Angl. v. Marca, sich in die Berechnung nicht finden können. Tres tremisses machten bey den Sachsen den schweren Solidum aus; LL. Sax. §. 17. bey *Lindenbr*. p. 478. In judic. civit. Lond. bey *Wilkins* werden 266 ⅔ Thrymse auf 200 Solidos Mercios gerechnet. Die Solidi Mercii verhielten sich also zu den Sächsischen, wie unser itziges Kurrent zum Speciesgelde.

man von dem physikalischen Umstande: daß alle Menschen auf einerley Art zur Welt kommen, oder einerley Blut in ihren Adern haben, gegen jene politische Wehrung Schlüsse macht.

Herr Hofrath Meiners *) hat den Unterschied der Stände in der beständigen Achtung, welche die Nordischen Völker auch für das physikalische Blut ansehnlicher Männer gehabt, vortrefflich gegründet. Ich glaube aber, daß man jene politische Wehrung mit zu Hülfe nehmen könne.

*) Geschichte der Ungleichheit der Stände, S. 28.

Noch etwas über die Geburtsrechte.

In dem Vergleiche, welcher unter Vermittelung des Kurfürsten von Köln, als Osnabrückischen Metropolitans, den 29. Dez. 1786 zwischen dem Katholischen und Evangelischen Religionstheile daselbst wegen eines an zwey Orten noch einzuführenden Simultaneums geschlossen ward, heißt es unter andern *): daß ein ge-

wisses

*) Man s. die von Möser geschriebene „Darstellung der Gründe, welche Se. K. H. den Herrn Herzog von York als Bischof von Osnabrück bewogen haben, das Simultaneum zu Fürstenau und Schledehausen einzuführen (Osnabrück, 1793, Fol.);" im Anhange S. 17. — Ich will die hieher gehörige Stelle abschreiben.
„Dreyzehntens. Da das Domkapitel es mit „Grunde angemessen und nützlich findet, daß von den „vielen hiesigen Nonnenklöstern eines, und zwar das „Kloster Berßenbrück, aufgehoben, und dessen Einkom„men unter Zustimmung des Herrn Erzbischofs Kurf. „Durchl. zum Besten der fast gar nicht fundirten ka„tholischen Schulmeister, ferner zur Entschädigung „des katholischen Pastors auch übriger Kirchenbedienten „zu Schledehausen, . . . der Ueberschuß aber zu einem „weltlichen Stifte für qualificable Witwen und „Töchter hiesiger kathol. Fürstlicher Landes- auch Stän„discher Bedienten, aus der Klasse der Gelehrten vom „bürgerlichen Stande, verwendet werden — u. s. w."
Man sieht hier die Einrichtung zum Besten der Schulhalter, welche ich in Mösers Leben erwähnt habe. Von dem Kloster Berßenbrück hat übrigens M. eine eigene kurze Geschichte geliefert, welche in dieser Sammlung oben aus Herrn Weddigens Magazin abgedruckt ist.

N.

wisses Kloster, Namens Bersenbrück, Cisterzienser Ordens, aufgehoben, und in ein Stift für Witwen und Töchter dortiger Landes- auch Ständischer Bedienten aus der Klasse der Gelehrten vom bürgerlichen Stande verwandelt werden solle; wie solches auch, mit Päpstlicher und Kaiserlicher, ingleichen Erzbischöflicher und Landesfürstlicher Bewilligung, wirklich geschehen ist.

Bey den Traktaten, welche dieser wegen vorfielen, ist mehrmal der Zweifel erregt worden: ob es billig sey — da die Stiftsfähigkeit kein Geburtsrecht seyn könne, wie auch itzt von Vielen behauptet wird, und jedem Mädchen das sich durch Tugend und Geschicklichkeit auszeichnet, der Weg zu allen Pfründen offen stehen müsse — den gelehrten Landesherrlichen Bedienten vom bürgerlichen Stande ein solches ausschließliches Recht (wornach sogar ein Rosenmädchen für unfähig gehalten werden könnte, eine Pfründe in dem neuen Stifte zu besitzen) zu bedingen; besonders da das aufzuhebende Kloster mit zwölf größtentheils adlichen Nonnen besetzt war, die jede mit einer Pension von 100 Thalern aus den Einkünften des Klosters heimgeschickt wurden. Da aber die zu der Sache Bevollmächtigten keine andre Wahl hatten, als entweder das Kloster in seiner alten Form bestehen zu lassen, oder nachzugeben; und es fast gewiß war, daß der gelehrte Stand auf jeden andern Fall die päpstliche Bewilligung hintertreiben würde; so überwog die Betrachtung: daß es sowohl dem Landesherrn als dem Lande ersprießlich seyn würde, wenn Witwen und Töchter solcher Gelehrten welche dem Staate ihre Lebenszeit aufgeopfert hätten, auf diese Art versorgt würden, — leicht die Zweifel welche man sich gemacht hatte. Das Publikum, dachte man, gewinnt doch immer dabey, daß es denselben, wie doch in manchen Fällen Ehren- und

Noth-

Nothhalber geschehen muß, keine Pensionen zu geben nöthig hat. So gut in einer Zunft das Gilderecht auf Meistersöhne und Töchter vererbet; eben so gut könnte auch, sagte man, die Stiftsfähigkeit zu Berßenbrück auf die Witwen und Töchter Landesherrlicher Bedienten aus der Klasse der Gelehrten von bürgerlichem Stande vererben.

Bey eben diesen Unterhandlungen fiel mehrmal die Rede davon vor: ob es nicht gut seyn würde mit den Mönchsklöstern auf gleiche Art zu verfahren, und daraus Pfründen für Söhne von guten bürgerlichen Familien, wenn sie auch nicht alle von gelehrtem Stande wären, zu machen; besonders auch in der Betrachtung, daß jeder Bauer und Handwerker itzt einen Sohn der Theologie widmete, und ihn einer nützlichern Bestimmung entzöge: wogegen die Söhne von guter Familie, von welchen man nach dem natürlichen Laufe der Dinge nicht erwarten könnte daß sie den Pflug ergreifen würden, Tag und Nacht auf neue Bedienungen ausgingen, und sich dem Staate in die Futterung zu geben auf jede Weise versuchten. Vier gelehrte Ahnen, meinte man, müßte wenigstens ein Jeder haben, der ein Mönch oder Weltgeistlicher werden wolle; die Bettelorden aber, die dem Lande nur zur Last fielen, und sich lediglich aus dem geringsten Stande rekrutirten, sollte man ganz abschaffen.

Das Erste fand man so ganz unbillig nicht, obwohl noch zur Zeit mit vielen Schwierigkeiten verknüpft; das Letzte aber unmöglich, so lange die katholische Kirche die Ohrenbeichte beybehielte. Denn, welche Wirthinn z. B. wird ihrem ordentlichen Pfarrer, der sie täglich besucht, gewisse Sünden beichten, und ihm hernach ohne die größte Unverschämtheit unter die Augen treten können? und wie viel Herren und Damen mögen sich in einem glei-

gleichen Falle befinden? Es müssen also zu gewissen Zeiten Mönche kommen, die den Sündern nicht wie der ordentliche Pfarrer täglich vor Augen leben, um ihnen die Sünde abzunehmen, welche diese sonst auf ihrem Gewissen behalten würden. Die Ohrenbeichte aber kann so wenig der Papst als der Bischof abschaffen, hierzu ist allein eine Kirchenversammlung berechtigt; und bis diese zu Stande kömmt, müssen die Bettelmönche zu jenem Zweck beybehalten werden.

Wie hier die Sache gegangen ist; so, glaube ich, ist sie zu allen Zeiten gegangen. Man hat die Pfründen für Söhne und Töchter von guter Familie, von welchen man nicht fordern konnte, daß sie sich mit ihrer Hände Arbeit ernähren sollten, bestimmt; und ihnen dabey ein eheloses Leben auferlegt, damit sich eine müssige und dem Staat nur zur Last fallende Menschenrace nicht ins Unendliche vermehren mögte. Ehe der Militärstand den Fond d' Amortissement für die Kinder aller Hoch- und Wohlgebornen, wie auch Hochgelahrten, hergab; finden sich Beyspiele bey itzt noch blühenden großen Familien, daß ein jüngerer Bruder Hauskaplan des ältern geworden ist. Und man kann sicher voraussetzen, daß, wenn bey einer künftigen Revolution der Militärstand ganz wegfallen sollte, alle jüngere Söhne aus guten Familien sich auf die Wissenschaften legen, und, wo nicht durch ein ausdrückliches Gesetz, doch gewiß in der That, die vom geringern Stande von den für diese itzt noch bestimmten Ehrenstellen verdrängen werden: weil sie bessere Gelegenheit und Mittel haben, sich vorzügliche Kenntnisse zu erwerben. Schon itzt beschweren sich unsre Bauern darüber, daß fast kein Andrer zur Pfarre auf dem Lande gelangte, als eines Pfarrers oder Städters Sohn; wie werden sie nicht alsdann kla-

gen, sie welche Herren und Bediente, Pfarrer und Richter, fast allein unterhalten müssen?

Ob es aber besser in der Welt stehen würde, wenn alle gute Kinder, hätten sie auch noch so zarte Hände, zum Pflug oder zum Handwerk erzogen; und alle nicht gute Kinder durch gar zu schöne Aussichten zum Studieren versucht würden: daran zweifle ich sehr. Noch mehr aber daran: daß die allgemeine Ruhe sich erhalten würde, wenn alle Ehrenstellen und Pfründen nach Tugenden und Talenten ausgetheilt werden sollten, die man izt zum Theil auf den beiden Auswegen: der Geburt und der Ancienetät, vertheilt. Und was würde der Minister anfangen, bey dem sich zu jedem Dienste ein Paar tausend Kompetenten melden könnten, welche er Alle, bis auf Einen, unzufrieden wieder fortschicken müßte? Welche Gesetze würden da gegen das crimen ambitus vel simoniae gemacht werden müssen? Und woher wollte man die Wage nehmen, um die Verdienste abzuwägen; nachdem der Doktortitel seine Beweiskraft verloren hat, und das Examen rigorosum von Menschen angestellt werden muß?

Inhalt.

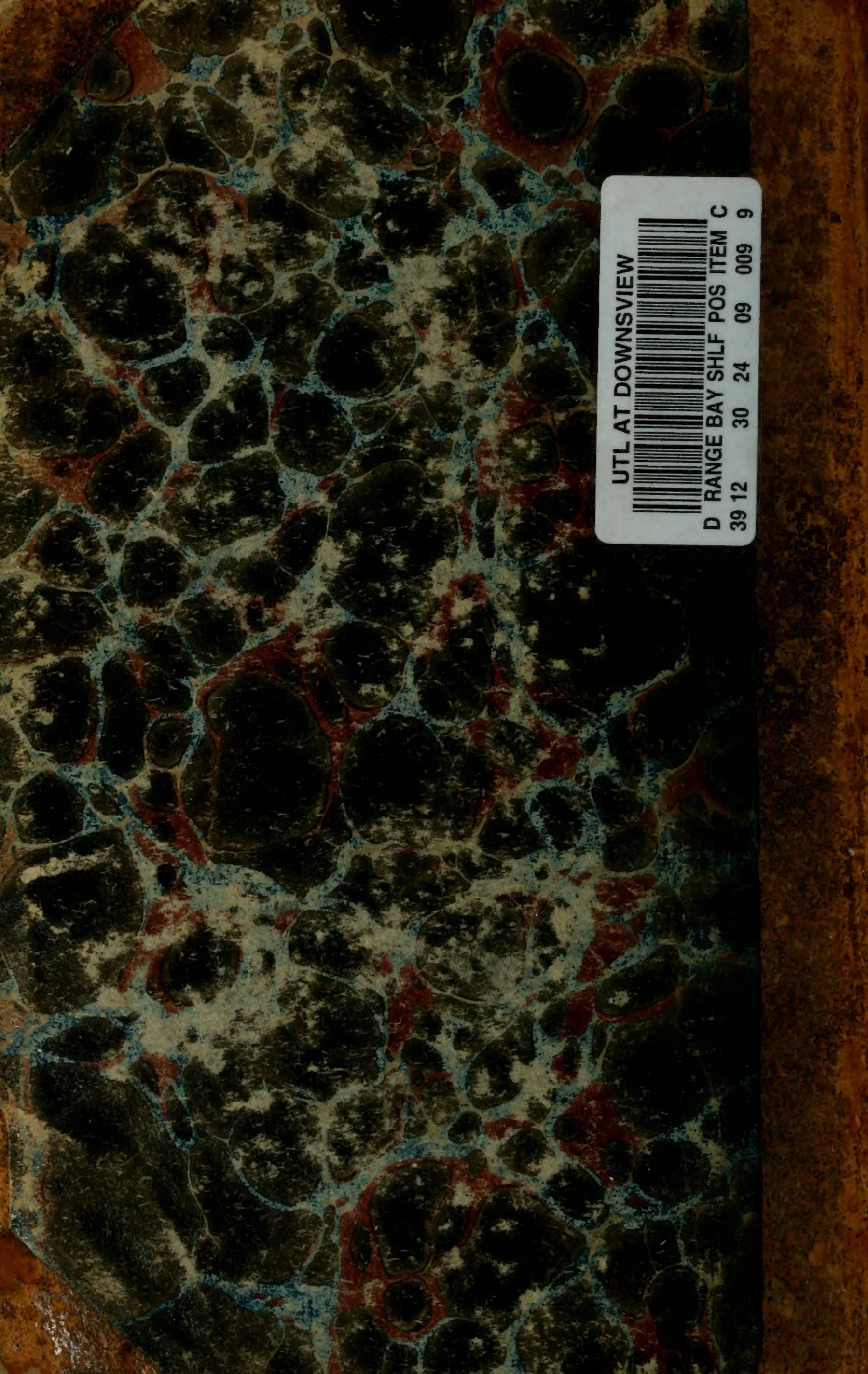
Inhalt.

Virgil

Inhalt.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 24 09 009 9